



**FestHeft.**  
**für Sylvia Paletschek**

**Uni, Leben, Geschichte.**

**Heft I**

Jg. 1 (2022), H. 1

# Inhalt. Heft I

+ Team FestHeft	8	Intro
+ Ute Planert	12	Nur "grundsätzlich gleichberechtigt". Frauen in der Weimarer Republik
+ Dieter Langewiesche	16	Berufswege von Historikerinnen und Historikern nach Promotion und Habilitation – Ausgangsort Tübingen
+ Ute Schneider	22	Profiling Crime meets history: Serienabende mit Sylvia
+ Margit Szöllösi-Janze	26	Wie Wilhelm von Humboldt aus Oxford auszog und Sissi triumphalen Einzug hielt. Sylvia Paletschek am European Studies Centre des St Antony's College
+ Mitchell Ash	30	Mythos Humboldt – OMG, nicht noch einmal... Ja doch, in kollegialer Freundschaft
+ Ulrich Bröckling	34	Von den Exzellenzen zur Exzellenz
+ Jakob Tanner	38	Wann geht das Abendland endlich unter?
+ Gabriele Lingelbach	40	Für Sylvia Paletschek
+ Rainer Christoph Schwinges	42	Ein sonderbarer Fall weiblichen Bildungsdrangs an der vormodernen Universität
+ Birgit Studt	48	Von Gärten der Gelehrten
+ Dieter Speck	54	Der Tod der Emmy Frese am 28.06.1920 im Hörsaal 21
+ Livia Prüll	58	Forschen mit Sylvia – Spaßfabrik, Denkfabrik
+ Roger Chickering	62	Ein Brief an Sylvia



# Intro

von Miriam Bräuer-Viereck, Melanie Fritscher-Fehr, Antje Harms, Mirjam Höfner, Christa Klein, Anna Lux & Marie Muschalek

Am Anfang stand ein Dilemma: Das Institution gewordene Format der „Jubiläumshetorik“ kam für Sylvia Paletschek nicht infrage. Wie also damit umgehen, dass wir trotzdem das Bedürfnis hatten, ‚etwas‘ für sie zum 65. Geburtstag zu schaffen? Einen Waldspaziergang und einiges Abwägen später stand fest: Die gute alte Festschrift besteht dem Namen nach aus zwei Komponenten. Und diese bilden erst im Zusammenspiel jenes mit spezifischen Erwartungen und Anforderungen verbundene hagiographische Gebilde.

Wir aber zerlegen diese Fest / Schrift einfach. Wir setzen bei ihren Teilen an – „Fest“ und „Schrift“ und kombinieren sie neu. Heißt: Wir übernehmen das Feiern und bleiben „feste“ dabei. Das geschriebene Wort entreißen wir den genrespezifischen Vorgaben. Wir würzen es mit Bildern, rühren kräftig um, lassen es köcheln und ziehen und füllen den Inhalt dann in eine andere Form. Voilà: die Idee zum FestHeft war geboren!

Die folgenden Seiten – gebündelt in drei Heften – umfassen ein breites Feld an Texten und Inhalten, mal eher akademisch, mal eher kreativ. Mal klassisch Text, mal visuell. Manches eher erinnernd, anderes deutlich analytisch. Einiges provokativ, weiteres gar poetisch. Doch so unterschiedlich die Produkte auch sind, stets ist der Bezugspunkt die Begegnung mit Sylvia Paletschek – im Forschen, im Lehren, im (akademischen) Leben.

Die Beiträge greifen Themen und Begegnungen auf und verweisen auf ein Verständnis von

wissenschaftlich-akademischem Sein, das auch wir für die Arbeit und das Wirken von Sylvia Paletschek charakteristisch finden:

Das Forschen als ein Prozess, der bei ihr stets mit immens großer Neugierde und Offenheit verbunden ist. Sylvia Paletscheks Forschungen eröffnen ganz unterschiedliche Felder des Historischen und seiner Betrachtung: mitten hinein oder von den Rändern her schauend, dabei stets mit einer großen Sensibilität für intersektionale Perspektiven und die Komplexität von Geschichten.

Das Lehren und Betreuen akademischer Arbeiten, das nie nur notwendiges Beiwerk war, sondern stets ein eigener und wichtiger Bestandteil ihres Selbstverständnisses als Professorin.

Die akademische Selbstverwaltung und das hochschulpolitische Engagement, das Sylvia Paletschek als Mitglied von Gremien und Arbeitsgruppen, als Gleichstellungsbeauftragte und als Prorektorin zeigt und als Möglichkeit zur Veränderung von festgefahrener und vermeintlich starren Universitätsstrukturen begreift.

Die Zwischenräume und -zeiten des akademischen Daseins, also jene Orte, Zeiten, Begegnungen, die in keinem Lebenslauf auftauchen, die aber zentral sind für akademische Praxis – die Reise zu einer Tagung, das Gespräch in den Pausen, chitchatting auf dem Flur des Historischen Seminars, weihnachtliches Wichteln im Rahmen des Lehrstuhls, Kaffee kochen in der Kitchenette, Eibrötchen servieren während der Dienstbesprechungen.

Wir haben die Freiheit des von uns erfundenen Formats FestHeft genutzt und auf Vereinheitlichungen formaler Kriterien weitgehend verzichtet. Das Heft ist damit Ausdruck auch jener Beweglichkeit/Veränderlichkeit, jener Vielfalt des akademischen Formulierens und Formatierens in einer Zeit, in der insbesondere um die Frage der ‚richtigen‘ Sprache gerungen wird. Das FestHeft ist so nicht nur im Inhalt, sondern auch in der Form eine Quelle unserer Gegenwart.

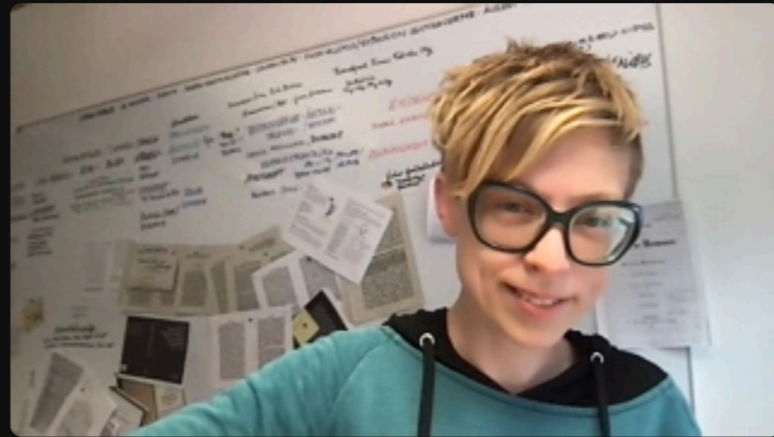
Das FestHeft umfasst Beiträge von Wegbegleiter\*innen, Kolleg\*innen, Mitarbeiter\*innen, Studierenden und Pomovierenden von Sylvia Paletschek. Ihnen möchten wir für die gute Zusammenarbeit, für das strenge Geheimhalten und damit für das Gelingen des FestHefts als Überraschung herzlichst danken! Ein besonderer Dank geht an Reinhard Nürnberg, der von unserer Idee sofort begeistert war und uns in klandestinen Gesprächen unterstützt und beraten hat. Wir sind sehr traurig darüber, dass er das fertige Produkt nicht mit Dir lesen und ansehen kann.

Das FestHeft ist das Ergebnis einer Zusammenarbeit, die vor allem im guten alten Internet und einem, zunächst noch ungewohnten, uns in den letzten beiden Jahren jedoch rasch vertraut gewordenen Formats, im „Zoom“, stattfand. Meist am Abend mit Wein oder Bier, ab und zu noch ein Kind im Hintergrund, haben wir überlegt und geplant, geplaudert und uns wieder fokussiert. Es hat uns viel Freude gemacht, an dem FestHeft zu arbeiten. Auch und weil wir Danke sagen wollen. Danke für anregende Gespräche, für ein Zusammenarbeiten auf Augenhöhe, für Unterstützung und Begleitung auf unseren (beruflichen) Lebenswegen, fürs Sich-Zeit-Nehmen und für eine bei aller Ernsthaftigkeit des Akademischen gelebte Leichtigkeit, die eine ganz besonders sympathische Eigenschaft von Sylvia Paletschek ist!

Wir gratulieren herzlichst zum 65. Geburtstag, wünschen das Beste für alles Kommende und eine erquickende Lektüre.

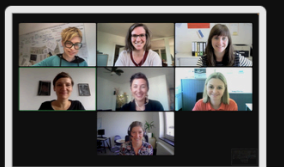


Auch hier sind Fest und Schrift unmittelbar verknüpft – mit handfesten Folgen für die Römer und einem kulinarischen Nachspiel: Asterix in Korsika



Gut gelaunt und sehr klandestin:  
die Zoom-Treffen zur  
Vorbereitung des  
FestHeftes. Hier das Team von  
oben links beginnend:

- Christa Klein
- Marie Muschalek
- Miriam Bräuer-Viereck
- Anna Lux
- Mirjam Höfner
- Melanie Fritscher-Fehr
- Antje Harms



# Nur „grundsätzlich gleichberechtigt“. Frauen in der Weimarer Republik

von Ute Planert

Als nach vier Jahren Weltkrieg eine Welle von Revolutionen das alte Europa hinwegfegte, der deutsche Kaiser ins Exil floh und die neue Republik zum Experimentierfeld der Moderne wurde, blieb von so viel Umsturz auch das Verhältnis der Geschlechter nicht unberührt. Männer wie Frauen waren nun zu den Wahlen aufgerufen, in die Weimarer Nationalversammlung zogen weibliche Abgeordnete ein, und die Verfassung hielt beide Geschlechter für „grundsätzlich gleichberechtigt“. Mit Bubikopf und Zigarettenspitze betrat die „Neue Frau“ die Bühne der Großstadt, angetreten, um, wie es die Juristin Else Hermann formulierte, „durch ihr Wirken und Handeln den Beweis zu erbringen, dass die Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts nicht Menschen zweiten Grades sind, sondern ihren Posten im Leben durchaus auszufüllen vermögen“.

Tatsächlich hatte sich das Verhältnis der Geschlechter in Deutschland schon seit der Jahrhundertwende in einer Weise verändert, wie es früheren Generationen undenkbar erschienen war. Seit 1908 standen Gymnasien und Universitäten in ganz Deutschland Frauen wie Männern offen, und auch wenn bis weit in die Weimarer Republik hinein die meisten Frauen als „mithelfende Familienangehörige“ beschäftigt waren, verlagerte sich die Erwerbstätigkeit einer immer besser ausgebildeten Generation zunehmend auf die expandierenden Sektoren von Industrie, Handel und Verkehr. Im Krieg hatten Frauen neben der Sorge um die Familie auch die Arbeitsplätze der eingezogenen Männer übernommen und verloren das Wissen um ihre Fähigkeiten auch dann nicht, als die zurückkehrenden Soldaten sie zunächst wieder aus ihren Positionen verdrängten. Technischer

Fortschritt und der Wandel der Arbeitswelt ließen mit den Angestellten eine stetig wachsende soziale Gruppe entstehen, zu deren Inbegriff die „Tippmamsell“, das „Fräulein vom Amt“ und die Verkäuferinnenscharen der Großstadt-Warenhäuser wurden. Allein in den Jahren der Weimarer Republik stieg die Zahl der meist jungen weiblichen Angestellten je nach Branche bis auf das Fünffache.

Beschleunigung und Wandel waren das Signum der Epoche, doch nirgendwo wurden die Veränderungen so augenfällig wie in der Figur der „Neuen Frau“. Aus der „in Korsetts geschnürten, bis zum Hals mit gefältetem Tuch verschlossenen, mit Röcken und Unterröcken behafteten, historischen Frau von vorgestern ist innerhalb einer einzigen, raschen Generation die Frau von heute geworden“, wunderte sich Stefan Zweig, und Robert Musil merkte ironisch an, die Schlacht der Frauenbefreiung sei „nicht von den Vorkämpferinnen der Emanzipation, sondern am Ende von den Schneidern geschlagen worden“.

Tatsächlich hatten die Erfindung von Reißverschlüssen und Druckknöpfen, neue Methoden der industriellen Fertigung und die Durchsetzung der Konfektion erheblich zur Veränderung des weiblichen Erscheinungsbildes beigetragen. Schon seit der Jahrhundertwende hatte es Bestrebungen gegeben, Frauen von den zunehmend als gesundheitsschädlich geltenden Reifröcken und Korsetts zu befreien, doch die Begeisterung für wallende „Reformkleider“ war über den Zirkel avantgardistischer Lebensreformer nicht hinausgekommen. Erst im Krieg rutschten die Säume höher. Auch die Schnitte wurden schlichter, nicht nur wegen des allgegenwärtigen Mangels an

Material, sondern auch, weil Millionen Frauen auf dem Weg in die Munitionsfabriken und Gewerbebetriebe mehr Bewegungsfreiheit brauchten.

In den Zwanziger Jahren wurde aus der angestregten Arbeiterin der Kriegszeit allmählich die „Neue Frau“ der Weimarer Republik - nicht zuletzt, weil die Unternehmen der entstehenden Konsumgesellschaft in der wachsenden Zahl selbständiger Frauen einen neuen Markt entdeckten. Die emanzipierte Schöne war zuallererst ein Geschöpf der Film- und Unterhaltungsindustrie, die mit den Sehnsüchten einer neuen Frauengeneration und ihrer Hoffnung spielte, auch selbst einmal ein „Glanz“ zu sein. Von Leinwänden und Theaterplakaten lächelten verwegene Vamps und knabenhafte Garçonnes, Illustrierte verbreiteten den Ruhm knapp bekleideter Sportlerinnen, und die amerikanische Girlkultur eroberte die Revuen. Als ebenso selbstbewusste wie geheimnisvolle Femmes Fatales zogen Greta Garbo und Marlene Dietrich Millionen in ihren Bann. Der Film und die großen Revuetheater der Hauptstädte inszenierten die schlanke neue Weiblichkeit in allen Facetten ihrer schillernden Sexualität, die Leidenschaft und unterkühlte Dominanz ebenso zuließ wie das Spiel mit den Geschlechterrollen und die Neigung zum eigenen Geschlecht.

Berlin war das Mekka des europäischen Showbusiness. Vierzig Theater, vierhundert Kinos und mehrere Hundert Varietés, Nachtclubs, Travestiebühnen und Amüsierbetriebe warteten auf ein Publikum, das nach der Einführung des Achtstundentages mehr Zeit für Vergnügungen hatte als je zuvor. Schon bald avancierte die Stadt zum Kristallisationspunkt jener „sexuellen Zwischenstufen“, denen Magnus Hirschfeld, Gründer des Berliner Instituts für Sexualwissenschaft, im Bemühen um die Entstigmatisierung von Homo- und Transsexualität eine gleichnamige Zeitschrift gewidmet hatte. Zwar gelang es nicht, die Abschaffung des Paragraphen 175 zu erreichen, der „Unzucht unter Männern“ unter Strafe stellte, Frauen dagegen erst gar nicht erfasste. Aber dank einer toleranten Polizeidirektion gab es in der deutschen Hauptstadt mehr Schwulen- und Lesbenbars als irgendwo sonst in Europa, und die berühmten Berliner Transvestitenbälle zogen Besucher in Scharen an. Das öffentliche Interesse am verruchten Großstadtleben ermöglichte

Künstlern erstmals die unverblümete Darstellung zeitgenössischer Homosexualität. Klaus Mann schrieb seinen ersten Schwulenroman, und als er danach - mit Gustav Gründgens als Regisseur und Schwester Erika in der Hauptrolle - die erste lesbische Liebesgeschichte der Weimarer Republik auf die Theaterbühne brachte, war Erika Manns Zuneigung zur weiblichen Hauptfigur nicht nur gespielt.

Wie niemand sonst hat die Malerin Jeanne Mammen das großstädtische „Antlitz der Zeit“ und die Welt der „Neuen Frau“ im Bild festgehalten. Mit scharfem Blick durchstreifte sie Künstlerlokale und Kaschemmen, portraitierte Revuetänzerinnen und erschöpfte Fabrikarbeiterinnen, lesbische Liebespaare, freizügige Flapper und kesse Büromädchen auf der Suche nach Zerstreuung. Mammens Milieuschilderungen wurden in Illustrierten und Magazinen abgedruckt, und seit sie zu den Stammautoren des vielgelesenen Satireblatts „Simplizissimus“ zählte, konnte sie für jedes veröffentlichte Bild das Monatsgehalt eines Beamten verlangen.

Der rasende Sog der Moderne verlangte nach künstlerischer Kommentierung und intellektueller Einordnung. Kunst, Literatur und Feuilleton erlebten eine Blütezeit. Das mit neuen Vermarktungsmethoden expandierende Pressewesen bediente ein Millionenpublikum, und die Verlage waren stets auf der Suche nach Fortsetzungsromanen, um die Spalten ihrer absatzstarken Druckerzeugnisse mit immer neuen Geschichten zu füllen. Die Unterhaltungsindustrie ermöglichte zahlreichen Schriftstellerinnen und Künstlerinnen eine leidlich unabhängige Existenz, wenn auch nur wenige so erfolgreich waren wie die Ullstein-Autorin Vicky Baum, deren Roman „Menschen im Hotel“ noch vor ihrer Emigration in die USA von Hollywood mit Greta Garbo in der Hauptrolle verfilmt wurde.

Ermutigt von Alfred Döblin, der ihre genaue Beobachtungsgabe schätzte, zog auch Irmgard Keun nach Berlin, um ihre mäßig erfolgreichen Schauspielengagements gegen eine steile Karriere als Schriftstellerin einzutauschen. Ihre Romane, Anfang der Dreißiger Jahre erschienen, trafen den Nerv der Zeit: „Gilgi“ und das „Kunsteidene Mädchen“ sind Heldinnen des Alltags, die mit Witz und Biss den prekären Großstadtverhältnissen ihr Anrecht auf ein bisschen Glück abtrotzen. Schon im Jahr der Veröffentlichung erlebte „Gilgi“ sechs

Auflagen, und bald darauf wurden beide Romane in nahezu alle europäischen Sprachen übersetzt.

In Keuns Erzählungen konnte sich die große Masse jener jungen Frauen wiederfinden, die vom Glanz der „Goldenen Zwanziger“ nur träumen könnten. Zwar hatte der gesellschaftliche Wertewandel in Folge von Krieg und Revolution der jungen Generation erstmals die Chance eröffnet, eine selbständige Existenz jenseits von Ehe und Familie zu führen. Doch weil Frauenlöhne nach wie vor als bloßer „Zuverdienst“ galten und in allen Branchen weit unter denen der Männern lagen, waren die wirtschaftlichen Verhältnisse der meisten alleinstehenden Frauen so prekär, dass aus der vielgepriesenen Unabhängigkeit allenfalls eine Zwischenstation auf dem Weg zur „Kameradschaftsehe“ wurde. Keuns Romanheldinnen sparen am Essen, nicht an der so wichtigen äußeren Erscheinung, sie hungern, frieren, nähen und flicken tapfer gegen ihre Armut an und brauchen doch die Einladung großzügiger Verehrer, um der Tristesse ihrer winzigen Mansardenzimmer auch nur für die Dauer eines Restaurantbesuchs zu entfliehen. Sie kämpfen mit Nachstellungen durch Vorgesetzte ebenso wie mit der Angst vor Arbeitslosigkeit, und sie balancieren auf dem schmalen Grat zwischen Geldnot, Abenteuerlust und Prostitution, ohne Hilfe zu finden, wenn ihre Freizügigkeit Folgen hat. Verhütungsmittel waren teuer und nicht leicht zu bekommen, und Abtreibungen blieben in der Weimarer Republik trotz aller Liberalisierungsbemühungen von Sexualreformerinnen, Ärzten und linksgerichteten Parteien verboten.

„Fast ist es, als übersetze sie das Leben in die Literatur“, schrieb Erika Mann über Irmgard Keuns kritische Zeitdiagnose, die zunächst als Fortsetzungsroman im sozialdemokratischen „Vorwärts“ erschienen war. Das Schicksal ihrer Romanfiguren entfaltete das ganze Panorama sorgenvoller Existenz und hatte so gar nichts mit dem glamourösen Ideal der „Neuen Frau“ zu tun, dessen Realisierung einer kleinen Gruppe wohlhabender Frauen aus der gesellschaftlichen Oberschicht oder den Kreisen der Bohème vorbehalten blieb.

Nicht nur bei den Löhnen der Arbeiterinnen und Angestellten, auch in akademischen Berufen konnte von einer Gleichberechtigung der Geschlechter keine Rede sein. Zwar hatte die Weimarer Verfassung eine Bestimmung aus dem Kaiserreich aufgehoben, nach

der Beamtinnen bei ihrer Eheschließung entlassen wurden und zugleich aller Pensionsansprüche verlustig gingen. Doch unter dem Druck von Wirtschaftskrise und Inflation wurde das „Lehrerinnenzölibat“ schon 1923 wieder eingeführt und qua „Personalabbauverordnung“ auch auf Angestellte im öffentlichen Dienst ausgedehnt. Juristinnen wurden erst 1922 nach erbitterter Gegenwehr der Standesorganisationen zu den Berufen der Rechtspflege zugelassen und mussten ihren Unterhalt im Verbandswesen suchen, weil sie als Staatsanwältin oder Richterin schlicht nicht eingestellt wurden. An den Universitäten stieg die Zahl der Studentinnen stetig an, doch ihr Weg dorthin war vielfach von Umwegen gekennzeichnet und in weit stärkerem Maß von einer gehobenen Herkunft abhängig als bei ihren Kommilitonen.

Schwerer als die zähen Vorurteile mancher Professoren wogen die Benachteiligungen, denen sich Frauen nach dem Examen gegenübersehen. Universitätskarrieren führten bestenfalls zur Promotion, und statt Habilitation und Professur erwiesen sich Labor und Bibliotheksdienst häufig als Endstation. Karriere machen konnten Frauen allenfalls auf Feldern, die nach gängiger Auffassung der weiblichen Bestimmung entsprachen, etwa als Fürsorgerin oder Amtsleiterin in den Sozialbehörden des Weimarer Wohlfahrtsstaats. Nur wenigen Frauen gelang der Sprung ins Parlament oder in ein Spitzenamt der Ministerialbürokratie. Doch auch hier blieben Frauen auf den Bereich Wohlfahrt und Familie festgelegt, und nachdem der Anteil der Parlamentarierinnen in der Nationalversammlung 1919 noch rund zehn Prozent betragen hatte, ging ihre Zahl in den Folgejahren stetig zurück.

Das war auch den Wahlerfolgen der NSDAP geschuldet, die keine weiblichen Abgeordneten in ihren Reihen duldeten. Gegen Ende der Weimarer Republik wurde das Straßenbild zunehmend von martialischen Aufmärschen paramilitärischer Gruppen und Schlägereien zwischen Kommunisten und Nationalsozialisten bestimmt. Diese Remaskulinisierung der Politik schlug sich auch in der Männermode nieder: Statt des kultivierten Dandys waren nun muskulöse und kantige Naturburschen gefragt.

Doch nicht nur in der Politik, auch auf dem Arbeitsmarkt schien sich das Rad rückwärts zu drehen. Begleitet von einem regelrechten Pressefeldzug gegen das weibliche

„Doppelverdienertum“, verschärfte der Reichstag unter dem Druck von Wirtschaftskrise und Arbeitslosigkeit mit den Stimmen aller Parteien die Möglichkeit, verheiratete Frauen aus ihren Positionen zu entlassen. Auch an den Universitäten hatten Studentinnen nun häufiger mit Schmähungen zu kämpfen. Immer deutlicher wurde in der Presse der Vorteil des häuslichen Daseins gegenüber der anstrengenden Berufsarbeit hervorgehoben, und die Vorstellung einer besonderen Eignung von Frauen zur hingebungsvollen Mutterschaft dominierte den politischen Diskurs nicht nur in der Propaganda der politischen Rechten, sondern auch in den Kampagnen liberaler Parteien. Auch die Mode spiegelte diese neue Rückwärtsgewandtheit wider. Am Ende der Weimarer Republik bestimmten feminine Schnitte, längere Rocksäume und eine weiblichere Haartracht das Bild. Die Schönheitsköniginnen der neuen Miss Germany-Wahlen trugen blonde Zöpfe. Aus der androgynen Garçonne und dem selbstbewussten Girl war ein deutsches Gretchen geworden.

### zum Weiterlesen

Baum, Vicky, Menschen im Hotel, Berlin 1929.

Giese, Fritz, Girlkultur. Vergleiche zwischen amerikanischem und europäischem Rhythmus und Lebensgefühl, München 1925.

Herrmann, Else, So ist die neue Frau, Berlin 1929.

Huebner, Friedrich Markus (Hg.), Die Frau von morgen wie wir sie wünschen, Leipzig 1929.

Jean Mammen, Die Beobachterin. Retrospektive 1910-1975, München 2017.

Mann, Klaus, Anja und Esther. Ein romantisches Stück in 7 Bildern, Berlin 1925.

Ders., Der fromme Tanz. Abenteuerbuch einer Jugend, Hamburg 1926.

Keun, Irmgard, Gilgi, eine von uns, Berlin 1931.

Dies., Das kunstseidene Mädchen, Berlin 1932.

Lindsey, Ben B./Evans, Wainwright, Die Kameradschaftsehe, Stuttgart 1928 (engl. 1927).

Moreck, Curt, Führer durch das lasterhafte Berlin, Berlin 1930.

Roellig, Ruth, Berlins lesbische Frauen, Leipzig 1928.

Van der Velde, Henrik, Die vollkommene Ehe. Eine Studie über ihre Physiologie und Technik, Leipzig, Stuttgart 1926.

### zur Person

Ute Planert, kleine Doktorschwester der Jubilarin und zu legendären Tübinger Zeiten stets voller Bewunderung für ihr role model, inzwischen selbst Professorin für Neuere Geschichte an der Universität zu Köln.

# Berufswege von Historikerinnen und Historikern nach Promotion und Habilitation – Ausgangsort Tübingen

von Dieter Langewiesche

Die Professur ist weiterhin das Nadelöhr, auf das die zahlreichen Finanzierungswege für Postdocs und Habilitierte zulaufen. Der Hazard, wie schon Max Weber den Weg zur Professur genannt hatte, verschärfte sich in der Gegenwart erheblich, da die erfreulich vielfältige Drittmittellandschaft die Qualifikationsstellen stark vermehrt hat, während die Zahl der Professuren weit dahinter zurückblieb. Dieses Mißverhältnis und die Probleme, die sich daraus ergeben, hat Sylvia Paletschek für die Geschichtswissenschaft in Deutschland durchleuchtet. Auf ihre Statistiken muß zurückgreifen, wer sich ein verlässliches Bild machen will. Ich möchte es punktuell ergänzen, indem ich frage, was aus den 32 Frauen und 38 Männern beruflich geworden ist, die zwischen 1985 und 2008 am Lehrstuhl für Neuere Geschichte der Universität Tübingen ihre Promotion und Habilitation oder eines von beiden abgeschlossen haben. (1) Die Jubilarin war eine von ihnen.

Untersucht werden die Wege aus Tübingen, nicht die Wege dorthin. Herkunftsdaten wurden nicht systematisch erfaßt. Ich halte nur fest, daß es unter den Personen, die betrachtet werden, niemanden mit Migrationshintergrund gibt, wohl aber fünf Frauen und vier Männer, die aus dem Ausland (Südkorea, China, Kanada, Israel, Schweiz) zur Promotion nach Deutschland gekommen und danach in ihre Herkunftsländer zurückgekehrt sind. Sie haben an dortigen Hochschulen unbefristete Stellen erhalten; (2) unter ihnen zwei (eine Frau und ein Mann), die auf eine Professur berufen wurden.

Sucht man nach Auffälligem in den statistischen Daten für die 70 Personen, die promoviert oder habilitiert wurden, und die 20 Personen, welche die geplante Dissertation nicht abschließen konnten, so ist als erstes hervorzuheben: Frauen wurden offensichtlich nicht benachteiligt. Unter denen, welche die geplante Dissertation nicht beendet haben, stellen sie die Hälfte, in der Gruppe mit Abschlüssen nahezu die Hälfte (46 %). Eine kräftige Mehrheit bilden sie unter denen, die Professuren erhalten haben (acht von elf Personen). Unter denen, die noch auf eine Professur warten oder bei denen die Habilitation bevorsteht, sind sie mit vier zu sechs vertreten (Tab. 1). Auch in dieser Gruppe haben nur zwei befristete Stellen, unter ihnen keine Frau. Es sind zwar ausschließlich Frauen, die nach der Promotion nicht berufstätig geworden sind, doch diese zwei, in der Tabelle unter „Familienarbeit“ ausgewiesen, sind ehrenamtlich oder freiberuflich tätig. Sie wirkten an historischen Ausstellungen mit und verfaßten fachliche Aufsätze und Bücher.

Zunächst zu den Elf, die Professuren erhalten haben, darunter acht Habilitierte (Tab. 1–5). Drei (1 F) sind ohne Habilitation berufen worden, zwei (1 F) davon im Ausland. Sechs haben nach der Promotion die Universität gewechselt, um zu habilitieren; wohl eine Folge der Drittmittelexpansion. Früher war man in den Geisteswissenschaften auf eine der wenigen etatisierten Mitarbeiterstellen an einem Lehrstuhl angewiesen, heute nicht mehr. Dies gilt erst recht in der Phase nach der Habilitation.

Ich habe in den 1970er Jahren auf ein und derselben Mitarbeiterstelle promovieren und habilitieren können und hätte auf ihr noch Wartezeit zur Verfügung gehabt, wenn sie erforderlich gewesen wäre. Diese Chance, in der gesamten Ausbildungsphase und auch in der Bewerbungszeit danach nicht die eigene Stelle einwerben zu müssen, erhielt in der untersuchten Personengruppe nur eine einzige Historikerin. Alle anderen Personen mußten während und vor allem nach der Habilitation befristete Drittmittelstellen koppeln, ergänzt um Vertretungs- oder Gastprofessuren, Fellowships u.ä. Das kostet Zeit. Erst recht, wenn ein Antrag abgelehnt wird. Dann muß schnell ein neuer Antrag konzipiert und noch schneller eine Zwischenfinanzierung gefunden werden.

In einem Sonderforschungsbereich oder einem anderen Forschungsverbund zu forschen, mag intellektuell herausfordernder sein als ohne eine solche Einbindung, doch schneller verläuft dieser Weg in aller Regel nicht. Auch wenn das formal nicht ausgewiesen wird, sind doch alle, die dabei sein wollen, monatelang damit beschäftigt, am Antrag mitzuwirken. War er erfolgreich, müssen Tagungen, Gesprächskreise, Vortragsreihen organisiert, Sammelbände für den Druck vorbereitet werden. Das verbraucht viel Zeit.

Die neue Finanzierungsvielfalt erhöhte erheblich die Möglichkeiten, selbstbestimmt den Weg in die Wissenschaft zu wählen, vorbei an den wenigen etatisierten Mitarbeiterstellen, die in den geisteswissenschaftlichen Fächern zur Verfügung stehen und von den Professoren (ganz überwiegend waren es Männer) vergeben werden. Dieses Nadelöhr beim Einstieg in das Berufsfeld Universität wurde stark erweitert – im Tübinger Untersuchungsfeld mehr als verdoppelt (Tab. 3) –, doch das führte angesichts der höheren Belastungen im Vergleich zu festen Mitarbeiterstellen zwangsläufig zu einer Verlängerung der Wege zur Habilitation und zur Professur. Es kann deshalb nicht überraschen, daß in der Untersuchungsgruppe das Habilitationsalter (mit einer Ausnahme) zwischen 39 und 46 Jahren lag, und die Erstberufung (mit zwei Ausnahmen) zwischen dem 44. und 48. Lebensjahr erfolgte. Die Erweiterung des Zugangs verlängerte die Wege, doch sie führten zum Ziel. Nur in einem Fall wurde bislang noch keine Dauerstelle erreicht. Es wurde mithin nicht am Aufnahmemarkt Universität vorbei ausgebildet.

In wissenschaftspolitischen Texten werden Promovierte meist unter wissenschaftlicher Nachwuchs geführt. Auch die Tübinger Daten zeigen, daß dies nicht zutrifft (Tab. 1). Die 70 Promovierten (davon 32 Frauen) haben sich ein weites Feld an Berufen erschlossen. Ein knappes Drittel konnte in der Universität bleiben. Hier waren die Frauen am erfolgreichsten. Sie überwiegen quantitativ, und dies am stärksten in der Spitzenposition, die in der Universität erreicht werden kann, der Professur. Die meisten (39 %) nahmen der außeruniversitären Kultur- und Bildungssektor auf, insbesondere die forschungsintensiven Berufsbereiche Museum und Archiv. Bei den vier Personen, die unter „Wirtschaft, selbständig“ erfaßt sind, geht es keineswegs um prekäre Positionen, sondern um erfolgreiche Unternehmer. Einige von ihnen haben sich den Freiraum geschaffen, ein weiteres wissenschaftliches Buch zu schreiben, für das Archivstudien erforderlich waren.

Die starke Ausweitung der Finanzierungsmöglichkeiten kam auch den Doktorandinnen und Doktoranden zugute. Nur einem von 70 wurde das Promotionsstudium von den Eltern bezahlt. Die Koppelung von Finanzierungsarten hat auch hier zugenommen (Tab. 2). Nach meinem Eindruck – statistisch geprüft habe ich ihn nicht – hat das Promotionsstipendium rascher zum Ziel geführt als die Mitarbeit in einem Drittmitteltanker. Isoliert hat das Einzelstipendium keineswegs. Es fehlte nie an Möglichkeiten, Dissertationsvorhaben auch auswärts vorzustellen, sei es in Kolloquien an anderen Universitäten oder bei überregionalen und auch internationalen Doktorandentreffen.

Wenn ein Promotionsvorhaben abgebrochen wurde – es waren immerhin 20 (Tab. 6) –, habe ich mich gefragt, ob ich als Betreuer versagt habe. Erst recht, wenn der Abschluß der Dissertation bereits in Sicht gewesen war. Doch Abbruch darf nicht unbesehen mit Scheitern gleichgesetzt werden. Für Krankheit und Tod als Ursache verbietet sich das ohnehin. Die Mehrheit derer, die ihr Promotionsvorhaben nicht abschlossen, hat die Chance zum Einstieg in den gewünschten Beruf auch ohne Promotion erhalten. Dagegen habe ich nie argumentiert.

Eine kurze Bilanz. Die Berufswege nach Promotion und Habilitation aus einer einzelnen Professur heraus zu betrachten, ist selbstverständlich nicht



repräsentativ. Aber es sind doch die Umbrüche zu erkennen, die sich zwischen den 1970er Jahren und dem ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts ereignet haben, als die deutsche Universität eine andere wurde. Die Berufsfelder, welche die Universität öffnet, blieben vielfältig. Die Chancen, das Studium bis zu einem der beiden Spitzenabschlüsse fortzusetzen, sind dank der stark erweiterten Finanzierungsangebote erheblich gestiegen. Frauen haben diese Chancen genutzt. Einen beruflichen Gender-Gap gibt es in der Tübinger Untersuchungsgruppe nicht.

### Anmerkungen

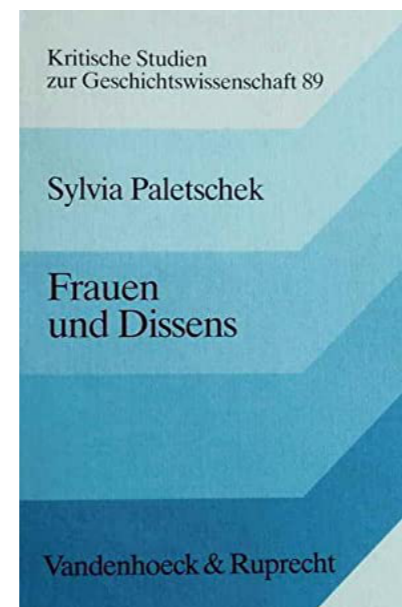
(1) Zu Ort (neben Tübingen auch Hamburg und Erfurt) und Zeitraum s. Anm. \* in der Tabelle 1.

(2) Einer kam nach Deutschland zurück und ist hier in einem forschungsintensiven Beruf dauerhaft beschäftigt.

### zur Person

Dieter Langewiesche. Professur für neuere Geschichte ab 1978 an der Universität Hamburg, 1985-2008 in Tübingen. 1997-2000 als Prorektor am Aufbau der Universität Erfurt beteiligt. Letzte Buchpublikationen: Der gewaltsame Lehrer. Europas Kriege in der Moderne. München 2019; Vom vielstaatlichen Reich zum föderativen Bundesstaat. Eine andere deutsche Geschichte, Stuttgart 2020. Weitere Informationen: [www.uni-tuebingen.de/?id=4413](http://www.uni-tuebingen.de/?id=4413).

Im historischen Jahr 1989 wurde Sylvia Paletschek bei Dieter Langewiesche mit einer Arbeit über Frauen und Dissens promoviert.



### Tabellen

1. BERUFE NACH PROMOTION UND/ODER HABILITATION 1985-2018*			
Professuren		11 (8 F)	
Ass.-/JuniorProf., Akad. Rat, Dozentur		10** (4 F)	
<b>Universität Gesamt</b>		<b>21 (12 F)</b>	<b>30 %</b>
Archiv, Museum		13 (3 F)	
Freiberufliche wiss. Tätigkeit		3 (2 F)	
Gymnasium		7 (3 F)	
Berufsschule, Berufsbildungsakademie		2 F	
Kirchliche Bildung		2 (1 F)	
<b>Kultur, Bildung, außeruniv. Forschung, Gesamt</b>		<b>27 (11 F)</b>	<b>39 %</b>
Wissenschaftsverwaltung, -förderung		5 (3 F)	7 %
Wirtschaft	selbständig	4	
	unselbständig	3 (1 F)	
<b>Wirtschaft Gesamt</b>		<b>7 (1 F)</b>	<b>10 %</b>
Medien		3	4 %
Ministerialbürokratie, Behörden		5 (3 F)	7 %
Familienarbeit u. ehrenamtlich/freiberuflich tätig		2 F	3 %
<b>Gesamt</b>		<b>70 (32 Frauen)</b>	

\* In den Tabellen sind 7 Personen (darunter 3 Frauen) enthalten, die ihre Promotion in Hamburg begonnen haben, wo ich 1978-1985 eine Professur innehatte, aber erst promoviert worden sind, nachdem ich 1985 nach Tübingen gewechselt bin. Zudem wurden meine Aufbaujahre an der Universität Erfurt (1997-2001) einbezogen (1 Doktorandin). \*\* 2 zeitlich befristet

2. FINANZIERUNG IN PROMOTIONS- U. HABILITATIONSPHASE	
Mitarbeiterstelle, etatisiert	8 (4 F)
Stipendium	38 (18 F)
SFB	13 (7 F)
Andere Drittmittel	17 (11 F)
Hilfskraftmittel, Werkvertrag	14 (6 F)
Berufstätig, zeitweise	6
Nach Berufsleben (Senioren)	3 F
Eltern	1
<b>Gesamt</b>	<b>100 (49 Frauen)</b>

Mehrfachzählungen (mehrere Finanzierungsarten)

3. FINANZIERUNG IN HABILITATIONSPHASE	DANACH BIS BERUFUNG*	
Mitarbeiterstelle, etatisiert	5 (4 F)	1 F
Stip. DFG, VW, Humboldt, EU	2 (1 F)	4 (2 F)
Vertretungs-, Gastprof.		9 (8 F)
Drittmittel	1 F	1 F
SFB, Exz.Cluster	3 F	3 F
<b>Gesamt 9 Personen</b>	<b>11 (9 F)</b>	<b>18 (15 F)</b>

\* 2 Personen noch nicht berufen (1 F Dauerstelle) Mehrfachzählungen (mehrere Finanzierungsarten)

4. WARTEZEIT ZWISCHEN HABILITATION UND PROFESSUR	
0-1 Jahre	2 (1 F) (nach Promotion Professur an ausländ. Univ.)
2 Jahre	2 (1 F)
4 Jahre	3 F
5 Jahre	3 F
6 Jahre	1 (nach Promotion Professur an deutscher Univ.)

5. UNIVERSITÄTSWECHSEL ZWISCHEN PROMOTION UND HABILITATION	
Promotion und Habilitation in Tübingen	3 F
Promotion in Tübingen, Habilitation an anderer Univ.	5 (4 F)
Promotion an anderer Univ., Habilitation in Tübingen	1

6. PROMOTION NICHT ABGESCHLOSSEN - GRÜNDE	
Krankheit, Tod	3 (1 F)
Berufseintritt	13 (7 F)
Diverse, Unbekannt	4 (2 F)
<b>Gesamt</b>	<b>20 (10 F)</b>



Illustrativ und Quelle zugleich. Zirkuselefanten auf dem Marktplatz in Tübingen, 1963.  
Foto: Stadtarchiv Tübingen

# Profiling Crime meets history: Serienabende mit Sylvia

von Ute Schneider

Meine erste Serienbegeisterung war kurz, begann mit Flipper und Daktari und hatte damit auch schon ihr Ende gefunden. Für die spanische Telenovela Rafaela, die meine „Schwestern“ und „Brüder“ in der venezolanischen Gastfamilie magisch vor den Fernseher zog und zu Tränen rührte, fehlten mir wohl Sprachkenntnisse und Pathos. Als später im Studium die Familie Ewing aus Dallas, Krystle Jennings als Gattin des Ölmagnaten Blake Carrington aus Denver und schließlich Professor Klaus Brinkmann und Schwester Christa aus der Schwarzwaldklinik an manchen Tagen die Tischgespräche in der Mensa bestimmten, konnte ich nicht mitreden, denn einen Fernseher hatte und wollte ich nicht. Nicht einmal Überzeugungsversuche in gemeinsamen Urlauben mit Freund:innen fruchteten, in denen Miami Vice mit dem als bestgekleidet geltenden Don Johnson den Tagesablauf strukturierte. Fortan galt ich als serienabstinent und irgendwie auch als hoffnungsloser Fall, was diese Art von Serien betraf, denn Krimis wie *Der Kommissar* oder *Tatort* haben wir nicht als solche wahrgenommen.

Daran änderte sich erst etwas, als Sylvia in mein Leben kam. Genauer gesagt, kannten wir uns schon eine Weile, und deshalb war es auch keine Frage, dass sie unser Gästebett in Darmstadt nutzen konnte, als sie 1998/1999 den Lehrstuhl von Christof Dipper vertrat.

Karrierfragen und Privates. Manch guter Ratschlag von Sylvia aus diesen Zeiten begleitet mich seither. So etwa der, dass mit jeder neuen Verpflichtung eine alte abgegeben werden muss, um den damit einhergehenden Anforderungen gerecht zu werden und sich nicht zu übernehmen.

Zu Beginn des zweiten gemeinsamen Semesters äußerte Sylvia den Wunsch, am Dienstagabend den Fernseher, der mit meinem Mann inzwischen in unser Leben eingezogen war, einzuschalten. Sie verfolgte seit zwei Jahren die Serie *Profiler* bei VOX, von der in jenem Frühjahr die dritte Staffel angelaufen war. Auch wenn VOX gerade wegen des Serienprofils, mit dem der Sender sein Geschäftsmodell entwickelt und zu einem Markenzeichen ausgebaut hatte, auf unserer Senderliste weit unten stand und mir die Serie überhaupt nichts sagte, konnte und wollte ich ihr den Wunsch nicht abschlagen. Denn mir war völlig klar, dass eine verpasste Folge kaum nachzuholen war. Fernsehen war ein flüchtiges Medium. Es gab keine Mediatheken, die Angebote des Internets waren beschränkt und ein Streamen ganzer Sendungen wegen der geringen Übertragungsgeschwindigkeiten (www: wait wait wait) nicht möglich. Digitale Recorder gab es für den Hausgebrauch noch nicht. Einzig VHS-Videokassetten, die wir mit wenig Freude nutzten, weil sie ratterten, ab und an auch Bandsalat produzierten und ihre Speicherkapazität kaum für mehrere Folgen reichte. Das inzwischen beliebte Binge Watching hätte bedeutet, die gesamte Staffel abzuwarten und aufzunehmen, um sie dann vollständig zu schauen. Das wäre auf eine Geduldssprobe hinausgelaufen, die weder dem

Zeitgefühl noch den Sehgewohnheiten entsprach. Die Programmstruktur und die Sendetermine strukturierten die Tagesabläufe und Rhythmen des Alltags, die sich durch die permanente Verfügbarkeit in Mediatheken, das Internet und die Möglichkeiten des Streamens verflüssigt haben. Verschwunden ist damit auch der „Lagerfeuereffekt“, wie Frank Kelleter und andere Medienwissenschaftler:innen die abendliche Versammlung der Nation vor dem Fernseher und die leergefegten Straßen bei Krimis und Fußballspielen bezeichnen.

Das Treffen am Lagerfeuer zeichnete sich nicht allein durch die eigene Temporalität aus, vielmehr bildeten sich soziale Praktiken aus, die in Anlehnung an Barbara Stollberg-Rilinger als Ritual bezeichnet werden können. Dazu gehörte der gemeinsame Fernseh- und Serienkonsum mit seinen Zwangspausen durch Werbung ebenso wie die wöchentliche Unterbrechung der Erzählung, über deren Fortgang anschließend und am nächsten Tag in der erweiterten Fangemeinschaft beim Mittagessen in Mensen und Kantinen diskutiert und spekuliert werden konnte. Hier zeigten sich auch die persönlichen Vorlieben für Helden und Heldinnen, Phantasie, Fabulierlust und analytische Fähigkeiten. Denn die Frage nach den Bezügen zur Lebenswelt, Lebensmodellen, technischen Errungenschaften, aber auch nach den Modi des Erzählens und Inszenierens durchzog die Gespräche wie ein roter Faden.

Auch die Lagerfeuerabende der kleinen Sehgemeinschaft, die aus Sylvia und mir bestand, entwickelte über das Semester ritualisierte Praktiken. Die Folgen von *Profiler* wurden am Dienstag nach 21 Uhr ausgestrahlt und boten damit den Abschluss eines anstrengenden Tages, der für Sylvia mit Vorlesung, Hauptseminar und Kolloquium im ungewöhnlichen Darmstädter Veranstaltungsrhythmus mit seinem Beginn um 8:55 Uhr, eng getaktet war. Wenn nach dem Kolloquium kein Abendessen mit Gästen anstand, trafen wir uns am Esstisch, um mit einem Glas Wein oder beim Bier den Tag Revue passieren zu lassen. Pünktlich zur Ausstrahlungszeit wechselten wir ins Wohnzimmer, wo auch bei uns der Fernseher einen prominenten Platz gefunden hatte. Vor dem ersten Sendetermin hatte mich Sylvia in die Geschichte und Protagonistinnen eingeführt, denn mit Ausnahme der Werbepausen war während der Sendung selbstverständlich Schweigen angesagt.

Während heute Profiler im polizeilichen Alltag selbstverständlich sind und eigene Ausbildungsgänge mit Psychologiestudium angeboten werden, war diese Form der Tat- und Täteranalyse für den amerikanischen wie deutschen Kriminalfilmmarkt ein Novum. Der „psychological turn“, wie ihn Oliver Jungen in der FAZ bezeichnete, hielt erst Jahre später Einzug im deutschen Kriminalfilm. Im Mittelpunkt der von der NBC produzierten Serie, nach einem Drehbuch von Cynthia Saunders und unter der Regie von John Patterson, stand die Psychologin Dr. Sam Waters, gespielt von Ally Walker. Sie wird vom FBI reaktiviert, nachdem die Stadt Atlanta von einer Serie von Frauenmorden erschüttert wurde. Sam Waters kann aber nicht nur Täterprofile erstellen, sie verfügt auch über außersinnliche Fähigkeiten, die sie sich bei der Analyse von Opfern und Tätern zu Nutzen macht. Zugleich, und das ist der rote Faden, der die Staffeln durchzieht, wird Sam ebenfalls von einem Serienkiller bedroht, der ihren Ehemann Jahre zuvor umgebracht hatte.

Spannend und interessant waren die Folgen erzählt, der Dienstag zum festen Sendetermin und schnell hatte auch mich die Sucht gepackt. Das zeigte sich vor allem daran, dass der Videorekorder immer dann zum Einsatz kam, wenn nach dem Kolloquium ein Gast zu bewirten war, was wir dann ohne den Druck des Sendetermins genießen konnten. Nach unserer Rückkehr wurde der Rekorder aber immer eingeschaltet, um die Folge noch zu sehen, egal wie spät es war!

Was aber machte den Reiz der Serie für Sylvia aus, habe ich mich vor allem zu Beginn der Staffel gefragt. Ein Faktor war sicherlich ihre generelle Begeisterung für Krimis, die sie neben Campusromanen wie *Small World* von David Lodge, die sich seinerzeit großer Beliebtheit erfreuten, als Bettlektüre und auf lange Zugfahrten mitnahm. Die auffälligen Parallelen zwischen Sherlock Holmes und den medialen Profilern hat Jo Reichertz schon 2005 in einem Beitrag zu „Medienmorde“ überzeugend herausgearbeitet und bezeichnet sie sogar als die Nachfahren des berühmten Ermittlers. Während er jedoch ausschließlich männliche Profiler für seinen Vergleich heranzieht, war die zentrale Heldin unserer Serie die Ermittlerin Waters. Frauen als Ermittlerinnen waren – sieht man einmal von Miss Marple ab – noch eher die Ausnahme. In den populären Serien gab es auch Frauenrollen, die sich

auf ein Dasein als shoppende (ein Begriff, den es damals noch nicht gab) Gattin, Sekretärin oder Krankenschwester beschränkten. Weibliche Berufstätigkeit nach einem Studium und in verantwortlichen Positionen mit entsprechendem Dokortitel war in amerikanischen und deutschen Serien eher selten zu sehen, obgleich sich mit der Profilerin und mit Ally McBeal, einer weiteren Kultserie in dieser Zeit, ein gesellschaftlicher Wandel andeutete. Das knüpfte an Sylvias wissenschaftliche Interessen an, die sich schon in ihrer Dissertation intensiv mit der Emanzipation von Frauen und der Frauengeschichte, wie es damals noch hieß, befasst hatte und in Darmstadt eine Vorlesung zur Geschichte der Frauenbewegung anbot. Da sie dieses Interesse zudem mit einem (hochschul-)politischen Engagement verband, beobachtete sie die Thematisierung in Filmen und Serien mit Neugier und gesellschaftlichem Interesse.

Das Anregungspotential der Profiler ging aber weit über diese gesellschaftlichen Wahrnehmungen und sozialen Erfahrungen hinaus. Vielmehr sahen wir in der Tätigkeit von Dr. Sam Waters Parallelen zu theoretischen Debatten in der Geschichtswissenschaft, wo die Frage nach narrativen Modellen, der „Fiktion des Faktischen“ (Hayden White) und dem Stellenwert wie der Aussagekraft von Quellen intensiv diskutiert wurde. Gemeinsam ist uns und der Profilerin, dass wir die Quellen und Spuren zum Sprechen bringen müssen und die Geschichte immer auch anders erzählt werden könnte.

Das gilt sicherlich auch für unsere Serienabende, für die es nur die Erinnerung als Quelle gibt. Über deren Flüchtigkeit und Veränderlichkeit ist inzwischen viel nachgedacht und geschrieben worden. Wie auch immer es gewesen ist, geblieben sind mir von diesen Serienabenden mit Sylvia neben guten Erinnerungen eine Begeisterung für das Genre und die Erfahrung ihres dauerhaften Suchtpotentials.

### zur Person

Ute Schneider ist seit Oktober 2007 Professorin für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte an der Universität Duisburg-Essen. Sie forscht zur Sozial-, Geschlechter-, Rechts- und Kulturgeschichte Europas im 19. und 20. Jahrhundert, zur Wissenschaftsgeschichte (kartographische Visualisierungen; Kartographie, Geographie seit der frühen Neuzeit), und leitet seit 2022 ein Verbundprojekt zu den „Kulturen des Kompromisses“.



# Wie Wilhelm von Humboldt aus Oxford auszog und Sissi triumphalen Einzug hielt: Sylvia Paletschek am European Studies Centre des St Antony's College

von Margit Szöllösi-Janze

Ich kann mich selbst nicht recht darauf einigen, ob das alles schon sehr lange her ist oder doch eigentlich eher nicht, denn mir steht so vieles noch klar vor Augen, ohne von den Schleiern der Vergangenheit verhüllt zu sein (oder doch nur von wenigen). Sylvia und ich trafen erstmals im Januar 1999 in Oxford zusammen und stehen seitdem in freundschaftlicher Verbindung. Schweißen die ungewissen Jahre als Privatdozentinnen zusammen? Tatsächlich weisen unsere Lebensläufe so manche Analogien und Gleichzeitigkeiten auf: Wir sind im selben Jahr geboren, haben beide unseren Weg als Postdocs mit einem Habilitationsstipendium der DFG gemacht, haben uns 1997 an deutschen Traditionsuniversitäten habilitiert und wurden dann mehr oder weniger auch im selben Jahr, 2000 und 2001, auf Professuren berufen. Und wir waren beide, diesmal aber zu verschiedenen Zeiten, Gastprofessorinnen am European Studies Centre des St Antony's College an der Woodstock Road in Oxford, finanziert durch ein Stipendium des Stifterverbands für die deutsche Wissenschaft, das die Firma C & A noch einmal besonders unterstützte. Das Fellowship stand bereits in einer langen Tradition: Gegründet 1965 und finanziert von der Volkswagen Stiftung, stieg später der Leverhulme Trust ein, 1990 übernahm der Stifterverband die Förderung.

Der Aufenthalt in Oxford und die Gastprofessur bedeuteten für uns beide einen wichtigen Abschnitt in unseren akademischen Karrieren, aber auch

umgekehrt war unsere Zeit als Stifterverband Visiting Fellows für die dortigen Kolleginnen und Kollegen mit auffälligen Veränderungen verbunden. Als Historikerinnen haben wir gelernt, den Begriff der Zäsur kritisch zu hinterfragen und nur sehr eingeschränkt zu verwenden, aber von historischem Wandel darf man doch getrost sprechen.

Ich verbrachte das akademische Jahr 1998/99 am St Antony's College und war damit nicht nur die erste Privatdozentin, sondern die erste deutsche Historikerin überhaupt, der die Ehre der Gastprofessur in Oxford zuteilwurde. Die deutsche Geschichtswissenschaft trat im Vereinigten Königreich erstaunlich männlich und professoral auf, zu einer Zeit, als sie es in Deutschland schon keineswegs mehr war. Lauter Männer, lauter Professoren – zugegeben sehr gute Historiker, aber die männliche professorale Monokultur im britischen Ausland verdeckte, dass sie für die Zusammensetzung des Fachs auf Ebene der promovierten und habilitierten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter keineswegs mehr repräsentativ war. Aber nicht nur die deutschen professoralen Fellows waren Männer. Zu deren Aufgaben gehörte es, im Hilary Term (Mitte Januar bis Mitte März) ein sog. „Seminar“ zu organisieren, eine wöchentlich einmal stattfindende Vortragsreihe mit Beiträgen deutscher Historiker zu einem Thema eigener Wahl. Daraus entstand in der Reihe „German Historical Perspectives“ bei Bloomsbury/Berghahn ein Sammelband in englischer Sprache – eine einmalige

Chance, um die eigenen Forschungen in der angloamerikanischen Welt vorzustellen. Aber auch unter den Vortragenden bzw. Autoren der Schriftenreihe – nur Männer, wohin man auch schaute! Vor mir war lediglich Merith Niehuss als erste und einzige Historikerin in der Seminar Series aufgetreten. Ihr Aufsatz erschien 1990 in dem von Karl Rohe herausgegebenen Band über „Elections, Parties and Political Traditions: Social Foundations of German Parties and Party Systems, 1867-1987“, dessen Methodik und Thematik ganz seiner Zeit entsprach: der politischen Sozialgeschichte. Merith behandelte „Party Configurations in Land and Municipal Elections in Southern Germany, 1871-1914“, außer ihr schrieben Gerhard A. Ritter, Peter Steinbach, Alf Mintzel, Jürgen W. Falter.

Man musste nicht besonders feministisch bewegt sein, um sich über diese Selbstdarstellung der deutschen Geschichtswissenschaft in Oxford kräftig zu ärgern. Ich hatte für meinen Aufenthalt beschlossen, in mehrfacher Hinsicht – ohne großen Trommelwirbel, aber doch vermeintlich ganz selbstverständlich – mit Traditionen zu brechen: erstens mit der bislang unhinterfragten Dominanz politik- und sozialgeschichtlicher Themen, zweitens mit der einseitigen Geschlechterstruktur der Vortragsreihe bzw. des Sammelbands, drittens mit der professoralen Übermacht. Ich wählte, ausgehend von meinem Forschungsschwerpunkt in der Habilitationsschrift, ein wissenschaftsgeschichtliches Thema, „Science in the Third Reich“, das es zuvor am European Studies Centre noch nicht gegeben hatte. Ich beschloss weiter, keine professoralen Stars, sondern ganz bewusst jüngere Vortragende („mid-career“) einzuladen, die ihre gerade abgeschlossenen oder noch laufenden Forschungen präsentieren sollten. Und diese Gruppe setzte sich wie von selbst paritätisch aus Historikerinnen und Historikern zusammen: vier Männer und vier Frauen – plus die Gastprofessorin und Herausgeberin des Bandes.

Und hier kommt nun Sylvia ins Spiel, die ich bislang nur dem Namen nach kannte, mehrfach erwähnt von Rüdiger vom Bruch in Berlin. Denn so ganz einfach war es damals dann doch nicht, jüngere hervorragende Wissenschaftshistorikerinnen zu finden, die zum Thema „Science in the Third Reich“ berichten konnten. Und als erstes machte mich Sylvia auch noch darauf aufmerksam, dass sie gar keine Wissenschafts-, sondern eine Universitätshistorikerin sei, deren

Forschungsschwerpunkt nicht im Nationalsozialismus liege. Das Problem haben wir allerdings schnell und pragmatisch gelöst, indem wir die Vortragsreihe mit Sylvias starkem, sehr grundsätzlichen Aufschlag starten ließen: „The Invention of Humboldt and the Impact of National Socialism: The German University Idea in the First Half of the Twentieth Century“.

Das Interesse am European Studies Centre war enorm, die Wirkung gerade des ersten Vortrags außerordentlich (wobei man nicht vergessen darf, dass 30 Teilnehmende in Oxford schon eine Großveranstaltung bildeten). „The Humboldtian University“ war bislang die unhinterfragte, positiv konnotierte Formel für die angesehene deutsche Forschungsuniversität gewesen. Dass es sich dabei um eine „Erfindung“ der späten Kaiserzeit gehandelt habe, die knapp hundert Jahre nach der Gründung der Berliner Universität aus strategisch-politischen Gründen erdacht worden war, noch dazu, um in der Weimarer Zeit die Universitäten dem demokratischen Anspruch des Staates zu entziehen, löste ungläubige Nachfragen aus. Die Annahme, die neuhumanistische Universitätsidee habe einen Schutzwall gegen die braune Kontamination des Denkens und Handelns errichtet, war auch im Vereinigten Königreich fest verankert. Dass die Wiederbelebung Humboldts nach 1945 gar als ein restaurativer Schachzug gesehen werden kann, um für viele Jahre eine demokratische Universitätsreform zu verhindern, frappte. Denn indem man den Nationalsozialismus als krasse Abweichung vom behaupteten Humboldtschen Ideal interpretierte, imprägnierte man es wirkungsvoll gegen jede Kritik.

Das anwesende Publikum verließ nach lebhafter Diskussion das European Studies Centre mit einem Wissen, das die deutschen Universitäten nicht wie bisher aus dem „Dritten Reich“ herauspräparierte, sondern sehr differenziert einbettete. Denn die Sache war kompliziert, gerade im Nationalsozialismus. Sylvia stellte die nur wenigen bekannten Konzepte von Alfred Rosenberg, Adolf Rein und Ernst Krieck vor, die „Humboldt“ mit ihren Entwürfen der Hohen Schule, der politischen Universität oder der „funktionalen“ Ausbildung aus den Universitäten vertreiben wollten. Allerdings umsonst: Die Nationalsozialisten vertraten kein geschlossenes Hochschulkonzept. Sie scheiterten sozusagen am deutschen Ordinarius, aber dieser störte das Regime auch nicht merklich.

Sylvia und ich lernten uns damals gut kennen – sie bewohnte für die Tage ihres Aufenthalts das Gästezimmer im Erdgeschoss unter der Treppe des European Studies Centre, heute ist es in ein Büro umgewandelt. Das High Table Dinner nach der Veranstaltung hat uns einen Heidenspaß gemacht, vor allem dann auch das Ritual um den kursierenden „snuff“ bei Portwein während des Desserts, das traditionsgemäß in einem anderen Raum zelebriert wurde, bei entledigten Talaren, die demonstrativ achtlos auf einen großen Haufen geworfen wurden – Sylvia und ich sind beide durch die Erfahrung geprägt worden, wie verschieden Universitätskulturen sind und dass es ein Wert ist, diese Verschiedenartigkeit zu begreifen und zu erhalten.

Aber damit nicht genug. Sylvia kehrte nach Oxford zurück, statt „Humboldt“ hatte sie diesmal „Sissi“ im Gepäck. Im akademischen Jahr 2006/07 war nun sie „the Stifterverband Fellow“ und konnte die Gastprofessur sowohl gestalten als auch genießen. Viel hatte sich in der Zwischenzeit im St Antony's College verändert. Tony Nicholls, der 1976 das European Studies Centre gegründet und als Direktor geleitet hatte, war 2001 ausgeschieden. Er hatte sich in den siebziger Jahren gemeinsam mit Gerhard A. Ritter maßgeblich für die Volkswagen-Gastprofessur eingesetzt. Nicholls war einer der ganz wenigen britischen Historiker seiner Zeit mit einem Schwerpunkt auf der Geschichte der Bundesrepublik – ich habe seinen feinen Humor und sein wunderbar gepflegtes Englisch geliebt. Aber nun war Jane Caplan an die Spitze des European Studies Centre getreten und mit ihr neue Leute, neue Themen und ein neuer Stil. Jane interessierte sich zum Beispiel für Frauengeschichte und die Geschichte der Identitäten. Sie war in Cambridge maßgeblich an der Errichtung eines der ersten Women's Studies-Studiengänge im Vereinigten Königreich beteiligt gewesen und hatte, man staune, ein Buch über das Tattoo in der europäischen und amerikanischen Geschichte veröffentlicht (erschieden 2000 bei Princeton University Press).

28

Sylvia war hier mit ihren Interessen ganz richtig, denn auch sie brachte Neues aus der deutschen Geschichtswissenschaft mit: „Popular Historiographies in the 19th and 20th Centuries“ war der Titel ihrer Vortragsreihe und auch ihres Sammelbands, veröffentlicht 2011 in den nun auch neu gestalteten „New German Historical Perspectives“ bei Berghahn: vorne auf dem

Coverbild Emil Rabendings hinreißendes Foto von Kaiserin Sissi im Jahr 1867 im Alter von 30 Jahren. Das war noch einmal ein anderer Zugriff auf Geschichte als auf dem Umschlag meines Bands, der die stilisierte, stark verfremdete Aufnahme eines winzigen Flugzeugs im riesenhaften Windkanal der Deutschen Versuchsanstalt für Luftfahrt während des Nationalsozialismus zeigte. Sylvias Buch zeichnete sich durch einen unaufgeregt ausgewogenen Geschlechteranteil aus, elf Beiträge, verfasst von Historikerinnen und Historikern auf verschiedenen Stufen ihrer Karriere: von Jüngeren wie Älteren, Postdocs und Professoren, Männern und Frauen.

Die deutsche Geschichtswissenschaft präsentierte mit Sylvia in Oxford diesmal auch inhaltlich und methodisch einen anderen Weg, Geschichte zu schreiben (nämlich nicht für ein Fach-, sondern ein breites, nichtakademisches Publikum) wie überhaupt mit Geschichte umzugehen. Das Spektrum war denkbar weit, es reichte von der sog. „public history“ bis zur „popular history“ einschließlich der Erinnerungskulturen. Im Band schrieben beispielsweise Sylvia Schraut über Repräsentationen von Sissi, Beate Ceranski über Einstein und Marie Curie, Frank Bösch über die TV-Serie „Holocaust“ und Sylvia Paletschek über – Geschichtsbilder in der „Gartenlaube“! Und damit schließt sich gewissermaßen ein anderer Kreis, denn dem 19. Jahrhundert gilt Sylvias besondere Liebe und Aufmerksamkeit. Und es war gut so, dass in St Antony's auch einmal wieder die Geschichte vor dem Ersten Weltkrieg präsent war.

## zur Person

Margit Szöllösi-Janze, Dr. phil., Professorin für Zeitgeschichte am Historischen Seminar der LMU München; Forschungsschwerpunkte u.a. in der Wissenschafts- und Universitätsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Geschichte von Nationalsozialismus und Faschismus, Familien- und Mediengeschichte, Geschichte der politischen Gewalt.



29

Die „Oxford“-Bücher „Science in the Third Reich“ von Margi Szöllösi-Janze und „Popular Historiographies“ von Sylvia Paletschek

# Mythos Humboldt – OMG, nicht noch einmal... Ja doch, in kollegialer Freundschaft

von Mitchell Ash

Liebe Sylvia, ich gratuliere Dir sehr herzlich zum symbolischen Geburtstag und schreibe Dir einige Zeilen zu einem Thema, das möglicherweise nicht mehr ganz im Mittelpunkt Deiner Arbeit stehen mag, weil Du so viele andere wichtige Themen zu bearbeiten hast. Das tue ich fast genau zwanzig Jahre, nachdem der Aufsatz von Dir über „Die Erfindung der Humboldt-Universität“ in der *Historischen Anthropologie* erschien (1), der inzwischen allenthalben und zu Recht zitiert wird, auch wenn er, wie wir wissen, nicht der erste Text aus Deiner Feder zum Thema war. Als Beleg genau wofür wird er denn zitiert? Damit will ich mich hier kurz befassen.

Zunächst einmal zum Mythenbegriff hinter dem Titel „Mythos Humboldt“. Darunter kann gar vieles mit gemeint sein. Für Journalist\*innen sind Mythen nichts Anderes als Lügen, das heißt falsche Erzählungen, die meist von Eliten stammen, die sie erfinden, um ihre Vormachtstellung oder Deutungshoheit zu sichern. Manche Historiker\*innen legen den Begriff auch so aus und scheinen zu meinen, dass Mythen, so begriffen, durch solide Forschung widerlegbar wären. Dann staunen sie nicht schlecht, wenn es nicht so kommt und der jeweilige Mythos sich trotzdem weiterhin zu halten scheint. Warum das so sein mag, ist eine Frage für sich, davon weiter unten gleich mehr!

Du hast 2001 schön anhand der damaligen Literatur nachgewiesen, wie unbekannt Wilhelm von Humboldt als Universitätsgründer im 19. Jahrhundert war. (2) Inzwischen hat Pieter Dhondt anhand von Berichten belgischer Besucher in Berlin die Auffassung vertreten, dass es dort so etwas wie

eine mündliche Tradierung der Bedeutung Humboldts für die Berliner Universitätsgründung gegeben habe (3), aber das widerlegt Dein damaliges Argument nicht. Auch heute noch schreiben die Leute trotzdem munter weiter, als hätte es so etwas wie eine „Humboldtsche Universität“ im 19. Jahrhundert – oder wie es in einem jüngst erschienenen Buch aus den USA „a Humboldtian social contract for the university“ (4) – gegeben und zitieren die nunmehr klassisch gewordenen Schriften Humboldts als historische Belege dafür, als würden diese Texte schon damals bekannt gewesen sein. Zwei solche Monografien habe ich in letzter Zeit zu besprechen gehabt, die ansonsten durchaus interessante Thesen vertreten, aber in diesem Punkt die alte Geschichte leider fortschreiben. (5) Ich hoffe und gehe davon aus, dass Du so etwas mit der gebotenen Gelassenheit auf- und hinzunehmen weißt. (6)

Oberflächlich gelesen könnte man meinen, dass auch Du in die Kerbe des Mythos-als-Ideologie-und-sonst-nichts-Begriffes gehauen hast, denn Du schreibst ja 2002 und auch sonst von einer (bewussten?) „Erfindung“ der „Humboldt“-Universität, gehst daraufhin ausführlich den Interessen nach, die hinter den immer wieder vorgenommenen Neukonstruktionen des „Mythos“ lagen und kommst zu dem Schluss, dass der Verweis auf „Humboldt“ und den Neuhumanismus im Verlauf des 20. Jahrhunderts „eine Art Allzweckwaffe“ im hochschulpolitischen Kampf gewesen sei. (7) Also meinst Du auch, dass Mythen NUR als ideologische Konstruktionen zu begreifen sind, die Machtstrukturen aufrechterhalten? Wohl kaum! WIR beide wissen nämlich, dass Mythen eben

nicht, oder nicht nur, Lügen der Herrschenden sind. Wenn sie NUR das wären, könnten wir kaum erklären, dass und warum sie sich so lange halten – und zwar auch dann, nachdem die soziokulturellen Zusammenhänge, aus denen sie hervorgegangen sind, nicht mehr vorhanden oder zumindest nicht mehr wirksam sind. Seit dem endgültigen Einzug der vielleicht nicht ganz richtig mit der Chiffre „Bologna“ belegten, heute eher vom Drittmittelerwerb getriebenen neoliberalen „unternehmerischen“ Universität ist das Missverhältnis zwischen „Humboldt“ und der realen deutschen Universität noch eklatanter geworden.

In der Einleitung zum von mir 1997 herausgegebenen Band *German Universities Past and Present: Crisis or Renewal?*, 1999 auf Deutsch mit dem Titel *Mythos Humboldt. Vergangenheit und Zukunft der deutschen Universität* erschienen (8), stand bereits eine Andeutung dessen, was ich unter dem Mythenbegriff verstehe. Damals habe ich diese Andeutung allerdings leider nicht weiter ausbuchstabiert, weshalb sie offenbar von vielen, auch von Dir, übersehen wurde. Etwas elaboriert habe ich diese Auslegung 2014 in einem gegenwartshistorischen Text auf Englisch mit dem bewusst provokanten Titel „Humboldt the Undead“. (9) Ich erlaube mir, Dir das lange Zitat in einer informellen Publikation zuzumuten, und hoffe auf Dein Verständnis:

“I wish to go beyond seemingly straightforward oppositions between myth and truth and interpret “Humboldt” (in quotes) as a cultural code, an invented tradition that has shown astonishing vitality despite, perhaps even because of its multiple disconnections with actual university life, due to its multiple functions within university cultures and in the self-representation of universities in the public sphere. A myth in this sense is not a lie, nor is its perpetuation in the face of contrary evidence merely a question of stubbornly sustained ideology in the pejorative sense of false class consciousness. Such an interpretation cannot explain why a given myth appears to frame discourse so fundamentally that even critics of the power relations it is supposed to sustain appear unable to escape it. The “Humboldt myth” (...) is a culturally formative origin story, rather like the mythic tales told by the peoples studied in Bronislaw Malinowski’s classic study, *Argonauts of the Western Pacific*, about how they came to live on their islands. (10) As Malinowski already emphasized, the role of such tales is not to

tell some sort of literal, historically verifiable “truth,” but to create, establish and validate cultural meaning – that is, to establish the identity and self-worth of a given culture – in our case, of an academic sub-culture – by means of historical narrative.

Seen in this light, myths are located in a realm of their own, prior to the realm of truth and falsehood, a place from which a given “we”-grouping claims to have come, as part of a story that in the best case also explains where that group plans, ideally, to go or to remain. This meta-positioning of myth as a foundational origin story explains why groups with opposing power interests can and do participate in the tale, allowing it to structure their own self-consciousness as members of a given culture (or sub-culture) even as some of them claim to dissent from its supposedly foundational principles. Such origin myths have, in turn, histories of their own, and the historical impacts of such culturally formative stories can, indeed must be studied for their own sake, whatever relation they may or may not have to the accounts historians construct of what went on in the ‘actual’ past.”

Auf dieser diskurstheoretischen Grundlage aufbauend formulierte ich im genannten Text die These, dass „Humboldt“ (die Chiffre) heute als Platzhalter für das fehlende Leitbild im „Bologna“-Zeitalter zu begreifen ist. Das scheint schlicht und ergreifend deshalb zu funktionieren, weil die Leitung der heutigen Management-Universität nichts Motivierendes sonst anzubieten vermag, außer neoliberale Slogans, die wirklich keine inspirierende Wirkung zu entfalten vermögen. (11) Für einige mag die „Humboldt“-Chiffre vielleicht auch als Symbol ihrer trotz alledem noch immer bestehenden Hoffnungen darauf stehen, dass so etwas wie humanistische Bildung und gesellschaftskritisches Denken an deutschen Universitäten trotz der scheinbaren Vorherrschaft des Funktionalen noch immer möglich sein mag.

Richtig interessant finde ich aber auch, wie Deine damaligen Arbeiten, insbesondere der eingangs erwähnte Aufsatz in der *Historischen Anthropologie*, mitten im Übergang zur neoliberalen Universität in den hochschulpolitischen Diskurs Eingang fanden – namentlich in einschlägigen Reden von Jürgen Rüttgers als Beleg für den „Tod“ Humboldts! (12) SO viel Einfluss haben Universitätshistoriker\*innen selten erreicht. Ob gerade DIESER „Erfolg“ Dir

gefallen hat, weiß ich allerdings noch immer nicht so richtig.

SEHR gerne würde ich mit Dir über dieses und hoffentlich auch andere Themen „in Präsenz“ reden. Je früher, desto besser!

Mit lieben Grüßen, Mitch

## Anmerkungen

(1) Sylvia Paletschek, Die Erfindung der Humboldt-Universität. In: Historische Anthropologie, Jg. 10:2 (2002), S. 183-205.

(2) Sylvia Paletschek, Verbreitete sich ein ‚Humboldtsches Modell‘ an den deutschen Universitäten im 19. Jahrhundert? In: Rainer Christoph Schwinges (Hg.), Humboldt International. Der Export des deutschen Universitätsmodells im 19. und 20. Jahrhundert. Basel: Schwabe, 2001, S. 75-104.

(3) Pieter Dhondt, ‚Humboldt‘ in Belgium. The Rhetoric of the German University Model. In: Peter Josephson, Thomas Karlsohn, Johan Österling (Hg.), The Humboldtian Tradition. Origins and Legacies. Leiden und Boston: Brill, 2014, S.97-110, hier: S. 99-100.

(4) Emily J. Levine, Allies and Rivals: German-American Exchange and the Rise of the Research University. Chicago: University of Chicago Press, 2021, Kap. 1.

(5) Neben dem eben zitierten Buch von Emily J. Levine handelt es sich um Désirée Schauz, Nützlichkeit und Erkenntnisfortschritt. Eine Geschichte des modernen Wissenschaftsverständnisses. Deutsches Museum: Abhandlungen und Berichte. Neue Folge, Bd. 33. Göttingen: Wallstein Verlag 2020, insbesondere Kap. III.

(6) Nur im Vorbeigehen möchte ich festhalten, dass ich NICHT behauptet habe, dass das Humboldt später zugeschriebene Konzept für kurze Zeit (ca. 1810-1830) im Kern realisiert worden wäre; diese These vertrat unser Freund und Kollege Rüdiger vom Bruch. Vielmehr habe ich mehrfach, wie unser Kollege Heinz-Elmar Tenorth, die Auffassung vertreten, dass so etwas wie eine moderne Forschungsuniversität, gestützt von und verkörpert

in Laboren und Seminaren, selbst in Berlin erst ab Mitte des 19. Jahrhunderts sichtbar zu werden beginnt, und dass Humboldt über die danach gebauten Paläste der Naturwissenschaften nicht schlecht gestaunt hätte.

(7) Paletschek, Erfindung der Humboldt-Universität, S. 204.

(8) Mitchell G. Ash, Mythos Humboldt gestern und heute – zur Einführung. In: Ders. (Hg.), Mythos Humboldt - Vergangenheit und Zukunft der deutschen Universitäten. Wien: Böhlau-Verlag, 1999, S. 7-25, hier: S. 9.

(9) Mitchell G. Ash, Humboldt the Undead: Multiple Uses of ‘Humboldt’ and his ‘Death’ in the ‘Bologna’ era. In: Peter Josephson, Thomas Karlsohn, und Johan Österling (Hg.), The Humboldtian Tradition. Origins and Legacies. Leiden und Boston: Brill, 2014, S. 81-96, hier: S. 82-83. Hervorhebungen durch MGA.

(10) Bronislaw Malinowski, Argonauts of the Western Pacific: An account of native enterprise and adventure in the archipelagoes of melanesian New Guinea. London: Routledge, 1922, repr. Collected Works, vol. 2. London: Routledge 2002. See also Percy S. Cohen, Theories of Myth (Malinowski Lecture 1969), Man, vol. 4, Nr. 3 (1969), pp. 337-353.

(11) Gründe dafür, warum eine singuläre, einheitliche „Idee der Universität“ heute kaum anzudenken ist, deute ich an in: Mitchell G. Ash: Einheitliche „Idee“ und reale Funktionsvielfalt der Universität, oder: die Universität – Forschungseinrichtung oder Mehrzweckhalle? Forschung 10:1 (2017), S. 16-20.

(12) Vgl. Ash, Humboldt the Undead, S. 91-92.

## zur Person

Mitchell Ash studierte Geschichte und Wissenschaftsgeschichte an der Harvard University und der Freien Universität Berlin. Er wurde nach Gastprofessuren in Berlin, Göttingen und Wien 1997 Ordentlicher Professor für Geschichte der Neuzeit an der Universität Wien. 2016 wurde er emeritiert. Ashs Forschungsschwerpunkt ist Allgemeine Wissenschaftsgeschichte, die Rolle von Wissenschaft und Technik in politischen Umbruchszeiten, die Beziehungen der Wissenschaft zu Politik, Gesellschaft und Kultur im 19. und 20. Jahrhundert, Wissenschaftsemigration und Geschichte der Psychologie.



# Von den Exzellenzen zur Exzellenz

von Ulrich Bröckling

Autor:innen wissenschaftlicher Journale sind damit vertraut, Keywords zu bestimmen, die dann zusammen mit dem Abstract den Artikeln vorangestellt werden. Dass die Substanz der meisten Aufsätze sich tatsächlich problemlos auf eine Handvoll Begriffe herunterbrechen lässt, sagt mehr über den Zustand wissenschaftlichen Publizierens als lange kulturkritische Reflexionen, aber immerhin bringen sie es noch auf vier bis fünf Schlagworte. Im Gegensatz dazu kann man den Eindruck gewinnen, als sei die Rhetorik der Hochschulentwicklung auf einen einzigen Schlüsselbegriff zusammengeschnürt, der als Höchstes Gut, als Kategorischer Imperativ und Heilsformel zugleich fungiert – den der Exzellenz.

„Exzellenz“, das ist auch jenseits der Initiative des Bundes das Keyword der gegenwärtigen Wissens- und Wissenschaftskultur, und wie stets bei solchen Mobilisierungsvokabeln stehen inhaltliche Unbestimmtheit und Suggestivkraft in direkt proportionalem Verhältnis zueinander. Exzellenz ist ein leerer Signifikant, der nur deshalb als fragloser Identifikationspunkt dienen kann, weil ihm eben kein Signifikat entspricht und er daher mit unterschiedlichsten Bedeutungen aufgeladen werden kann. Exzellenz ist das, von dem erstens alle ständig reden, das zweitens alle erreichen wollen, das aber drittens niemand sicher sein kann, tatsächlich erreicht zu haben, und von dem schließlich und vor allem viertens niemand genau sagen kann, was das eigentlich ist.

Leere Signifikanten sind entleerte Signifikanten, d.h. sie müssen ihres Bezeichnungscharakters entledigt worden sein, um als solche zu fungieren. Ein

Durchgang durch die historische Semantik des Exzellenz-Begriffs zeigt, dass dieser auch in der Vergangenheit schon von Unschärfe gekennzeichnet war: „Exzellenz ist ein Titel“, heißt es etwa in Johann Heinrich Zedlers Grosseem vollständigen Universal-Lexicon Aller Wissenschaften und Künste aus dem Jahre 1732, „dessen Gebrauch höchst veränderlich gewesen“. Titel ist hier ganz wörtlich zu nehmen, denn es geht um eine Anredeform, derer sich zu befleißigen „in alten Zeiten“ zunächst die langobardischen Könige „ein sonderbares Belieben“ gehabt hätten, deren Beispiel dann „die Fränckische und Teutsche Kayser“ gefolgt seien. So sei auch Karl der Große in den Kapitularien als „Exzellentissimus“ titulierte worden.

In der Folge sank der Titel über die Jahrhunderte immer weiter ab, von den italienischen Fürsten, die ihn im 15. Jahrhundert annahmen, über die kurfürstlichen Gesandten, die bei den Verhandlungen zum Westfälischen Frieden das Recht erhielten, ihn zu führen, bis zu den obersten Militär- und Zivilbeamten. Ja, in den alten Reichsstädten, hält Johann Christoph Adelungs Grammatisch-kritisches Wörterbuch von 1811 fest, habe „dieser Titel noch mehr von seiner Würde verloren, indem er daselbst sogar den Doctoren der Medicin beygelegt“ wurde. Der Akademikerschaft hatte schon Zedler einen Hang zur Exzellenz bescheinigt: Man finde wohl Exempel, schreibt er, dass ehemals der Titel „denen Professoribus gegeben worden“, auch seien selbige „schon vorlängst im Lateinischen excellentissimi genennet worden“, aber, so schließt sein Artikel, es sei „von dieser lateinischen Bedeutung kein Schluß auf das heutige abstractum zu machen, nachdem die Titel nicht

„nach der lexicalischen Bedeutung, sondern nach ihrem Brauch zu schätzen“ seien. Bis zum 19. Jahrhundert hatte sich Exzellenz jedenfalls, wie der Brockhaus von 1896 notiert, fast durchgängig „in einen Amts- und Dienstitel umgewandelt“.

Die Lexika zeichnen eine Geschichte des Verfalls: Konnte es am Anfang nur einen geben, dem der Titel qua Geburt und Gottes Gnaden zukam, so sonnte sich am Ende jede höhere Charge im Lichte ihrer Exzellenz, was immerhin noch einen gewissen Distinktionsgewinn gegenüber niedrigeren Rängen und vor allem gegenüber dem gemeinen Volk abwarf. Lernen lässt sich daraus zum einen, dass Exzellenz und Exzellenzdünkel untrennbar verbunden sind, und zweitens, dass die Wertigkeit von Exzellenz in dem Maße abnimmt, wie die Zahl der Exzellenzen zunimmt.

Bevor ‚Exzellenz‘ also in die Prosa von Drittmittelanträgen und universitären Jahresberichten einwanderte und nicht zuletzt dem Forschungswettbewerb des Bundes ihren Namen gab, hatte sie ihren literarischen Ort in den Traktaten zum höfischen Protokoll, in militärischen und behördlichen Dienstreglements. Noch Ende des 19. Jahrhunderts war der Begriff ausschließlich für Personen von herausgehobener Stellung reserviert. Wann genau Exzellenz von der Person auf deren Leistungen, vom individuellen Titel zum Attribut von Organisationen und Produkten wurde, wann zum ersten Mal einem Rotwein, einem maßgeschneiderten Anzug, einer Gesangsdarbietung oder einer Doktorarbeit das Siegel der Exzellenz verliehen wurde, das verdiente weitere diskursgeschichtliche Studien. Von den exzellenten Doctores und Professoribus der alten Reichsstädte führt jedenfalls keine direkte Linie zur Exzellenzstrategie und den Exzellenzclustern von heute.

Der Aufstieg des Begriffs im aktuellen Wissenschaftsbetrieb hat einen ganz anderen Startpunkt: Er lässt sich zurückverfolgen auf einen Buchtitel und, glaubt man dessen Autoren, sogar auf ein präzises Datum: Es handelt sich um Tom Peters’ und Robert H. Watermans Bestseller *In Search of Excellence. Lessons from America’s Best-Run Companies* aus dem Jahre 1982, mit dem die beiden Unternehmensberater, damals noch Mitarbeiter bei McKinsey’s, mit über fünf Millionen verkauften Exemplaren den größten Bucherfolg der Managementliteratur überhaupt landeten. Was sie

unter Exzellenz verstehen und wie alles anfang, das erläutern sie gleich in der Einleitung:

„... der eigentliche Anstoß kam, als die Royal Dutch/Shell-Gruppe uns einlud, ein eintägiges Innovationsseminar durchzuführen. [...] Wir stellten die These auf, innovative Unternehmen seien nicht nur leistungsfähig beim Hervorbringen wirtschaftlich erfolgreicher neuer Produktideen, sondern: innovative Unternehmen verstünden es besonders gut, sich laufend an jede Veränderung ihrer Umweltbedingungen anzupassen. [...] Wenn die Bedürfnisse ihrer Kunden sich verlagern, die Wettbewerber leistungsfähiger werden, die öffentliche Meinung umschlägt, das Kräfteverhältnis im Welthandel sich verschiebt und staatliche Auflagen geändert werden, dann gehen diese Unternehmen mit – sie wechseln den Kurs und ihr Image, stellen sich auf die neuen Verhältnisse ein, wandeln sich und passen sich an. Kurz, sie innovieren ihre gesamte Firmenkultur. Dieser Innovationsbegriff schien uns die Aufgabe eines wirklich erstklassigen Managers oder Führungsteams genau zu umreißen. Die Unternehmen, die nach unserer Einschätzung diesen Innovationsstand erreicht hatten, bezeichneten wir als ‚excellent companies‘. Wir hielten unseren Vortrag bei Royal Dutch/Shell am 4. Juli 1979, und wenn unsere Studie einen Geburtstag hat, dann war es jener Tag.“

Die Merkmale exzellenter Firmen, die sie dann aufführen, lesen sich wie ein Mantra neoliberaler Führungskunst: Sie reichen von „1. Primat des Handelns“, „2. Nähe zum Kunden“, „3. Freiraum für Unternehmertum“ bis „8. Straff-lockere Führung“. Einflussreicher als die konkreten Erfolgskriterien und Vorschläge zum betrieblichen Re-engineering, die Peters und Waterman aufstellten, war ihr Postulat einer konsequenten Ausrichtung am Markt, der als riesige Kontingenzmaschine erschien, als ein höchst fluides Gewirr von Lücken und Nischen, die sich ebenso schnell auftun, wie sie wieder verschwinden oder von der Konkurrenz geschlossen werden. Erfolg sollte nur haben, so ihr Credo, wer sich dieser chaotischen Dynamik mimetisch anlich oder sie gar zu überbieten suchte, mit anderen Worten: wer beweglich genug war, seine Chance zu erkennen und zu ergreifen, bevor ein anderer es tat. Noch einflussreicher war *In Search of Excellence* in sprachprägender Hinsicht: Der Begriff der Exzellenz trat seinen Siegeszug im Bereich des Managements an und diffundierte in der Folge vom

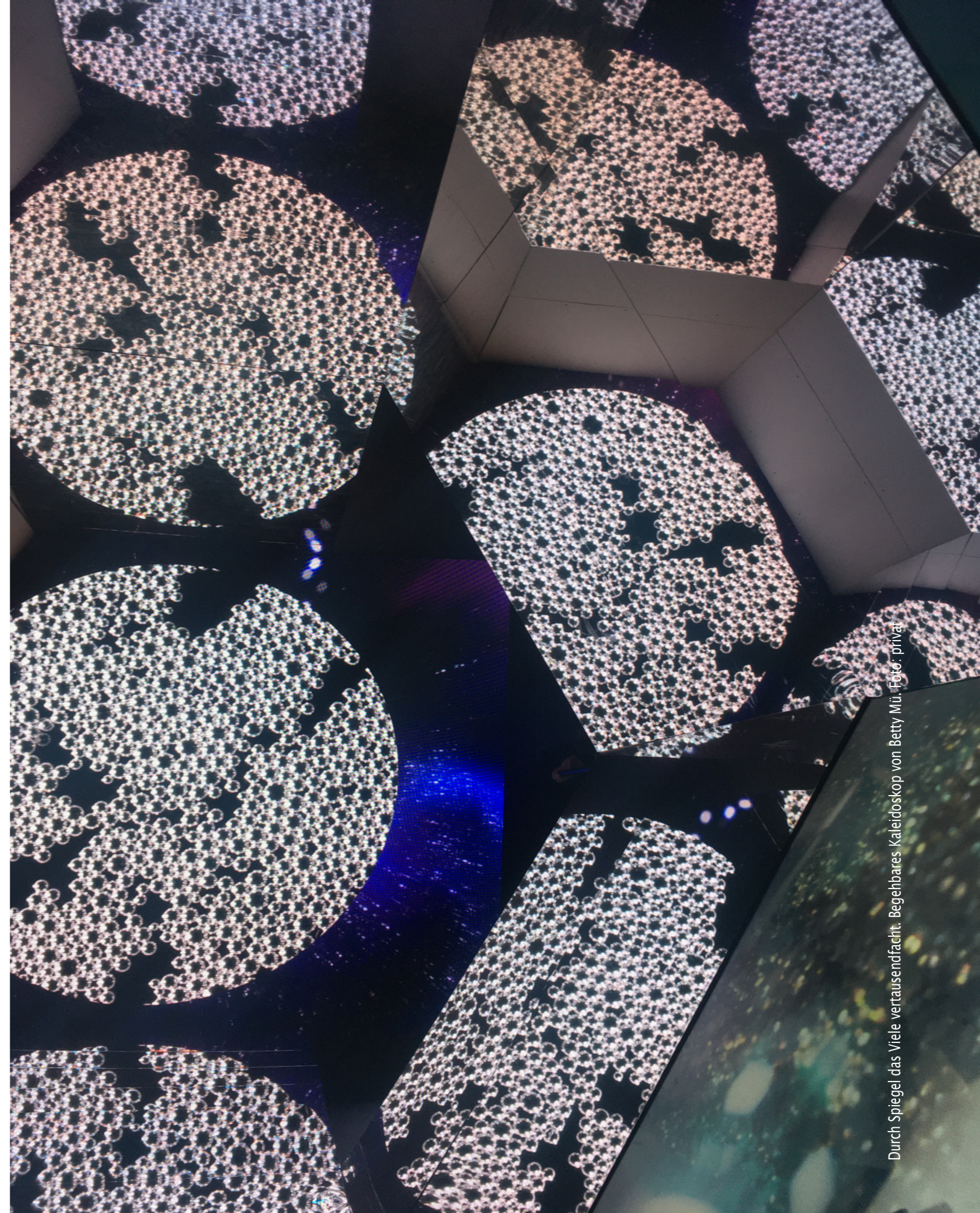
enthusiastischen Mobilisierungsdiskurs der Gurus in die spröden Manuale von Qualitätsmanagementprogrammen, die spätestens in den 1990er Jahren dann auch von öffentlichen Verwaltungen und Universitäten adaptiert wurden. Exzellenz steht seither in semantischer Nähe zu Sozialtechnologien wie Benchmarking, Evaluation oder Ranking.

Im Prozess dieser Verallgemeinerung der Suche nach Spitzenleistungen, so der Titel der deutschen Übersetzung von Peters und Waterman, ist allerdings eine auffällige Verschiebung auszumachen: Sticht bei den beiden eine ausgesprochen antibürokratische Stoßrichtung ins Auge, ein anarchisches Misstrauen gegen alle Planung und Rechenhaftigkeit, so verläuft im akademischen Feld das Streben nach Exzellenz in geordneten Bahnen. Statt Orientierung am Wettbewerb werden Wettbewerbe ausgeschrieben; statt jener „nicht zu bremsenden Experimentierfreude“, die Peters und Waterman beschworen, dominieren Kennziffern. Entgegen einer Rhetorik, die von internationaler Konkurrenzfähigkeit und von der Universität als Unternehmen schwadroniert, regiert eine – in Drittmittelsummen, Impact-Faktoren, Einschreibezahlen und Rankingpositionen gemessene – Tonnenideologie, die an die Stachanow-Bewegung der frühen Sowjetunion erinnert.

Alexej Grigorowitsch Stachanow war jener Held der Arbeit, der in einer einzigen Schicht mehr als hundert Tonnen Steinkohle förderte und zum Namenspatron jener Kampagne wurde, die mittels Normübererfüllung und anschließender Normerhöhungen die Arbeitsproduktivität steigern sollte. Das Schicksal dieser Bewegung sollte den Wissensarbeiter:innen von heute als Warnung dienen, wie man dem Eintrag bei Wikipedia, dem zeitgenössischen Nachfolger von Zedlers Universal-Lexicon, entnehmen kann: „...mit der Entwicklung zur Massenbewegung wurden die Stachanow-Bewegung banalisiert und die Privilegierungen für Arbeiter, die weitere Normen übererfüllten, entwertet (für so viele Anhänger der Bewegung waren einfach keine Vergünstigungen vorhanden). Dennoch blieben die Normerhöhungen nicht ohne Folge: die Qualität der Produktion sank, der Anteil des Ausschusses nahm zu und die Werkzeuge sowie die Produktionsstätten wurden nur unzureichend gewartet.“

### zur Person

Ulrich Bröckling, nach Tätigkeit als Verlagslektor und akademischen Stationen an den Universitäten Konstanz, Leipzig und Halle-Wittenberg seit 2011 Professor für Kulturosoziologie an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Zusammen mit Sylvia Paletschek Herausgeber der DVD-Edition „Filme zur Studentenbewegung 1967-1969“, absolut medien/ Institut für Filmgestaltung e.V. 2018.



# Wann geht das Abendland endlich unter?

von Jakob Tanner

Wer begehrt ihn nicht, den Sonnenuntergang am Meer. Dass dieses Motiv enorme emotionale Anziehungskraft auf alle Bevölkerungsgruppen moderner Konsumgesellschaften ausübt, hat der französische Soziologe Pierre Bourdieu Ende der 1970er-Jahre in seiner bahnbrechenden Studie «Die feinen Unterschiede» nachgewiesen. Der Anblick der untergehenden Sonne evoziert eine melancholische Trauer der Vollendung. Wieder geht ein Tag zur Neige, und die majestätische Ästhetik des Verschwindens enthält das Versprechen auf einen neuen Morgen.

Aus der Erfahrungstatsache, dass die Sonne im Westen untergeht (sol occidens), um dann im Osten wieder aufzusteigen (sol oriens), wurden seit Jahrhunderten kollektive Selbst- und Fremdbeschreibungen gezimmert. Europa galt schon in der Antike als Okzident. Es lag nahe, in Richtung des Sonnenaufgangs den Orient zu situieren. Von Anfang an steckte eine Ungerechtigkeit in diesem politgeografischen Dualismus: Die einen befinden sich im Licht, die anderen im Schatten. Die einen steigen auf, die anderen gehen unter. Das Abendland musste sich zurückgesetzt vorkommen.

Kein Wunder, dass nach Aufheiterung gesucht wurde. Bei Luther tauchte erstmals das deutsche Kompositum «Morgenland» auf. Er spricht in seiner Bibelübersetzung von den «Weisen aus dem Morgenland». Ex oriente lux!

Dass das Licht aus dem Osten komme, hiess allerdings nur, dass das Christentum von hier aus in den Okzident gelangte, wo es sich als machtvolle

Kirche etablierte. Das «christliche Abendland» war geboren. Die Illumination war aus dem Osten abgewandert, fortan leuchtete der Westen.

Damit war auch der abendländische Anspruch verbunden, die ganze Welt mit dem Strahl der Rationalität zu erhellen. Mit dem europäischen Kolonialismus, der wissenschaftlichen Revolution und vielen technischen Neuerungen schien die Sonne nun im Westen aufzugehen. Nach der Abwehr der «Zweiten Türkenbelagerung» 1683 vor Wien und der wirtschaftlich-politischen Expansion europäischer Mächte im Osmanischen Reich setzte ab dem 18. Jahrhundert eine abwertende Exotisierung des Orients ein. Dieser wurde romantisch-regressives Wunschterritorium eines Abendlandes, das seine Untergangsgänge sublimierte, indem es sich als Speerspitze von Aufklärung und Fortschritt inszenierte. Das Morgenland wurde nun als «finsternes Mittelalter» wahrgenommen.

Geblieden war die dunkle Ahnung eines «Untergangs des Abendlandes». So betitelte der Kulturphilosoph Oswald Spengler seine am Ende des Ersten Weltkrieges publizierten «Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte». Spengler beschwört in diesem Werk, das vor Irrationalismus nur so trieft, den «metaphysisch erschöpften Boden» der abendländischen Kultur. Diese sei nun, nachdem sie in früheren Jahrhunderten «die Morgenröte reiner Geistigkeit» durchlaufen habe, «in Vollendung begriffen» und zum «Erlöschen» bestimmt. Die «Orgien der Wissenschaftlichkeit» hätten die «faustische Kultur» ruiniert. Der Geist des «reinen Gehirnmenschen» sei ermattet und die

Wissenschaft damit zur «Selbstvernichtung» prädestiniert.

Spengler war ein ausgekochter Antidemokrat. Im «Endkampf zwischen Geld und Politik» prognostizierte er einen «Sieg des Blutes», der allerdings den zwingenden Abstieg der abendländischen Hochkultur nicht aufhalten könne. Während der ganzen Nachkriegszeit verstummte dieses Geraune nicht mehr. Inzwischen ist der Islam in westeuropäischen Ländern zur Zielscheibe eines identitären Kulturkampfes von rechts geworden. Verschwörungstheoretisch passen die Fiktion eines galoppierenden abendländischen Verfallsprozesses und die Furcht vor einem Überwältigtwerden durch das Morgenland perfekt zusammen. Die deutsche Pegida (Patriotische Europäer gegen die Islamisierung des Abendlandes) bringt diese Gefühlslage semantisch auf den Punkt.

Es war wohl einfach keine gute Idee, Westeuropa als ein latent vom Untergang bedrohtes «Abendland» zu imaginieren, um dann diese düstere Perspektive mit der Behauptung zu kompensieren, man sei die exklusive Lichtquelle menschlicher Vernunft. Bleibt zu hoffen, dass diese verquere Vorstellung endlich untergeht.

## zur Person

Jakob Tanner studierte Geschichte und Deutsch an der Universität Zürich. Nach mehreren Auslandsaufenthalten, unter anderem am Maison des Sciences de l'Homme und an der École des Hautes Études en Sciences Sociales in Paris, an der London School of Economics and Political Science und am Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte in Berlin, wurde er 1997 als Professor für Allgemeine und Schweizer Geschichte der neueren und der neuesten Zeit an die Universität Zürich berufen. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Wirtschafts- und Finanzgeschichte, Wissenschafts-, Medizin- sowie Körpergeschichte.

# Für Sylvia Paletschek

von Gabriele Lingelbach

Sylvia Paletschek bin ich beim ersten Mal nicht persönlich, sondern über eine ihrer Veröffentlichungen begegnet: 2002 erhielt ich von einer Zeitschrift die Aufgabe, Sylvias Habilitation zur Geschichte der Universität Tübingen zwischen Kaiserreich und Weimarer Republik zu rezensieren. Und bei der Lektüre dachte ich mir: „Hättest du dieses Buch einmal vorher in die Hände bekommen“. Denn ich selber hatte im selben Jahr, in dem Sylvia ihre Habilitation eingereicht hatte, meine Dissertation beendet, die sich mit der Geschichte der Geschichtswissenschaft in Frankreich und den USA in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beschäftigte. Mühsam hatte ich mir für diese Arbeit ein methodisches Instrumentarium zusammengesucht, um Wissenschafts-, Universitäts- und Disziplinengeschichte nicht als Ideengeschichte zu schreiben, sondern als sozialgeschichtlich informierte Institutionengeschichte. Aufwendig hatte ich recherchiert, wie man mithilfe von statistischen und prosopographischen Methoden, mithilfe von Karriereverlaufsanalysen und Publikationsfrequenzmessungen, mithilfe der Untersuchung von wissenschaftlichen Netzwerken, der Durchsicht administrativer Korrespondenzen, der Analyse von Finanzzuweisungen, Prüfungsordnungen und Lehrplänen eine Wissenschaftsgeschichte jenseits der Geistesgeschichte betreiben könnte. Und dann lag es vor mir, dieses Buch von Sylvia: eine Analyse der Entwicklung der „Realgestalt“ der Tübinger Universität, die genau das bravourös vormachte, was ich mir so mühsam zusammengesucht hatte. Nicht nur, dass Sylvia mithilfe serieller Quellen statistisch und prosopographisch die

Studierendenschaft in Tübingen analysierte, vielmehr ging sie genauso auf die universitäre Selbstverwaltung ein, auf die Entwicklung von Gremien und von inner- sowie außeruniversitären Entscheidungsstrukturen, sie legte die Aufeinanderfolge verschiedener Universitätsverfassungen dar usw. Und so war sie in der Lage, die Verteilung von Macht und Einfluss in der akademischen Welt ebenso herauszustellen, wie die Zunahme von Verwaltungsaufgaben im Zeitverlauf, sie konnte die Verlaufsbahnung im Bereich der universitären Karrieren nachzeichnen und zudem belegen, wie sehr beispielsweise die Habilitation ihren Charakter veränderte von einem informellen Zulassungsverfahren hin zu einem Initiationsritus in Form einer Prüfung. Genauso konnte sie herausstellen, in welchem Maße das für die universitäre Karriere wichtige Qualifikationsmerkmal, ein guter Hochschuldozent zu sein, verdrängt wurde durch das Kriterium, besonders gute Forschungsleistungen vorweisen zu können. Sylvia war überhaupt eine der ersten HistorikerInnen, die sich nicht nur der Forschung und den Publikationen von universitär abgesicherten Wissenschaftlern widmete, sondern auch auf die Lehre an den Universitäten in ihrer Entwicklung einging. Ihr gelang so auch das, was bisher in der Forschung zur Universitätsgeschichte nicht berücksichtigt worden war: eine Analyse des Lehr- und Lernalltags von Dozenten und Studierenden zwischen Seminaren, Vorlesungen, Übungen, Einweisungen in die Labortechnik usw. Und ganz im Gegensatz zu hagiografischen Darstellungen zum Leben und Wirken einzelner Professoren oder zur Genese von Disziplinen, gelang ihr der Beleg, dass viele Entwicklungen – sei es hinsichtlich der

universitären Struktur, sei es hinsichtlich der institutionellen Ausformung des Forschens und Lehrens in einzelnen Disziplinen – eben gerade nicht auf die Initiative der Akademiker selbst zurückging, sondern außeninduziert war, durch Vorgaben seitens des Ministeriums oder anderer politischer Entscheidungsinstanzen oder von Universitätsleitungen.

Und dabei räumte Sylvias Habilitation mit vielen etablierten Meinungen und Vorurteilen auf, indem sie diese empirisch widerlegte: angefangen von der Vorstellung, dass sich im gesamten Kaiserreich das Humboldt'sche Universitätsmodell durchgesetzt habe bis hin zur oft verbreiteten Ansicht, an deutschen Universitäten habe sich schon früh die Seminarform als Unterrichtsmethode in den Geisteswissenschaften durchgesetzt und dass sie sich von Deutschland aus in der Welt verbreitet habe.

Kurzum: Sylvia hatte vor mir die Form von Buch veröffentlicht, in der ich auch hatte schreiben wollen. Und wenn mir dieses Vorbild schon früher in die Hände gekommen wäre, hätte mir dies viel Arbeit erspart. Bis heute empfehle ich all jenen, die sich mit Universitätsgeschichte in einer Qualifikationsarbeit auseinandersetzen wollen, als erste Lektüre Sylvias Habilitation.

Doch anregend ist die Lektüre von Sylvias Buch auch über seine Gegenwartsrelevanz: Anhand der Tübinger Universität deckt ‚Die permanente Erfindung einer Tradition‘ die historische Tiefendimension dessen auf, was uns alle, die wir mittlerweile die universitäre Karriereleiter nach oben gestiegen sind, alltäglich umgibt. Dazu gehört das Wachstum administrativer Aufgaben, die uns zunehmend davon abhält, dem noch nachzugehen, für das wir eigentlich ausgebildet wurden – der Forschung. Aber sie beschreibt auch die früheren Kämpfe bei der Umsetzung ministerieller Vorgaben bzw. Anweisungen von Universitätspräsidenten. Und bei der Lektüre zieht man automatisch den Vergleich zum heutigen akademischen Alltag, sei es in Hinblick auf neue Vorgaben zu Lehr- und Prüfungsformen, sei es in Hinblick auf die Qualifikation unserer DoktorandInnen bis hin zur Abrechnung von Dienstreisen oder Drittmitteln. Will man eine Problemgeschichte der heutigen deutschen Universität schreiben, so empfiehlt es sich, in Sylvias Habilitation zu blättern, denn hier werden die Anfänge von vielen jener Probleme

geschildert, mit denen wir uns heutzutage alltäglich auseinandersetzen.

Gerade da ich von Sylvias Buch so beeindruckt war, war meine Vorfreude umso größer, als ich 2008 nach Freiburg wechselte, schließlich wusste ich, dass Sylvia dort lehrte und forschte. Gerade frisch habilitiert und mit ersten unsicheren Schritten in Richtung einer professoralen Laufbahn gehend, habe ich enorm von ihren Ratschlägen, Erläuterungen und Einsichten profitiert - sie war die beste Kollegin, die man sich vorstellen kann, wenn man noch etwas verloren in einem neuen Büro steht und noch nicht so recht weiß, wie man all die anstehenden Alltagsaufgaben bewältigen soll. Sie machte mich mit den informellen Strukturen und Hierarchien der Universität vertraut, gab mir viele Tipps, beispielsweise wie man Abschlussarbeiten betreut oder Vorlesungen effizient vorbereitet. Dass ihr Büro nur zwei Türen von dem meinigen entfernt war, war eine enorme Erleichterung. Sylvia: ich danke Dir, dass Du meine ersten Schritte hinein in die professorale Laufbahn begleitet hast!

## zur Person

Nach ihrem Studium in Berlin und Paris wurde Gabriele Lingelbach im Jahr 2000 mit einer Arbeit zur vergleichenden Historiographiegeschichte promoviert. 2007 habilitierte sie mit einer Monographie zur Geschichte des bundesrepublikanischen Spendenwesens. Nach einer Professurvertretung in Freiburg und dem Ruf an die Universität Bamberg wechselte sie 2013 an die Universität Kiel. Dort hat sie den Lehrstuhl für die Geschichte des 19. bis 21. Jahrhunderts inne.

Gabriele Lingelbach hat zurzeit vor allem zwei inhaltliche Schwerpunkte in ihrer Forschungs- und Publikationstätigkeit: Zum einen bearbeitet sie globalgeschichtliche Themen, zum anderen beschäftigt sie sich mit der Geschichte von Menschen mit Behinderungen (disability history). Zurzeit verfasst sie eine Globalgeschichte Deutschlands im 19. und 20. Jahrhundert.

# Ein sonderbarer Fall weiblichen Bildungsdrangs in der vormodernen Universität\*

von Rainer Christoph Schwinges

Aller Wahrscheinlichkeit nach befinden wir uns um 1460 in der Stadt Wien: Zwei Männer, ein älterer und ein jüngerer, unterhalten sich über die Geschehnisse ihrer Zeit, und der jüngere Mann möchte bald einmal Geschichten und Begebenheiten aus dem Leben des älteren hören, insbesondere aus dessen Studentenleben. Begreiflicherweise möchte der Jüngere nichts von der Normalität des Universitäts- und Studentenalltags hören, nichts von Magistern und Professoren, nichts von Lektionen, Disputationen und Examina, sondern etwas Aufregendes, eine schöne, spannende, vielleicht gar lustige Geschichte: *dic aliqua rara, si nosti*, erzähl mir etwas Seltenes, falls Du es kennst, etwas Ungewöhnliches. Der Ältere kennt in der Tat eine solche Geschichte, aber keine der üblichen, sattsam bekannten Lovestories, der Sauf- und Raufgeschichten des vormodernen Studentenwesens, sondern eine wirklich bemerkenswerte, angeblich selbsterlebte Geschichte und ist bereit, sie zu erzählen.

Als ich in meiner Jugend an der Universität zu Krakau in Polen war, an der Fakultät der sieben Freien Künste, begegnete ich, so erzählt er nun, einer jungen Frau, die dort zwei Jahre lang in Männer- und Studentenkleidung studiert und es fast bis zum Bakkalaureat der *Artes liberales* gebracht hatte. Sie lebte dort sogar in einer Studentenbourse, führte sich ordentlich auf, besuchte eifrig die Vorlesungen und studierte mit grosser Sorgfalt die ihr aufgetragenen Bücher. Nur die Bäder besuchte sie nicht. Sie stammte aus Grosspolen und hatte dort zusammen mit anderen Kindern eine Lateinschule besucht und so Grundkenntnis für das Studium erworben. Als ihre Eltern starben, nahm sie

ihr väterliches Erbe, kleidete sich nach Männerart und bezog die Universität. Dem Jüngeren gefällt die Geschichte, doch mehr noch interessiert ihn, wie man die Studentin entdeckt habe und was anschliessend mit ihr geschehen sei, und der Ältere erzählt weiter:

Bei einem Gang durch die Stadt habe sie ein Ritter, der mit seinen Kameraden im Hause eines Bürgers namens Kaltherbrig gesessen habe, beobachtet und mit ihnen gewettet, dass die dort flanierende Person in Studententracht ein Mädchen sei; wenn das stimme, zahle man ihm, wenn nicht, zahle er ihnen. Alle seien damit einverstanden gewesen, und als die studentische Person wieder an dem Hause vorbeigekommen sei, habe man sie, als wolle man mit ihr sprechen, hereingerufen; der Ritter habe sie vor seinen Kameraden auf den Tisch gesetzt und sie entblösst, und dabei sei das Geschlecht klar zum Vorschein gekommen. Daraufhin habe man sie dem Richter übergeben. Auf dessen Frage, warum sie ihr Geschlecht verberge, habe sie geantwortet, *amore studii*, aus Liebe zum Studium. Man habe auch den Conventor, den Vorsteher des Studentenheims, und die Kommilitonen im Heim unter Eid befragt, doch niemand habe etwas Unehrenhaftes von ihr berichten können. Sie habe sich dann gewünscht, in ein Nonnenkloster überstellt zu werden, und so sei es geschehen. Dort sei sie zur *magistra monialium*, zur Lehrerin der Nonnen und am Ende auch zur Äbtissin des Klosters ernannt worden. «Ich glaube», so beendet der Ältere seine Geschichte, «sie lebt noch immer dort, denn erst kürzlich erfuhr ich durch einen Bekannten, der in Krakau weilte, Neuigkeiten von ihr».

Man könnte bei dieser Geschichte schlicht an einen literarischen Topos denken, der für einmal ins akademische Milieu übertragen ist. Das Motiv, die als Mann verkleidete Frau, die nur so in Männerdomänen eindringen kann, ist sattsam in vielen Variationen bekannt. Was heute niemanden mehr sonderlich tangiert, konnte in der Vormoderne als widernatürliche Handlung allerdings ernsthafte, sogar tödliche Konsequenzen haben. Aus dem akademischen und schulischen Milieu sind jedoch nur wenige Beispiele bekannt geworden. Hier sei nur als prominentes Beispiel auf eine merkwürdig unzufällige Parallele aufmerksam gemacht, zumal der Schauplatz ebenfalls Polen ist, auf Isaac B. Singers Kurzgeschichte «Yentl the Yeshiva boy» (1962), verfilmt von und mit Barbra Streisand (1983), in der das Mädchen Yentl nach dem Tode des Vaters sein Erbe nimmt, sich als Junge verkleidet und an der Jeshiva zu studieren beginnt. Diese Geschichte lebt im Übrigen von der gleichen Erzählstruktur wie unsere Geschichte: vom heimlichen, lange unentdeckten Normenverstoss über die Entdeckung und die Krise der Blossstellung bis zur Heilung der Norm und zur Reintegration auf nun angemessenem Niveau. Ob es in Krakau eine studierende Frau, wenn auch als Mann verkleidet, wirklich gegeben hat, lässt sich nicht belegen. Michael Shank, der die Geschichte zuerst publiziert hat, ist von einem realen historischen Hintergrund ausgegangen. Vor kurzem hat Hedwig Röcklein die Geschichte als Aufhänger in einer grundsätzlichen Studie über Studentinnen im Mittelalter benutzt, hält sie aber eher für Fiktion mit moralischem Apell. (2) Ich bin mir nicht sicher, ob ich ihr folgen soll, denn der akademische Hintergrund ist absolut plausibel geschildert.

Die Geschichte überliefert hat Martin von Leibitz (ca. 1400-1464), seinerzeit Abt des «Schottenstifts», des Benediktinerklosters Unserer Lieben Frau zu den Schotten in Wien. Martin, ein Verfechter der Melker Reform, hat u.a. ein zeithistorisch höchst interessantes «Senatorium», ein Gesprächsbüchlein zwischen einem älteren und einem jüngeren Mann hinterlassen, das starke autobiographische Züge trägt. (3) Aus diesem entstammt unsere Geschichte. Martin von Leibitz begann im SoSe 1420 ein Studium der Artes an der Wiener Universität und wurde dort schon ein Jahr später zum baccalaureus in artibus promoviert. Da der Bakkalariandenkurs an der Artistenfakultät in der Regel zwei bis drei Jahre dauerte, muss Martin zuvor schon woanders studiert haben, eben in Krakau, wie er selbst als der

Ältere in der Geschichte sagt, ganz abgesehen davon, dass sein Heimatort Leibitz in der Landschaft Zips gewissermassen vor der Haustür Krakaus liegt. Auffallend ist auch der einzige Name, der in der ganzen Geschichte genannt wird, das Haus des Bürgers Kaltherbrig. Nun erscheint in der Tat ein Peter Kalderberg zwischen 1392 und 1421 häufig in städtischen und universitären Dokumenten. Die Kalderbergs waren eine bedeutende Kaufmanns- und Ratsfamilie in Krakau, und gerade Peter war auch der Universität eng verbunden. Er gehörte seit der Eröffnung 1400 zu ihren beständigen Wohltätern und Stiftern; unter anderem vermachte er der Universität ein Haus, möglicherweise jenes der Geschichte, an dem sein Name hängen blieb, und das gewiss in der Nähe der Studentenheime und der Universität lag, in der Nähe wohl des noch heute betriebenen *Collegium Maius* der Krakauer Jagiellonen-Universität. Wenn man annimmt, dass unser Gewährsmann Martin von Leibitz um 1400 geboren ist, und ferner das durchschnittliche Immatrikulationsalter und die durchschnittliche Kursdauer der Artistenfakultäten nordalpiner Universitäten bedenkt, dann müsste sich die ganze Episode zwischen 1416 und 1420 ereignet haben. Was Martin selbst und Krakau betrifft, so ist an seiner Geschichte so gut wie alles glaubwürdig, aber was ist mit der jungen Frau, hätte sie wirklich so lange bis hin zum ersten Examen der Fakultät unentdeckt bleiben können?

Da ist zunächst der Bericht über ihre Vorbildung. Sie hatte eine Schule besucht, wahrscheinlich eine städtische Lateinschule und dort unter Anleitung eines *pater scholasticus* zusammen mit anderen Kindern einen Unterricht genossen, der grundsätzlich einen Universitätsbesuch möglich machte. Daran ist nichts Ungewöhnliches. Seit dem 14. Jahrhundert wurden an vielen Orten Europas Knaben und Mädchen, aber auch erwachsene Männer und Frauen gemeinsam unterrichtet. In vielen Schulordnungen des 15. Jahrhunderts wurde allerdings der Lateinunterricht für Schülerinnen begrenzt; sie sollten, modern gesprochen, nur ein kleines Latinum erwerben, mehr sei für Frauen und Mädchen unnütz.

Nun wäre das für den Universitätsbesuch der jungen Frau noch kein Unglück gewesen, auch wenn die Sprache der Gelehrten Latein war und in sämtlichen Lehrveranstaltungen und selbst in der Freizeit eigentlich Lateinisch gesprochen werden musste. Europas Hochschulen kannten nämlich weder

intellektuelle noch sprachliche, weder nationale noch soziale Zugangsbedingungen. (4) Die einzigen Kriterien neben der papstchristlichen Selbstverständlichkeit des Getauftseins waren moralischer Natur, folglich keine, die nicht prinzipiell zu erfüllen gewesen wären. Sie galten dem *honeste se gerrere*, dem gesitteten Lebenswandel, und ein solcher ist ihr am Ende von allen Seiten bescheinigt worden. Auch besondere Berechtigungen gab es keine. Die Universitäten waren grundsätzlich offen. Weder Herkunft noch Stand, weder Nähe noch Ferne, Armut oder Reichtum, Gesundheit oder körperliche Gebrechen hatten darauf einen Einfluss. Nur die Zugehörigkeit zum weiblichen Geschlecht war hinderlich, daher die Verkleidung, und schon konnte es gar keine Schwierigkeiten mehr geben. Hinzu kommt, dass die junge Frau durch ihr väterliches Erbe über ausreichende Geldmittel verfügte, so dass sie alle geforderten Gebühren schon bei der Immatrikulation ohne weiteres bezahlen konnte, ohne sich bohrenden Fragen nach ihrer sozialen Lage gefallen lassen zu müssen. Das gab zusammen mit ihrer Vorbildung Sicherheit im Lager der sogenannten *scholares divites*, die stets die grosse Mehrheit der Studierenden stellten und allein schon auf diese Weise die Universität wesentlich mitfinanzierten.

Wer eine Universität besuchte, in Krakau, Wien oder sonst wo im nordalpinen Europa, musste sich einem Magister bzw. Professor seiner Wahl anschliessen, womit zugleich auch in der Regel das Studentenhaus gewählt war, in dem man fortan zu leben gedachte. Viele Professoren führten solche Häuser oder Bursen gewissermassen als Wirte und Bildungsunternehmer auf eigene Rechnung, andere arbeiteten in solchen Bursen als Angestellte. In Krakau kannte man zur fraglichen Zeit vier solcher Häuser, deren Conventoren für die zweckmässige Einrichtung der Gebäude zu sorgen hatten, ebenso für Unterkunft und Verpflegung sowie für den akademischen Unterricht der Studierenden. Die studentische *familia* zahlte ihrem Conventor dafür die Wochenbourse, das üblicherweise wöchentlich abgerechnete Kost-, Wohn- und Studiengeld. Wer gut zahlte, konnte in einem solchen Haus ein relativ bequemes Leben führen, eine eigene Schlafkammer mit Truhe mieten, sich bedienen lassen durch arme Kommilitonen oder andere Dienstboten und trotz des Gemeinschaftszwangs und Gruppendrucks durchaus seine Unabhängigkeit wahren. Unsere Studentin dürfte mit dem väterlichen Erbe sich

unter den *divites* hier standesgemäss bewegt haben und auch von daher nicht sonderlich aufgefallen sein; man bemerkte zwar, dass sie die öffentlichen Bäder nicht benutzte, doch hatte das offensichtlich keine Konsequenzen. Interessanterweise soll es in Krakau gleich auf dem Areal des Grossen Kollegs unweit des erwähnten Kanderberg-Hauses eine *bursa divitum* gegeben haben, also ein Studentenhaus, das nur den Bessergestellten zugänglich gewesen sei.

Ein wichtiges Hilfsmittel, über zwei Jahre hinweg unentdeckt zu bleiben, war schliesslich auch die studentische Tracht. Unsere Studentin trug sie und verhielt sich damit völlig konform mit den universitären Statuten. Überall trommelte man nämlich gegen das Tragen modischer Kleider und den Aufwand, den die jungen Leute mit ihrer Kleidung angeblich betrieben. Stattdessen verlangte man ein schlichtes, dezentes Gewand, einen *habitus honestus*. Das Grundmodell dieser aus klerikalen Anfängen entwickelten akademischen Tracht war ein knöchellanges, geschlossenes und zunächst ärmelloses Gewand, das zum 15. Jahrhundert hin vorne auch offen, hier und da gegürtet und mit Ärmeln versehen getragen werden konnte; schwarz dominierte, doch waren auch andere dunkle Farben gestattet. In unseren Breiten hiess es Tabard. Die Studierenden der Artistenfakultäten trugen dazu noch die sogenannte Gugel, eine Art Kapuze oder Nackenkragen, der auf dem Gewand befestigt war. Dieser Habit sollte grundsätzlich innerhalb wie ausserhalb der Universität getragen werden, insbesondere in *actibus scolasticis*; wer keinen besass musste ihn ausleihen oder ausdrücklich Dispens erbitten. Man kann sich vorstellen, dass man sich in einem solchen Tabard, erwünschterweise konsequent getragen, durchaus gut verstecken konnte. Kurzum: das akademische Genre in unserer Geschichte ist ebenfalls korrekt getroffen, man kann ihr von daher trauen.

Dieser sonderbarere Fall weiblicher Liebe zum Studium an einer mittelalterlichen Universität ist, Fiktion oder nicht, ein Einzelfall, wenigstens im gesamten nordalpinen Raum. Dabei hat es unzählige gebildete Mädchen und Frauen mit Lateinschul- und Universitätsreife gegeben, doch der Fall zeigt sehr drastisch auf, wo diese weibliche Bildung erlaubterweise und formal endete, obwohl sie von Martin von Leibitz, das sei eigens betont, mit grosser Sympathie und Anteilnahme aufgenommen worden ist. Die vormodernen Universitäten waren

im Einzelnen ausserordentlich unterschiedlich beschaffen, in der Grösse, im Prestige, im sozialen Status, in der Qualität und Professionalität, in einem aber waren sie alle gleich: Ihre Welt war eine durch und durch männliche Welt. Für ein weibliches Universitätsstudium gab es in ihnen keinen Platz. (5) Auch die zunehmende Entklerikalisierung der Studentenschaft im Laufe des 15. Jahrhunderts änderte daran nichts. Dort, wo man Ausnahmen erkennt, ohne dass sie in Männerkleidern und Studententracht stecken müssen, stösst man so gut wie immer auf einen besonderen sozialen und kulturellen Hintergrund. Fürstliche, herrschaftliche und grossbürgerliche, oft humanistisch geprägte Häuser vor allem im südlichen Europa, liessen Söhne und Töchter in gleicher Weise von Privatlehrern und zum Teil sogar bekannten Universitätsprofessoren erziehen. Manche Frauen erreichten dadurch in allen Fachgebieten, vor allem auch in der Medizin und im Römischen Recht einen so hohen Wissensstand, dass sie – wie in Renaissance-Italien des 14. und 15. Jahrhunderts nicht unüblich – mit universitären Gelehrtenkreisen in Verbindung treten konnten. Novella d'Andrea zum Beispiel, die Tochter des berühmten und reichen Bologneser Jus-Professors Johannes Andreae, studierte standesgemäss und wurden selbst gefeierte Rechtsgelehrte. Novella, schon der Name ist Programm, soll sogar ihren Vater in der Vorlesung vertreten haben. Costanza Calenda, Tochter eines gelehrten Arztes in Neapel, wurde daselbst 1422 in einem ordentlichen Prüfungsverfahren zum Doktor der Medizin promoviert. Solche Ausnahmeseinungen, die sich im Übrigen auf den Süden des Kontinents beschränken, zeigen aber nur allzu deutlich, dass Frauenbildung allgemein im Rahmen der Universitäten noch nicht zeitgemäss war, nicht zuletzt wohl auch deshalb, weil geeignete Tätigkeiten auf einem akademischen Arbeitsmarkt, der zu mehr als drei Viertel noch von der Kirche beherrscht wurde, schlicht und einfach fehlten. Erst vor wenig mehr als 120 Jahren sollte die Zeitgemässheit wirklich beginnen. Wie diese dann aussah, hat nicht zuletzt Sylvia Paletschek eingehend erforscht.

## Anmerkungen

\* Der Beitrag fusst auf einer Promotionsrede als Dekan der Philosophisch-historischen Fakultät der Universität Bern im Jahre 1999, als ich zugleich das

Vergnügen hatte, Sylvia Paletschek anlässlich einer Tagung der Gesellschaft für Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte (GUW) kennenzulernen.

(2) Michael H. Shank, A female university student in late medieval Kraków, in: Signs. Journal of women in culture and society 12, 1987, S. 373–380. Hedwig Röckelein, Studentinnen im Mittelalter? – Diskontinuitäten europäischer Universitäten, in: Andreas Speer und Andreas Berger (Hg.), Wissenschaft mit Zukunft. Die 'alte' Kölner Universität im Kontext der europäischen Universitätsgeschichte (Studien zur Geschichte der Universität zu Köln 19), Köln/Weimar/Wien 2016, S. 137–171, hier 137–139.

(3) Zu Person und Werk: Repertorium Academicum Germanicum (RAG) [www.rag-online.org/](http://www.rag-online.org/) Martin von Leibitz; Geschichtsquellen des deutschen Mittelalters [www.geschichtsquellen.de/werk/3290](http://www.geschichtsquellen.de/werk/3290) [beide abgerufen am 27.12.2021]. Harald Tersch, Österreichische Selbstzeugnisse des Spätmittelalters und in der Frühen Neuzeit (1400-1650). Eine Darstellung in Einzelbeiträgen, Köln/Wien 1998, S. 52–65.

(4) Zum Folgenden Rainer Christoph Schwinges, Die Zulassung zur Universität, in: Walter Rüegg (Hg.), Geschichte der Universität in Europa, Band 1: Mittelalter, München 1993, S. 161–180. Ders., Der Student in der Universität, ebd. S. 181–223.

(5) Siehe Röckelein, Anm. 2, und die frühere Studie von Andrea von Hülsen-Esch: Frauen an der Universität? Überlegungen anlässlich einer Gegenüberstellung von mittelalterlichen Bildzeugnissen und Texten, in: Zeitschrift für Historische Forschung 24, 1997, S. 315–346.

## zur Person

Prof. em. Dr. Rainer Christoph Schwinges, 1989-2008 Professor für Allgemeine Geschichte des Mittelalters an der Universität Bern (Schweiz), 2001-2020 Leiter des „Repertorium Academicum Germanicum (RAG): Die graduierten Gelehrten des Alten Reiches zwischen 1250 und 1550“ ([rag-online.org](http://rag-online.org)). Forschungen und Publikationen zur Sozial- und Verfassungsgeschichte, Ideen- und Kulturgeschichte des hohen und späten Mittelalters, Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit.



Handwritten text on the white arrow: *Handwritten text, possibly "Handwritten" or similar.*

Handwritten text on a yellow sticker: *Handwritten text, possibly a question mark.*

# Von Gärten der Gelehrten

von Birgit Studt

Liebe Sylvia,

Uns verbinden etliche wissens- und universitätsgeschichtliche Seminare und Gespräche, die dann aber bald aus den universitären Räumen in die Welt führten, zum Lunch im Drexler, ins Café und in Gärten. Wir waren zwar nicht gemeinsam im Tibet-Garten-Café in der Wallstraße (was noch nachzuholen wäre), aber doch in dem Obstgarten von Herrn Schwendemann und zumindest auf Bildern und Erzählung auf Eurer „Datsche“ im Brandenburgischen.

Und was könnte ich einer Gelehrten, die zumindest zeitweise vier Gärten bearbeitet (habe ich überhaupt richtig gezählt?), als kleine intellektuelle Gabe besser widmen als einige kurze Beobachtungen zu dem diachronen Zusammenhang von Gärten und Wissensordnung?

Von den Villenbriefen Plinius des Jüngeren über den Hortulus des Reichenauer Mönchs Walahfried Strabo, dem Hortus Deliciarum oder Garten der Köstlichkeiten der Äbtissin Herrad von Landsberg über den Jardin der Bücher des Pariser Gelehrten Richard de Fournival bis hin zu den Schriften der exzentrischen viktorianischen Gartentheoretikerinnen wie Gertrude Jeckyll und Beatrix Havergal - das sind alles literarische Entwürfe von Gärten, die die Gelehrten über die Beschäftigung mit dem Garten, seiner Lage, Architektur und Ausstattung zu Reflexionen über die Ordnung und Funktion ihres Wissens, der gesellschaftlichen Praktiken anregten, die mit dem Leben und Arbeiten im Garten verbunden waren.

Wohl fast allen Gartenfreund:innen bekannt sind die Villen-Briefe Plinius des Jüngeren, aus denen wir über Sinn und Zweck jener luxuriösen Villae urbanae erfahren, die sich römische Patrizier im Umland Roms anlegten, die nicht mehr Funktionen der traditionellen Landwirtschaft erfüllten, sondern einzig und allein der schöpferischen Muße ihrer Besitzer, fernab aller politischen bzw. öffentlichen Verpflichtungen dienten. Plinius schrieb nicht nur über seine Villen in der Toskana und in der Küstenstadt Laurentium bei Ostia, sondern auch über seine Güter am Comer See, die er aus dem elterlichen Erbe besaß und an denen er besonders hing. In einem Brief an seinen Freund Voconius Romanus (Ep. 9,7) schreibt Plinius, dass er davon zwei besonders bevorzuge. Die eine befinde sich auf einem Hügel, der zwischen zwei Buchten vom See zurückversetzt sei, die andere reiche in der Nähe einer kleinen Bucht mit ihrer Terrasse bis direkt ans Wasser. Aufgrund dieser topographischen Lage nenne er den erstgenannten Landsitz „Tragödie“, den zweiten dagegen „Komödie“. Dies ist eine ironische Anspielung auf die typischen Fußbekleidungen der Schauspieler: Tragödienspieler trugen üblicherweise Kothurn mit extrem hohen Sohlen, die fast an Stelzen erinnern, während die Schauspieler in Komödien in flachen Sandalen auftraten.

Beide Villen tragen nicht nur weibliche Namen, sondern die literarische Schilderung ihrer Lage konzentriert hauptsächlich auf die Art und Weise, in der sie sich dem Auge des – männlichen – Betrachters präsentieren. Dabei wird die Komödienvilla durch weiche Kurven („mollis

curvamine“), die Tragödienvilla dagegen durch einen steilen Felsgrat und eine schnurgerade Promenade charakterisiert. Inspiriert durch Ovids Amores sind diese äußeren Unterschiede auch mit gegensätzlichen inneren Eigenschaften verbunden, deren Vorzüge einander gegenübergestellt werden. Plinius betont aber, dass ihm beide Besitzungen gleichermaßen am Herzen lägen; demnach ging es ihm bei der Wahl seiner Villen nicht um unterschiedliche Lebensstile oder Beschäftigungen, sondern um sich ergänzende Formen des Genusses. Seine Villenbriefe spiegeln ein Bedürfnis des Stadtbewohners nach Natur- und Landschaftsbetrachtung wider, das allerdings nicht mit dem Willen zu tatsächlichem Naturkontakt zu verwechseln ist. So schreibt er, von der Tragödienvilla aus könne man den Fischern beim Arbeiten zusehen, während die Komödienvilla so nahe am Wasser liege, dass man vom Schlafzimmer, sogar fast vom Bett aus selbst angeln könnte. Tatsächlich zu angeln, kam für Plinius dagegen nicht in Frage.

Diese Villen-Entwürfe haben das Interesse und die Phantasie der Humanisten erregt, so dass sie darüber rätselten, wo die Plinius-Villen, von denen keine Überreste mehr erhalten waren, wohl gelegen haben mögen. Plinius' Landsmann Paolo Giovio vermutete sie auf dem flachen Abhang der Halbinsel Bellagio und in der Bucht des gegenüberliegenden Lenno, und so hat sie Abraham Ortelius auf seiner Weltkarte denn auch verortet (Abb. 1).

Während bei Plinius der ästhetische Wert des Landgutes im Vordergrund stand, dienten die Gärten der mittelalterlichen Klöster, die im Frühmittelalter nach dem Vorbild der römischen Villen und zunächst auch aus dem gleichen gesellschaftlichen Milieu heraus entstanden sind, mit ihren Gemüse-, Kräuter- und Baumkulturen in erster Linie der Selbstversorgung. Die Bedeutung des Gartens für die monastische Autarkie war bereits im 6. Jahrhundert in der Benediktusregel vorgegeben:

„Das Kloster soll wenn möglich so angelegt werden, dass sich alles Notwendige, nämlich Wasser, Mühle und Garten, innerhalb des Klosters befindet und verschiedene Arten des Handwerks dort ausgeübt werden können“ (c. 66).

Zur Anlage der Klostergärten sind nur aber wenige zeitgenössische Informationen erhalten, und es gibt kaum archäologische Befunde. Einige Rückschlüsse lassen sich – mit aller Vorsicht – aus Gemälden und Bildern in Stundenbüchern oder aus den Tapisserien in Millefleurs-Technik ziehen. Die zentrale schriftliche Quelle aus dem Frühmittelalter ist der Liber de cultura horticorum (Buch über den Gartenbau) von Walahfried Strabo, Abt des Klosters Reichenau, auch schlicht Hortulus genannt, in dem er 28 Pflanzen beschreibt – von der Artemisia arborum (der Eberaure) über die Melone (Cucumis Melo) bis hin zur Rose (Rosa). Wesentlich beeinflusst wurde das Gedicht durch die Landgüterverordnung Karls d. Gr. aus dem Jahr 812, das Capitulare de villis, mit ihrer umfangreichen Liste von 73 Blumen, Kräutern, Gemüse- und Obstpflanzen und 16 Bäumen, die auch im kurz darauf entstandenen St. Galler Klosterplan für den Arznei- und Küchengarten vorgesehen sind. Der heute etwas lieblos nachgeahmte Hortulus auf der Reichenau ist nur noch ein schnöder Abklatsch dieses reichen hortikulturellen Wissens, das auf der karolingerzeitlichen Rezeption der antiken agronomischen Literatur beruht.

In seiner Vorrede spielt Walahfried auf diese Wissenstradition an, mit der er sich programmatisch von der repräsentativen Villentheorie der römischen Eliten distanziert. Gewiß sei der Garten Zeichen und Vorzug des ruhigen Lebens, doch appelliere er an jeden Landbesitzer, gleich welcher Natur sein Boden sei und wo er sich finde, ob auf sandigem oder steinigem Grund oder auf fetter, fruchtbarer Erde, ob erhöht auf aufragenden Hügeln, auf freiem Feld oder geschmiegt an die Lehne eines Tales – überall bringe es Früchte, wenn die Gärtner nicht in lähmender Trägheit verharrten, sich nicht scheuten, die schwierigen Hände bräunen zu lassen in Wind und Wetter, und nie versäumten, Mist aus vollen Körben im trockenen Erdreich zu verteilen.

„All dies entdeckte mir nicht landläufiger Rede Erkenntnis  
Und nicht allein Lektüre, die schöpft aus den  
Büchern der Alten:  
Arbeit und eifrige Neigung vielmehr, die ich vorzog  
der Muße,  
Tag für Tag, haben dies mich gelehrt durch eigne  
Erfahrung.“





50

Und tatsächlich waren bis zum Ende des Mittelalters Gärten recht schlicht gestaltet, oft mit rechteckigem Grundriss, worin Beete angelegt und mit Flechtwerk oder Brettern (besonders bei Hochbeeten) eingefasst waren. Bei den Kartäusern kultivierte jeder Mönch wegen der eremitischen Lebensweise seinen eigenen kleinen Garten innerhalb der Mauern seines Zelhäusleins. Nur Nahrungspflanzen, die in größeren Mengen benötigt wurden, wie Erbsen, Rüben und Kohl, wurden auf Landgütern außerhalb des Klosters angebaut. Die Urbarmachung neuen Landes durch Klöster sorgte übrigens für die weitere Verbreitung der in den Klostergärten angebauten Pflanzen, die von dort aus entkamen und sich in der Wildflora einbürgerten. Die botanischen Gärten, die seit dem 16. Jahrhundert im Umfeld der medizinischen Fakultäten an den Universitäten entstanden und in deren Gefolge auch an anderen institutionellen Standorten wie Höfen und Handelsgesellschaften die Forschung weiter vorantrieben, standen sichtlich in der Tradition der Klostergärten, wenn sie zu Lehrzwecken mit exotischen Arzneipflanzen bereichert wurden.

Doch die Überlieferung von agronomischem und botanischem Wissen verlief selten isoliert, und Gärten waren – trotz ihrer Kontinuität über Epochen hinweg – multifunktionale und vor allem mehrfach kodierte Wissensräume. Sinnbildlich dafür steht der Hortus conclusus aus dem Hohelied Salomos (4,12): „Ein verschlossener Garten ist meine Schwester und Braut, ein verschlossener Garten und versiegelter Quell.“ Im Hohelied und der christlichen Theologie repräsentiert der Hortus conclusus das irdische Paradies, außerhalb dessen Einfriedung die heillose Welt liegt. Auch wenn sich die Menschen für Jahrhunderte das Paradies als Garten vorstellten, dienten Gärten bereits seit dem Mittelalter auch als innerweltliche Orte des Wissens, in denen und mit denen unterschiedliche Lebensformen, Alltagspraktiken und Ordnungsvorstellungen verhandelt wurden.

Im 12. Jahrhundert nannte die gelehrte Äbtissin Herrad von Landsberg ihre Enzyklopädie, in der sie für ihre Klosterfrauen auf dem elsässischen Odilienberg das geistliche und profane Wissen ihrer Zeit zusammenfasste, Hortus Deliciarum, Garten

der Köstlichkeiten. Es ist die erste nachweislich von einer Frau abgefasste Enzyklopädie. Der Titel bezieht sich auf das Speculum ecclesiae von Herrads Lieblingschriftsteller Honorius Augustodunensis, der das Paradies als „hortus deliciarum“, als Garten der geistlichen Ergötzungen, bezeichnete und dieses durch Christus wieder erschlossene Paradies in der Kirche als dem Hause Gottes mit allen Schätzen göttlicher Weisheit und Erkenntnis repräsentiert sah. In diesem Paradiesgarten sollten sich nun Herrads Schülerinnen ergehen und Speise des Lebens darin sammeln.

Die vielen Miniaturen des Werkes illustrieren diese Speisen als geistliche Güter und Werte, aber Herrad bewegte sich damit auf der Höhe des zeitgenössischen gelehrten Wissens, wie es durch die weibliche Allegorie der Philosophie inmitten des Kreises der Septem artes liberales versinnbildlicht wird (Abb. 2).

Ein Jahrhundert später verglich der Universalgelehrte Richard de Fournival in der Schrift *Biblionomia* seine Bibliothek mit einem Garten, in dessen Beeten (areolae) die Bücher unterschiedlicher Wissensbereiche Früchte tragen. Sie werden Regal für Regal mit unterschiedlichen Buchstabentypen bezeichnet. Im ersten Beet finden sich Bücher zu den artes philosophiae oder liberales, im zweiten die für die artes lucrativae, nämlich Medizin und Recht, und ein drittes ist für die Theologie bestimmt. Die Beete haben unterschiedliche Farben: Philosophie blau, violett, rot, grün; die artes lucrativae Silber und die Theologie Gold (Abb. 3).

Der Bauplan dieses Gartens ist nach dem Modell der Pariser Universität mit ihren vier Fakultäten gebildet, der Richard eng verbunden war. Und wohl als erster in Europa hatte er die Idee für eine öffentliche Bibliothek, denn mit seiner *Biblionomia* lieferte er tatsächlich eine genaue Beschreibung seiner Bibliothek, die er seiner Heimatstadt Amiens stiften wollte, damit deren Scholaren die Früchte seines „Ortulus“ genießen konnten.

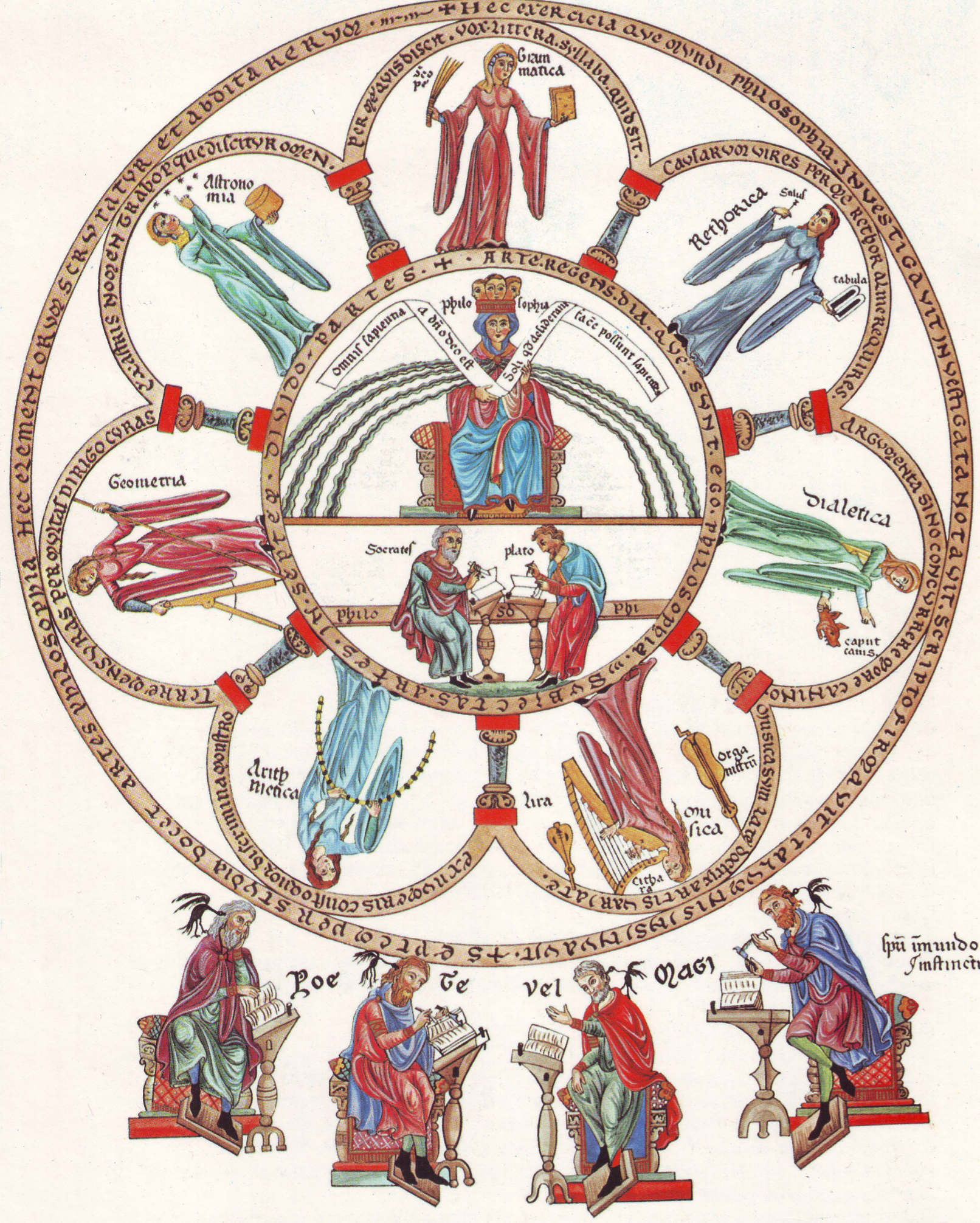
Waren diese Gartenideen durch die mittelalterliche Wissensordnung gespeist, die in der frühen Neuzeit allmählich durch neue Systematiken abgelöst wurde, entstand in England im Laufe des 19. Jahrhunderts eine neuartige Gartenbewegung, die sich bewusst von den streng geordneten Gartenideen monastischer, gelehrter und höfischer

Provenienz absetzte. Sie wurde maßgeblich von Frauen getragen, die ihre botanischen Interessen mit einem emanzipatorischen Bildungsprogramm verbanden. Dies trifft zunächst nicht so sehr für Gertrude Jekyll zu, die sich in Munstead Wood in Surrey ein Mekka für Gartenliebhaber:innen schuf und Entwürfe für über 350 Gärten lieferte, aber durch ihre Aktivitäten und Schriften eine Gruppe von Frauen inspirierte, die über ihre Gartenschulen für bessere Berufschancen von Frauen wirkten. Jekyll oder Mubs – „Mother of all bulbs“, wie sie von ihrem jugendlichen Freund und kongenialen Mitarbeiter Edwin Luytens scherzhaft genannt wurde, wurde Schirmherrin der von Lady Frances Wolsely gegründeten Glynde School for Lady Gardeners. Nach diesem Vorbild öffnete sich auch 1891 das Swanley Horticultural College in Kent für Frauen, in dem diese die männlichen Schüler zahlenmäßig bald weit übertrafen, bis es 1902 zu einem reinen Frauenkolleg wurde. Es genoss einen ausgezeichneten Ruf als Brainplace, wurde staatlich gefördert, konnte einen akademischen Grad verleihen und ging schließlich im Wye College auf.

Seine Schülerinnen bewegten sich auf der Grenze zwischen verschiedenen Sphären: Männlichkeit und Weiblichkeit, Amateurhaftigkeit und Professionalität, Expertentum und akademischer Gelehrsamkeit, und zwischen ziemlich unterschiedlichen sozialen Schichten. Ihre Absolventinnen wurden seit 1896 in die Royal Botanic Gardens von Kew aufgenommen, mussten aber dort männliche Kleidung tragen, um unter den Gärtnern nicht aufzufallen. Auch wenn die Frauen so schwer oder noch schwerer als die männlichen Angestellten arbeiten mussten, hatten sie, sobald sie heirateten, ihre vielversprechende Karriere aufzugeben, „weil sie sich einen Mann nahmen“ – so die Annalen von Kew.

Doch auch wenn Frauen wie Francis Perry im professionellen Gartenbau reüssieren konnten, die als 60jährige schließlich auch in die exklusive Royal Horticultural Society aufgenommen wurde, waren die leidenschaftlichsten Gärtnerinnen vielleicht doch die unabhängigen Amateurinnen, die gestützt auf familiäres Vermögen, erheiratete Güter oder innere Souveränität die interessantesten Gartenträume verwirklichten – und das musste nicht unbedingt das Sissinghurst einer Vita Sackville-West sein! Bald bist Du, liebe Sylvia, weitgehend frei von universitären Pflichten. Und daher wünsche ich Dir

51



viele schöne Arbeits- und Mußestunden in Deinen Gärten – mit gelehrten Früchten und köstlichen Genüssen!

Birgit Studt, Argegno am Lago di Como und Freiburg auf Balkonien, im Frühling 2022

**Abbildungen**

Abb. 1 (S. 50): [https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/5/51/Ortelius%2C\\_Lake\\_Como%2C\\_Detail\\_showing\\_the\\_hypothetical\\_localisation\\_of\\_the\\_villas\\_of\\_Pliny\\_the\\_Younger.jpg](https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/5/51/Ortelius%2C_Lake_Como%2C_Detail_showing_the_hypothetical_localisation_of_the_villas_of_Pliny_the_Younger.jpg)

Abb. 2 (S. 52): [https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Hortus\\_Deliciarum,\\_Die\\_Philosophie\\_mit\\_den\\_sieben\\_freien\\_K%C3%BCnsten.JPG](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Hortus_Deliciarum,_Die_Philosophie_mit_den_sieben_freien_K%C3%BCnsten.JPG)

Abb. 3 (S. 53): [https://bvmf.irht.cnrs.fr/consult/consult.php?mode=visionneuse&panier=false&reproductionId=13083&VUE\\_ID=1347335&carouselThere=false&nbVignettes=4x3&page=1&angle=0&zoom=petit&tailleReelle=](https://bvmf.irht.cnrs.fr/consult/consult.php?mode=visionneuse&panier=false&reproductionId=13083&VUE_ID=1347335&carouselThere=false&nbVignettes=4x3&page=1&angle=0&zoom=petit&tailleReelle=)

aus: Paris, Bibl. de la Sorbonne, ms. 636, f. 3v-4r.



**zur Person**

Lehramtsstudiengang an der Universität Münster, 1990 Promotion im Rahmen eines Drittmittelprojekts des Münsteraner SFB 231 Pragmatische Schriftlichkeit, Habilitation 2000, nach Fellowships und Gast-Vertretungsprofessuren in Rom, Wien und Münster 2005 Professorin für Mittelalterliche Geschichte in Freiburg.

Forschungsinteressen: Geschichtsschreibung, Humanismus, höfische und städtische Erinnerungskulturen, Universitäts- und Wissensgeschichte

# Der Tod der Emmy Frese am 28.06.1920 im Hörsaal 21

von Dieter Speck

Zwanzig Jahre nach der Einführung des Frauenstudiums in Freiburg als der ersten deutschen Universität (1900) bezeugen Archivalien im Freiburger Universitätsarchiv von einer spannungsgeladenen Beziehung zwischen einer weiblichen Studierenden und ihrem Mitstudierenden unmittelbar nach dem ersten Weltkrieg. Es ist eine tragische, kaum bekannte Bluttat. „Eine Studententragödie“ – so die Pressemeldung zum Prozess vor dem Freiburger Schwurgericht vom 25. November 1920 – hatte sich am 28.06.1920 im Hörsaal 21, im 1. Obergeschoß des Kollegiengebäudes I (an der Seite zum heutigen Platz der Alten Synagoge) ereignet, als der 24jährige Karl Jamke seine Mitstudentin Emmy Frese mit fünf Schüssen tötete.

Nach der Pressemeldung hatte sich Karl Jamke noch vor der Tat mit Emmy Frese getroffen, die sich von ihm mit dem Hinweis trennte, keine Zeit zu haben. Danach habe sie sich mit dem Kaufmann Johannes Krayer in einem Restaurant in der Nähe des Bertoldbrunnens getroffen. Jamke war ihr gefolgt, bat sie vor das Restaurant, wo es zu einer Auseinandersetzung zwischen beiden kam, an der auch schließlich Krayer beteiligt war. Krayer warf Jamke dabei Misshandlungen von Emmy Frese vor. Jamke ging verzweifelt nach Hause, wobei der Artikel ihm unterstellte, aus dem Leben scheiden zu wollen. Zuvor habe er noch einige Briefe seiner Eltern und von Emmy gelesen und einen Spaziergang gemacht.

Den Tathergang schilderte die Tageszeitung anhand des Prozessverlaufes. Jamke war um 16 Uhr in den Hörsaal 21 des Englischen Seminars gegangen, in

dem er Emmy traf. „Dort kam es zur kritischen Aussprache. Emmy Frese erklärte Jamke, sie sei nicht seine Sklavin und könne tun, was sie wolle. Er möge sie in Ruhe lassen. Sie wolle gut leben und Kr[ayer] könne ihr 700-800 Mk bieten. Nun war es mit der Selbstbeherrschung des unglücklichen, gequälten Menschen zu Ende. Er zog seinen Revolver und gab fünf Schüsse auf die Geliebte ab, die ihren sofortigen Tod herbeiführten. Hinzukommenden Studenten erklärte er scheinbar ruhig und gefaßt, daß er dort das Mädchen erschossen habe. Der toten Braut gab er, bevor er abgeführt wurde, nochmals die Hände und küßte sie. Den Beamten der Universität gegenüber bekannte er sich als Täter. Er machte keinen Fluchtversuch, sondern erklärte sich der Polizei selbst stellen zu wollen.“ Unmittelbar nach der Tat habe Jamke den herbeigeeilten Studenten und Beamten erklärt: „Ich habe das Mädchen erschossen: ich musste so handeln.“ Nicht erwähnt hatte der Artikel, dass Jamke auf die schon schwer verwundete und am Boden liegende Emmy erneut in voller Absicht schoss.

Abgesehen von der Überschrift ergriff der Artikel von Beginn an und unmissverständlich die Partei des Täters. „Die Tat war eine Eifersuchtstragödie. Aus sehr materiellen Beweggründen unterhielt die mit genußsüchtigen und verschwenderischen Neigungen ausgestattete Frese neben dem Verhältnis mit Jamke auch noch Beziehungen zu einem Kaufmann Johannes Krayer, bei dem sie zeitweise als Privatsekretärin Dienste verrichtete. Jamke beschwor seine Geliebte vergeblich, von dem Nebenbuhler zu lassen, sie hatte zuletzt gegen ein solches Verlangen nur höhnische, verletzende

Antworten.“ Der Artikel beschreibt den Täter als liebenden Mitstudierenden, der die genußsüchtige und verschwenderische Emmy eher unverdient liebte. Emmy wird zudem als Vamp, die ihren liebenden Freund verhöhnte und nur auf materielle Interessen aus war, dargestellt.

Objektive Informationen über Opfer und Täter bringt der Artikel nur halbherzig. Emmy Frese wurde am 4.1.1894 in Bremen als Tochter des evangelischen Buchbindereibesetzers Gustav Frese, wohnhaft in der Faulenstraße 3, geboren. Nach ihrem Abschluss auf dem Gymnasium in Bremen schrieb sie sich am 28.10.1915 in der Universität Freiburg mit der Fachrichtung Philologie ein. Karl Jamke war der Sohn eines Lehrers, wohnhaft in der Lappenbergallee 14 in Hamburg, und war am 16.03.1896 in Altona geboren. Nach der Oberrealschule in Hamburg immatriulierte er sich am 11.05.1917 wie Emmy in Freiburg, Fachrichtung Philologie. Das Adressbuch der Studierenden bezeichnete ihn als Kriegsteilnehmer und auch die Freiburger Zeitung berichtete, dass er als Kriegsfreiwilliger und somit als Patriot bei Verdun schwer verwundet worden war. Im Sommer 1918 wurde er infolge seiner Verwundung als kriegsunbrauchbar aus dem Heeresdienst entlassen. Schon im Wintersemester 1917/18 hatte er sich an der Universität immatriuliert.

Emmy Frese und Karl Jamke lernten sich im Mai 1919 in einem literaturhistorischen Seminar kennen, woraus sich schnell auch ein intimes Liebensverhältnis entwickelte. Diese Angaben Jamkes lassen sich anhand der belegten Veranstaltungen aber nicht vollständig nachvollziehen. Nach Jamke bestand keine Heiratsabsicht, da ihm als sechstes Kind eines Volksschullehrers am Kriegsende die finanzielle Basis gefehlt hätte. Als Jamke sich einige Zeit in Hamburg aufhielt, um seine Doktorarbeit vorzubereiten, hätten sich Emmy und Johannes Krayer im Dezember 1918 oder Januar 1919 in einem Café kennengelernt. Emmy habe sich dem 47jährigen Krayer angeschlossen, „weil sie niemand gehabt habe.“ Krayer sei damals von seiner 62jährigen Frau „seit Jahren schon in sexueller Hinsicht ausdrücklich freigegeben“ gewesen. Krayer war ein Kaufmann, der die ärmliche Lage von Emmy Frese für sich auszunutzen gewusst habe, wird mehrfach behauptet. Emmy habe ihm zuerst englische Briefe gegen eine Entschädigung übersetzt, schließlich habe Krayer, so auf Befragung

des vorsitzenden Richters, ihr monatlich 200-400 Mark gegeben, damit sie sich gut kleiden und sie gut leben konnte. Nach seinen Aussagen erhielt Emmy von ihren Eltern monatlich nur 100-200 Mark Unterhalt. Der verheiratete Krayer forderte aber bald eine Gegenleistung für seine Zahlungen. „Er gab auf Befragen zu, mit der Frese intimen Verkehr gepflegt zu haben. Weiter mußte er auf eine Frage des Oberstaatsanwalts zugeben, daß er sich von seiner Frau, der gegenüber er nur der Unterhaltspflicht genügte, einen Freibrief für den Verkehr mit anderen Frauen hat ausstellen lassen, ein Verhalten, das der Oberstaatsanwalt unter dem Beifall der Zuhörer scharf brandmarkte.“ Sicher stießen genau diese Verhältnisse im bürgerlich-katholischen Freiburg auf das besondere Interesse an diesem „verruhten“ außerehelichen Verhältnis, zumal es in einem Mordprozess endete.

Emmy litt damals an einer schweren Furunkulose, die sie zunächst für Syphilis hielt und von der sie glaubte, sich bei Jamke angesteckt zu haben. Dazu war sie im April und Mai 1920 in der Hautklinik in Behandlung. Der Briefwechsel zwischen Emmy und Karl sei nicht abgebrochen, bis dieser nach Freiburg zurückkehrte, sie immer wieder besuchte und mit Geschenken bedachte. Aber Emmy nahm auch Geld von Krayer, was die Prozessakten als „frivoles Doppelspiel“ anprangerten. Im Kampf um Emmy habe Karl schon gedroht, sie zu erschießen, während Emmy angeblich wollte, dass Jamke akzeptiere, sie mit Krayer zu teilen. Jamke wollte sie zur Verlobung drängen, Frese scheute nach den Auszügen aus den Gerichtsakten eine Entscheidung. Emmys Bruder stellte die Sachlage ganz anders dar und versuchte die Ehre seiner Schwester zu retten. Johannes Krayer habe seine Schwester fast zur Heiligen erhoben, „die er zu seiner Frau habe machen wollen und deren Reinheit und Liebe sein Höchstes gewesen...“ seien. Es gelang ihm aber dennoch nicht, Emmy von den Anschuldigungen reinzuwaschen. Emmy habe sich von Jamke trennen wollen „...weil sie ihn fürchtete.“

Bei allen Details wurde der Täter immer positiv dargestellt, die Getötete meist mit negativen Adjektiven wie „genußsüchtig und verschwenderisch“ behaftet, die „höhnisch“ und „verletzend“ auf Karl reagiert habe, obwohl dieser sie mit Schokolade und Blumen verwöhnt habe. Auch wurde sie als wortbrüchig dargestellt, da sie Karl die Treue geschworen, diese aber nicht gehalten hätte. Dem gegenüber stand der Kriegsfreiwillige Karl, der vor Verdun für das Vaterland schwer

verwundet wurde. Auch wurde Karl Jamke von einem Hochschullehrer „ein sehr gutes Zeugnis“ ausgestellt. Er sei „durchaus guttätig und gutmütig“, aber ein „nervöser, etwas exaltierter Mensch und Ideologe“. Der medizinische Sachverständige erklärte am Ende der Zeugenvernehmung, „daß die Tat im hohen Affekt ausgeführt worden sei, der jedoch die freie Willensbestimmung nicht ausgeschlossen habe, so daß J[amke] für die Tat verantwortlich sei.“

Vor dem Urteil erfolgten die Plädoyers von Staatsanwalt und Verteidiger, die beide dem Täter großes Verständnis entgegenbrachten. Laut Staatsanwalt habe es zwei Opfer gegeben: die Getötete und den Angeklagten. „Wenn das Gesetz die Möglichkeit gäbe, einen Menschen, der einem anderen die Braut abwendig mache und diese für eigene Zwecke mißbrauche, zu bestrafen, dann müßte auch der weitere Schuldige, der Zeuge Kr[ayer], auf der Anklagebank sitzen.“ Der Verteidiger argumentierte vor allem, dass bei einer Verurteilung des Täters dessen Zukunft berücksichtigt werden müsse, damit diese nicht zerstört werde und plädierte daher auf „nicht schuldig“. Argument war die Tötung im Affekt, sodass die Geschworenen im Zweifel für den Angeklagten votieren müssten. Die Geschworenen votierten auch, dass es sich nicht um einen vorsätzlichen Totschlag gehandelt habe, sondern um vorsätzliche Körperverletzung mit Todesfolge. Schließlich wurde Karl Jamke tatsächlich wegen vorsätzlicher Körperverletzung mit Todesfolge zu einem Jahr Gefängnis verurteilt, die Untersuchungshaft wurde angerechnet. Zudem wurde die Untersuchungshaft aufgehoben und der Angeklagte auf freien Fuß gesetzt. Trotz dieses milden Urteils legten die Geschworenen sofort ein Gnadengesuch ein; der Verteidiger legte am 30.11.1920 Revision ein, mit dem Ziel, dass Jamke weiterstudieren könne. Beides blieb erfolglos.

„Der unglückliche Angeklagte Jamke, der während des Plaidoyers völlig zusammengebrochen war, und dem neben dem Gerichtshof und Staatsanwalt auch alle Zuhörer innigstes Mitgefühl entgegenbrachten, war außerstande, sich über die Annahme des Urteils zu erklären. Bei dem positiven Fazit zum Prozesse und Urteil waren die Juristen der Meinung, dass so „...dem bedauernswerten jungen Menschen wenigstens Zukunft und Existenz“ von Jamke gerettet worden seien. Vollkommen ausgeblendet blieb das Schicksal der getöteten Emmy Frese, sie

scheint nach Einschätzung von Gericht und Presse an ihrem Schicksal wohl eher selbst schuld gewesen zu sein. Ebenfalls auffällig ist die Tatsache, dass es kein besonderes Interesse erweckte, warum und wie ein Student in den Besitz einer Waffe kam und warum er diese mit sich führte. Bei allen Fragen und Plädoyers spielten Moralvorstellungen und die Parteinahmen für Karl Jamke die entscheidende Rolle. Die Lebensführung der Emmy Frese, sich den Lebensunterhalt für das Studium auf ungewöhnliche Weise zwischen zwei Männern zu sichern, wurde für unmoralischer als die Tötung von Emmy empfunden.

Der Täter wollte schon unmittelbar nach dem Urteil wieder zur Tagesordnung übergehen und stellte nacheinander zwei Gnadengesuche, damit er weiterstudieren könne, da sonst seine Zukunft beeinträchtigt würde. Justizministerium und Universität teilten diese Sicht jedoch keineswegs. Der Jurist Prof. Fritz Freiherr Marschall von Bieberstein betrachtete das Urteil als ein Fehlurteil, als zu milde, sodass auf seine Begutachtung die Universität am Freiburger Universitätsverbot für vier Jahre festhielt und vermerkte dies auf dem Abgangszeugnis von Jamke. Auf nochmaliges Ersuchen von Jamke, diesen Vermerk zu löschen, heißt es auch im Oktober 1927: „Rektor und Senat sind nicht in der Lage, das Gnadengesuch zu befürworten. Diejenigen Dozenten, die den Gesuchsteller noch persönlich gekannt haben, haben – namentlich auch aufgrund des Verhaltens des Täters nach der Verurteilung – keinen günstigen Eindruck von seiner Persönlichkeit bekommen.“

Diese Episode scheint so gar nicht zur großartigen Errungenschaft des Frauenstudiums und der Vorreiterrolle der Universität Freiburg zu passen. Die Wertevorstellungen der jungen Republik waren 1920 in weiten Teilen noch weit andere, die Universität Schauplatz einer Tragödie, das Urteil ein Skandal. Hier würden sich weitere Recherchen und tiefergehende Analysen lohnen. Die Episode möchte lediglich eine – aus heutiger Perspektive – bizarre und bisher übersehene Episode der Nachkriegszeit des ersten Weltkrieges und der Freiburger Universitätsgeschichte ins Bewusstsein rücken.

Eine profunde Aufarbeitung, eine Einordnung in den universitären und gesellschaftlichen Kontext steht noch aus und wäre vielleicht für dich, liebe Sylvia, oder deine Studierenden ein spannendes Forschungsfeld. Ich finde es bemerkenswert, dass

ausgerechnet die eher konservativen Universitätsprofessoren wesentlich weniger Verständnis für den Täter aufbrachten als der Staatsanwalt und dass ausgerechnet sie Emmy Frese nicht nur als bedauerlichen Kollateralschaden ansahen. Deinen Appetit anzuregen, nachzubohren oder durch Studierende nachbohren zu lassen, waren Grund genug, diese Geschichte zu skizzieren. Damit ist die Hoffnung verbunden, dass du auch künftig weitere Felder der Freiburger Universitätsgeschichte, des Frauenstudiums und und und ... beackerst oder du animiert wirst, andere dazu anzuregen, auch weit jenseits des Geburtstages, den du 2022 feierst.

Alles Gute und herzliche Glückwünsche, Dieter.

## Quellen

Abgangszeugnisse: UAF B44/143/44 und B44/146/92

Adressbücher der Studierenden: Bestand D 185

Disziplinarakten UAF B 70/42

Matrikel der Universität: UAF A66/13

Vorlesungsverzeichnisse: Bestände UAF D79, D132, D133

Freiburger Zeitung vom 26.11.1920 (Digitalisat der UB Freiburg)

## zur Person

Dieter Speck ist seit 1991 Leiter des Universitätsarchivs, seit 2004 auch des Uniseum (Universitätsmuseums), seit 2009 Honorarprofessor der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i.Br und seit 2019 auch stellvertretender Vorsitzender des Alemannischen Instituts. Seine Schwerpunkte sind südwestdeutsche Landesgeschichte und Universitätsgeschichte des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit.

# Forschen mit Sylvia – Spaßfabrik, Denkfabrik

von Livia Prüll

So manche Kolleg\_in, die ganz in der Nähe oder im zumindest im eigenen Land arbeitet und mit der man dann später gut zusammenarbeiten kann, lernt man erst dann kennen, wenn man mehr oder weniger weit wegfährt, manchmal in andere Länder. Wissenschaftliche Tagungen, die über die ganze Welt verstreut stattfinden, führen einen zusammen und dann merkt man erst, wer ganz nah, gewissermaßen „um die Ecke“ vom eigenen Dienstsitz, an interessanten Themen arbeitet, die das eigene Gebiet betreffen oder zumindest entscheidend tangieren.

Also braucht man wohl Tagungen ganz weit weg, um sich mal gegenseitig zu registrieren. Das gilt sogar manchmal für Kolleg\_innen an der eigenen Universität: Während einer Busfahrt irgendwo auf einer der internationalen Tagungen, an denen ich teilnahm, hörte ich eine Zeit lang einem schimpfenden Kollegen zu. Der Inhalt seines Schimpfens kam mir so bekannt vor, dass ich mir vorstellte, dass dieser Kollege aus Freiburg, meiner damaligen Heimatuniversität, stammen müsste. Ich würde das hier nicht schreiben, wenn es sich nicht als richtig herausgestellt hätte: Es war Freiburg.

Sylvia, damals Hochschuldozentin in Tübingen, registrierte ich, damals Hochschuldozent in Freiburg (immerhin das gleiche Bundesland) auch erst dann, als ich weit wegfuhr, damals in die Berge von Sigriswill in die Schweiz. Organisiert wurde diese internationale Tagung zur Universitätsgeschichte von Bern aus, einem akademischen Eiland mit einem gewissen Abstand zu anderen Zentren der akademischen Zivilisation. Und so saßen wir Teilnehmer\_innen hoch über den Wolken und

schaute in den Tagungspausen über die Berge. Irgendwann saßen oder standen Sylvia und ich dann nebeneinander. Ich weiß nicht mehr genau wie, aber irgendwie kamen Sylvia und ich schon damals ins Gespräch. Das ging leicht, denke ich im Rückblick – wegen ihres sonnigen Gemüts und wegen ihrer Kontaktfreudigkeit. Das passte zu dem sonnigen Ausblick auf die Berge und es war nicht nur ihr know-how sondern es war auch ihre ansteckende gute Laune, die die Tagung bereicherte.

Und ich verstand mich damals mit Sylvia auch vielleicht deshalb gleich gut, weil ich selbst gut gelaunt war: Vorher war ich auf einer anderen Tagung in Leipzig gewesen. Und ich konnte für mich bei der Abfahrt aus dem Leipziger Bahnhof gedanklich eine wichtige private Entscheidung fällen. Schon deshalb erleichtert, traf ich dann durch Zufall im Zugabteil Peter Moraw, Notger Hammerstein und Bernhard vom Brocke: Hammerstein war sehr gut drauf und machte sich liebevoll über Moraw lustig, der das stoisch und mit großer Gelassenheit hinnahm. Vom Brocke streute währenddessen ein Anekdotchen nach dem anderen ins Gespräch ein. Wir vier hatten stundenlang viel zu lachen. In diesem Sinne fuhr ich hochmotiviert auf das Tagungsplateau Sigriswill. Und Sylvias positive Ausstrahlung passte dann und tat ein Übriges.

Und es passte dann auch, dass wir wieder Kontakt aufnahmen, als sie in Freiburg Professorin wurde. Und das, obwohl interdisziplinäre Kontakte an der „Heimafakultät“ in Deutschland und alle interdisziplinären Schritte schnell zur Verhandlungsmasse von tiefgreifenden bilateralen Gesprächen wurden. Wie kompliziert die

Überwindung dieser Gräben nach wie vor manchmal ist, bekommt jede Dozent\_in zu spüren, die mal versucht, sich in einer Nachbarfakultät zu kooptieren. Aber wir schafften das, wir bekamen Kontakt: Und der Hintergrund unserer Gespräche waren dann schnell die Defizite unserer beiden Fächer im Bezug zueinander. Ich erinnere mich, dass wir Themen fortsetzten, auf die wir schon in der Schweiz schnell gekommen waren: Eine Geschichtswissenschaft, die sich nicht traute oder keine Lust hatte, Medizingeschichte wahrzunehmen oder in die eigenen Arbeiten zu integrieren. Dann eine Medizingeschichte, deren Vertreter\_innen damals zum Teil noch meinten, die Medizingeschichte müsse am Krankenbett erlitten werden und für die der Begriff „Sozialgeschichte“ die Urgeschichte davon war, dass die Ärzt\_in „sozial“ mit der Patient\_in umgeht.

Da war eine Zusammenarbeit doch spannend. Was schließlich herauskam, war ein tolles Projekt, ein Projekt über Universität und Öffentlichkeit nach 1945 am Beispiel von Freiburg. Ganz im Gegensatz zur klassischen Philosophie des deutschen Wissenschaftssystems, nach der in Leidensdruck und mit Beschwerden Forschungsergebnisse ans Licht der Welt gequält werden müssen, stand bei uns von Anfang an der Spaß an der Arbeit: Wir bauten eine Arbeitsgruppe zusammen: Sylvia und ich und drei Doktorand\_innen in spe. Und wir waren sehr effektiv, aber eben auch deshalb, weil es Spaß machte: Manchmal, wenn wir uns in Sylvias Arbeitszimmer trafen, dachte ich an einen Spruch meiner Mutter: „Am schönsten ist indirekte Beleuchtung“. Sylvia hatte meist mehrere kleine Lampen an. Das war ungeheuer gemütlich. Und irgendwer hatte meistens Kekse im Gepäck. In dieser schönen Atmosphäre hatten wir auch meistens gute Ideen. Und wir diskutierten sehr konzentriert, wir knobelten an Problemen herum, wir entwarfen und verwarfen wieder. Im Rückblick muss ich sagen, dass wir durchaus anstrengende Phasen zu bewältigen hatten. Aber wir schafften das eben auch wegen der überwiegend guten Stimmung: kein Denkwang sondern Denkdrang. Viele gute Ideen kommen oft auch erst später: Wir hatten sie zum Teil beim Abwaschen unserer Tassen in der kleinen Teeküche.

Es kam deswegen auch etwas heraus bei diesem Projekt: Drei Doktorarbeiten, ein Sammelband, mehrere Publikationen. Und wir fuhren dann auch

weit weg, in die USA nach Denver. Wir trafen dort zwar niemanden aus Freiburg oder Tübingen, aber wir berichteten über die Universität Freiburg. Und mit Sylvia war und ist es immer möglich, in den „Denkpausen“ auch unverkrampft über Persönliches oder Privates zu reden. So begleitete sie auch offen meinen Eintritt in die Damenwelt nach 2014. Ich hab die Szene noch im Kopf, ich höre sie noch: „Pass auf mit den High Heels“. Ja, ich denke immer wieder dran.

Nach dem Projekt ging jede(r) seiner Wege. Aber ich schaffte es dann noch, die vielbeschäftigte Sylvia zu einer Tagung nach Mainz zu bekommen: „Universitätsgeschichte schreiben“. Das war noch so eine Art später Schlusspunkt, der auch das Projekt letztlich abrundete. Aber ich bin jetzt doch noch gespannt, ob noch etwas kommt bzw. wenn ja, was noch kommt. Vielleicht wieder ein Projekttreffen in ihrem Arbeitszimmer? Im Winter? Mit indirekter Beleuchtung?

## Literatur

Brandt, Sebastian, Universität und Öffentlichkeit. Das Beispiel der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, 1945-1975, Diss.Phil.Fak. Univ. Freiburg 2014.

Klein, Christa, Elite und Krise. Expansion und „Selbstbehauptung“ der Philosophischen Fakultät Freiburg 1945-1967 (Geschichte der institutionalisierten Wissenschaft, Bd. 54), Stuttgart (Franz Steiner) 2020.

Kopp, Nadine, Die Medizinische Fakultät Freiburg 1945-1969/70. Entwicklungslinien und Protagonisten im Spannungsfeld zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit, Frankfurt/M. etc. (Peter Lang) 2014.

Prüll, Livia, Christian George, Frank Hüther (Hg.), Universitätsgeschichte schreiben. Inhalte – Methoden – Fallbeispiele (Beiträge zur Geschichte der Universität Mainz 14), Göttingen (V&R uni press. Mainz University Press) 2019.

## zur Person

PD Dr. med. Livia Prüll MA, Institut für Anatomie der Universitätsmedizin Mainz. Studium der Medizin, Geschichte und Philosophie an der Justus Liebig-Universität Gießen. Tätigkeit als Medizinhistorikerin an den Universitäten Aachen, Freiburg, Durham (GB), Heidelberg und Mainz. Schwerpunkt: Medizin- und Universitätsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, u.a. auch Geschichte der Anatomie, Medizingeschichte und Medizinethik der Transidentität/Transsexualität.



# Ein Brief an Sylvia

von Roger Chickering

Liebe Sylvia,

Die Nachricht ist offensichtlich weltweit verbreitet, dass Du den 65. Geburtstag feierst, denn sie hat auch mich am Pazifik in Oregon, buchstäblich am Ende der Welt, erreicht. Es fällt mir jedoch schwer, der Nachricht Glauben zu schenken, so lebensfreudig und aufgeschlossen Du wirkst, solange ich Dich kenne. So ein Mensch ist immer jung.

Wahrscheinlich haben wir uns flüchtig während Deiner Tübinger Zeit kennengelernt, wohl bei den Lengers, Langewiesches oder Bausingers. Die erste Begegnung, die ich dokumentieren kann, fand erst später statt. Es war in Freiburg, wo Du mittlerweile ordentliche Professorin geworden warst und nun mit Franz-Josef Brüggemeier ein Seminar machtest. Im Mai 2003 referierte in diesem Rahmen Kathleen Canning, die ich schon 1975 als Undergraduate in Oregon kennengelernt hatte. Nachdem Du keine Einwände anmeldetest, besorgte sie mir eine Einladung zum Seminar – auch zum anschließenden geselligen Besuch bei den Italienern. Ich vergesse, wer alles noch dabei war, aber es war, glaube ich, unsere erste Gelegenheit, ein längeres Gespräch über die gemeinsamen wissenschaftlichen Interessen zu führen. Da die Geschichte der Universitäten, Hochschullehrer und Weltkriegserfahrungen im deutschen Südwesten damals ganz oben auf den Agenden beider stand, konnten wir über eine Menge plaudern. Dabei hast Du auf mich einen tiefen Eindruck gemacht, der weit über die Breite Deiner Fachkenntnisse hinausging. Er hing vor allem mit dem lebenssprühenden Enthusiasmus

zusammen, mit dem Du Themen anpacktest, Fragen aufnahmst und Informationen teiltest. Bei Dir traten Eigenschaften also hervor, die ich sonst weder bei deutschen noch nordamerikanischen HistorikerInnen in solchem Maß erlebt hatte. Deinen pädagogischen und wissenschaftlichen Erfolg konnte ich mir leicht vorstellen.

Das war jedenfalls die Überlegung, die mich dazu bewog, Dich neben Peggy Anderson, Jim Retallack und Friedrich Lenger als MentorInnen am Transatlantic Doctoral Seminar einzuladen, das 2004 in Tübingen mit Dieter Langewiesche als Gastgeber stattfand. Von all den Doktoranden-seminaren, die zwischen 1994 und 2010 unter meiner Leitung veranstaltet wurden, gehörte dieses wohl zu den Besten. Dieser Schluss basiert auf den Reaktionen sowohl der deutschen wie auch der amerikanischen studentischen TeilnehmerInnen. Dass sie derart vertrauensvoll und konstruktiv miteinander zusammenarbeiten konnten, war nicht zuletzt dem wohlwollenden Ambiente der positiven, wenn auch kritischen, stets aber mit ermunterndem Feingefühl geäußerten Kommentare der MentorInnen zu den vorgestellten Projekten zu verdanken. Den Geist dieser Kollaboration hast Du verkörpert.

Unter der Annahme, dass dieses Talent auch seinen Zauber auf nordamerikanische StudentInnen entfalten würde, habe ich daraufhin die Möglichkeiten sondiert, Dich 2006-2007 nach Georgetown auf den Konrad-Adenauer-Lehrstuhl des Center for German and European Studies zu berufen. Zu meiner Enttäuschung wollten dieses Mal die Götter nicht mitspielen. So mussten sich

unsere Kontakte auf meine gelegentlichen Besuche in Freiburg beschränken, aber nach 2007 und der Veröffentlichung meines Buches über den Ersten Weltkrieg in diesem „lovely place“ sollten die Gelegenheiten leider immer seltener vorkommen.

Trotzdem habe ich Deine wissenschaftliche Arbeit mit großer Anteilnahme verfolgt, da unsere Forschungsinteressen wie auch unsere methodischen Neigungen verschränkt geblieben sind – mindestens sofern ich die Sache auffasse (wobei es nicht auszuschließen ist, dass ich mir mit dieser Feststellung schmeichele). Aus meiner Sicht liegt Dein Startpunkt in der Universitätsgeschichte, namentlich in der Neudefinition des Wissens als Wissenschaft, als eingegrenzte, disziplinierte Fächer mit jeweils eigenen Methoden und Forschungs- und Wissensgegenständen. Daraufhin wurde Wissenschaft wiederum zur Grundlage der kulturellen Hegemonie ihrer akademischen Vertreter. Mein eigener Bezugspunkt lag in einem engeren Teil desselben Feldes, nämlich im Leben eines Universitätsgelehrten, Karl Lamprecht, der sich vornahm, nicht nur die akademische Geschichtswissenschaft, sondern auch das ganze Wissen vom Menschen als historische Kulturerscheinung neu zu definieren. Obwohl er im Verlauf dieses Projekts spektakulär scheiterte, wollte der Universitätsgelehrte die seinerzeit im Entstehen begriffene akademische Geschichtswissenschaft revolutionieren, indem er deren Gegenstand und Methoden maßlos zu entgrenzen suchte. Die von ihm zusammengebastelte kulturhistorische Methode war darauf gerichtet, alle Dimensionen der menschlichen Tätigkeit – Staat, Gesellschaft, Wirtschaft, Kultur – zu umfassen und das Wissen von der menschlichen Entwicklung bis in ihre letzten Geheimnisse zu verfolgen. Das Ergebnis sollte sowohl eine *histoire totale* wie auch ein „unified field of knowledge“ hervorbringen.

Der Umgang mit Lamprecht hat einen nachhaltigen Einfluss auf meine eigene Arbeit ausgeübt, aber Du wirst wohl mit Recht einwenden, dass Du gar nichts mit ihm gemein hast. Meine Replik: Doch. In beiden Fällen, Lamprechts wie Sylvias, handelt es sich, soweit ich sehe, um eine erweiterte Wissensgeschichte, in welcher die Überschreitung von disziplinären Grenzen zugunsten einer breiteren Auffassung jenseits des universitären Fachwissens das Hauptthema darstellt. So wagemutig wie Lamprechts ist Deine Ausrichtung sicher nicht, aber die Ähnlichkeiten sind doch da.

Deine Geschichte der Tübinger Universität selbst kann man fast als *histoire totale* ansehen, so weit ist der Blick auf die vielen Facetten ihrer historischen Entwicklung. Die Entstehung der akademischen Fächer als Basis der universitär legitimierten Wissenschaft ist immerhin ein Hauptstrang dieser Darstellung und bietet auch die Grundlage für viele Deiner späteren Forschungen. Diese haben in verschiedenen Weisen, um Deine Worte zu zitieren, mit „Opening Up Narrow Boundaries“ zu tun. Es geht, wenn man will, um die Öffnung der Grenzen zwischen verwissenschaftlichem Wissen und eher populären bzw. popularisierten Wissensformen. Der Schwerpunkt dieser Arbeit ist zunächst wieder einmal die Geschichte, das Verhältnis der Geschichtswissenschaft zur populären Beschäftigung mit der Vergangenheit, die in der Erinnerungskultur Ausdruck findet – in Gedenkfeiern und Denkmälern, Museen und Ausstellungen sowie in public history und hobby-history, in Zeitschriften (wie die „Gartenlaube“), Biographien und Romanen (auch Krimis!), in Filmen und anderen Medien, Computerspielen und v. a. m. Es handelt sich also um die Grenzüberschreitung. Das Faszinierende an dem Projekt ist der Versuch, dieses Verhältnis zwischen Wissensformen systematisch im Lichte der Methoden und Gegenstände der Genres zu untersuchen, zumal Du – Maurice Halbwachs und Pierre Nora zum Trotz – mit Recht davon ausgehst, dass akademische Geschichte und populäre Erinnerungskultur im Grunde Teile desselben Unternehmens sind und sich eher gradweise als methodisch oder substantiell unterscheiden. So gehören die persönlichen, unmittelbaren, ästhetisierenden, narrativen, emotionalen und unterhaltenden Züge, sowie der Nachdruck auf „generational history“ zu den Hauptzügen der populären Geschichte. In diesem Rahmen nimmst Du dann auch die Popularisierung anderer akademischer Wissenschaften unter die Lupe, u. a. die Natur- und Sozialwissenschaften, den Okkultismus und nicht zuletzt die populäre Selbstdarstellung der akademischen Disziplinen namentlich in Universitätsjubiläen.

Aus dieser Sondierung der Grenzen entstehen also Brücken, Interdependenzen und Interaktionen zwischen akademischem und populärem Wissen. Und hier tritt noch ein Aspekt Deiner Auffassung der Wissensgeschichte so deutlich hervor, dass sich der Verdacht schwer unterdrücken lässt, der eigentliche Startpunkt Deines Projekts sei nicht in der Tübinger Universitätsgeschichte verortet,

sondern früher, in Deiner Studie über Frauen in den deutschen konfessionellen Splitterbewegungen der 1840er Jahre. Wie Du vor allem für die Geschichtsschreibung gezeigt hast, ist die Wissensgeschichte also zwangsläufig auch Geschlechtergeschichte. Historisch sind die Grenzen zwischen akademischem und populärem Wissen geschlechtsspezifisch codiert. Die in Frage kommenden universitären Institutionen sind ebenso wie die wissenschaftlichen Praxen und deren Ideale, wie Du schreibst, von „ihrer männlichen Imprägnierung“ bestimmt. Hier bilden männlich konnotierte Institutionen wie Staat, Armee und Kirche – große Männer und große Ideen – die Gegenstände der historischen Forschung. Dagegen gelten populäre Geschichtsschreibung und die oft in derselben Kategorie gruppierte Kultur- und Universalgeschichte als Sammelbecken für Frauengeschichte und Darstellungen anderer, als passiv oder sonst untergeordnet codierter Bereiche der Vergangenheit, wie Wirtschaft, Gesellschaft oder Volksbräuche – eben diejenigen Bereiche, deren historische Bedeutung Lamprecht hervorheben wollte. In diesem Licht liegt Dein Projekt nicht nur in der Erkundung und Überwindung solcher Dichotomien, sondern auch darin, dass Du die Gefahr akut wahrnimmst, dieselben Grenzen, die die Ausgrenzung nichtakademischer TeilnehmerInnen aus dem historiographischen Diskurs vorschreiben, sich auch in der heute aufblühenden feministischen Geschichtsschreibung nachbilden könnten.

In noch einer Beziehung hast Du jedoch den Brückenbau als Waffe gegen die Ausgrenzung mobilisiert. Kollaboration ist der Hauptmodus Deines wissenschaftlichen Wirkens, die Tagung einer großartigen wissenschaftlichen Gemeinschaft, die Deine StudentInnen und KollegInnen aus aller Welt umfasst, das Mittel. Die Bände, die die Tagungsergebnisse verkünden, erscheinen beinahe so oft im Englischen wie auf Deutsch, werden im Ausland veröffentlicht, erfreuen sich einer internationalen Leserschaft und erbringen weitere Beweise für den Erfolg Deiner Entgrenzungsarbeit.

Das ist eine gewaltige, bewundernswerte Leistung in so vielen Hinsichten, liebe Sylvia.

64

Dir wünsche ich noch viele, viele Jahre des wissenschaftlichen wie persönlichen Gedeihens.

Mit besten Grüßen, Dein Roger Chickering



zur Person

Roger Chickering. Prof. em. der Geschichte, BMW Center for German and European Studies, Georgetown University, Washington, DC., USA.

65





**FestHeft.**  
für Sylvia Paletschek

Uni, Leben, Geschichte.

**Heft II**

# Inhalt. Heft II

+ Cornelia Brink	8	Professorinnen: Im Gespräch mit einem Text von Sylvia Paletschek
+ Sonja Levsen	11	Wissenschaftlerin als Beruf
+ Jonas Brückner	14	Miesepetrige Männer (im DEFA-Film)
+ Uwe Wilhelm	20	Das Weimarer Kino und Hollywood – eine Skizze
+ Dietmar Neutatz	24	Auf der Suche nach den Quellen wegweisender Prägungen aus der Kindheit von Sylvia P.
+ Team FestHeft	33	... auch dies eine Quelle
+ Franz-Josef Brügge-meier	34	Warum das größte Steinkohlekraftwerk Deutschlands in Baden-Württemberg steht. Warum das lange Zeit eine gute Idee war. Und warum es selbst heute noch Sinn macht.
+ Wolfgang M. Gall	40	Das Signal zur Schilderhebung in Deutschland. Was der Konflikt zweier katholischer Pfarrer mit Sylvia Paletschek zu tun hat
+ die Geschäftsführung des Historischen Seminars	45	Glückwünsche und Dank
+ Eberhard Bauer	46	Okkulte Versuchungen – Sylvia Paletschek und die Grenzgebiete
+ Erhard Schüttpelz	51	Grenzwertige Wissenschaft

+ Ina Schmied-Knittel	58	Villa Vigoni
+ Anna Lux	62	Noch alle Latten am Zaun? Beobachtungen zum Zaun als Sache und Symbol
+ Thomas Schmidt-Lux & Monika Wohlrab-Sahr	67	Bond bleiben. Zum langen Leben einer populären Figur
+ Cornelia Rauh, Sylvia Schraut & Beate Wagner-Hasel	73	Nachempfundenes. Emilie B. an Sylvia P., versehen mit aktuellen Kommentaren
+ AddF Kassel	78	Danke
+ AKHFG	81	Liebe Sylvia
+ Melanie Arndt	82	Trotzdem lachen

# Professorinnen: Im Gespräch mit einem Text von Sylvia Paletschek

von Cornelia Brink

Wir sind uns in den vergangenen zwanzig Jahren in vielen Zusammenhängen begegnet: regelmäßig bei den Treffen der Dozierenden im Masterstudiengang Interdisziplinäre Anthropologie, den Sylvia als eine der verantwortlichen Dozierenden (und als Mitherausgeberin der Zeitschrift „Historische Anthropologie“) seit dessen Gründung 2012 begleitet hat, bei der gemeinsamen Begutachtung von Abschlussarbeiten und Dissertationen, in Gremiensitzungen des Historischen Seminars der Freiburger Universität, im Zentrum für Anthropologie und Gender Studies, auf der Straße vor dem KG IV und und und...

Eine besondere Begegnung fand für mich zuletzt an meinem Schreibtisch, bei der Lektüre eines Aufsatzes von Sylvia Paletschek, statt. „Beruf und Geschlecht. Berufungswandel an bundesdeutschen Universitäten im 19. und 20. Jahrhundert“ ist 2012, vor mittlerweile zehn Jahren, erschienen (1). Ich habe diesen Text mit großem Interesse gelesen, weil er mir im Rückblick den Kontext eigener Erfahrungen als Akademikerin eröffnet hat. Wandel und Kontinuitäten der Berufungen von Wissenschaftlerinnen, die Sylvia hier rekonstruiert und mit präzisen Zahlen belegt, habe ich seit Beginn meines Studiums Anfang der 1980er Jahre in Freiburg miterlebt – ohne beides damals selbst schon so wahrzunehmen. Der Aufsatz, den ich gar nicht aus einem biografischen Interesse gelesen hatte, sondern begleitend zu einem eigenen Beitrag zur gendersensiblen Sprache in der Geschichtswissenschaft, hat mir „die Augen geöffnet“ für meinen Weg durchs Studium und zur akademischen Berufstätigkeit. So entstand die Idee, aus Anlass des 65. Geburtstags in ein Gespräch mit

einem Text der Historikerin Sylvia Paletschek zu treten und auf ihre Wissenschafts- und Geschlechtergeschichte mit lebensgeschichtlichen Erfahrungen zu antworten.

Während meines Studiums der (damals noch so genannten) Volkskunde, der deutschen Literatur- und der Kunstgeschichte sowie der Wirtschafts- und Sozialgeschichte in Freiburg und Hamburg habe ich viele Seminare bei Wissenschaftlerinnen belegt. Für mich waren Dozentinnen nicht weniger präsent als ihre männlichen Kollegen. Dass die große Mehrzahl während der 1980er und '90er Jahre zum akademischen Mittelbau gehörte und darunter nur wenige auf unbefristeten Stellen forschten und lehrten, habe ich als Studentin nicht wahrgenommen. Die Literaturwissenschaftlerin Inge Stephan, bei der ich 1986 in Hamburg ein Seminar über den deutschen Naturforscher, Reiseschriftsteller und Revolutionär Georg Forster besucht habe, das sie gemeinsam mit dem Historiker Arno Herzig anbot – team teaching avant la lettre – hatte erst drei Jahre zuvor ihre Stelle als Professorin angetreten. Sie sollte bis zu meiner Promotion die einzige Inhaberin einer Professur bleiben, der ich in Lehrveranstaltungen und Prüfungen begegnete. Bei der Wahl meiner Lehrveranstaltungen hatte ich nicht nach beruflichen Positionen und Karrierewegen der Lehrenden gefragt; Unterschiede wie die zwischen PD, Prof., apl. Prof. waren mir damals schlicht unbekannt. Als Tochter aus einer nicht-akademischen Familie begegneten mir an den beiden Universitäten im Süden und Norden der Republik Forscher:innen und Dozent:innen, die mir eine bis dahin unbekannte Welt der Texte und Bilder

in Gegenwart und Vergangenheit erschlossen. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, lehrten die meisten Dozentinnen, deren Seminare ich belegt hatte, am Ende meines Studiums dann auch nicht mehr in Freiburg. Drei von ihnen (eine Literatur- und eine Kunsthistorikerin, eine Volkskundlerin), das kann ich im Nachhinein rekonstruieren, hatten in den 1990er Jahren einen Ruf auf eine Professur angenommen. Die erste Professorin für Neuere und Osteuropäische Geschichte, die 1994 nach Freiburg berufen worden war, habe ich während meines Studiums nicht kennengelernt.

Bis Ende der 1990er Jahre, schreibt Sylvia, gehörte Freiburg in Deutschland zu den Universitäten mit einem besonders geringen Frauenanteil. 1997 – ich hatte meine Promotion gerade abgeschlossen, das Buch war im Druck – lehrten und forschten ihr zufolge in Freiburg siebzehn Professorinnen (5,8 %), darunter neun C-4 Professorinnen, was 4,6 Prozent aller C-4 Professuren entsprach; bundesweit waren es zwischen acht und zehn Prozent. Alle Prüfer am Ende meines Magister- und auch Promotionsstudiums waren männlich – mit einer Ausnahme: In der Kunstgeschichte traf ich im Rigorosum auf eine junge, mir unbekannt Professorin, die nur für zwei Semester in Freiburg lehrte. Mit ihr konnte ich nach der Prüfung über meine akademische Zukunft als damals junge Mutter sprechen. Wenn Sie ein Kind haben, meinte sie und sprach aus eigener Erfahrung, brauchen Sie viel Geld oder einen Mann für die Betreuung. Sonst wird das nichts mit einer akademischen Laufbahn. Ein deutlicher, aber auch irritierender Hinweis, gehörten demnach zu den Voraussetzungen, um als Mutter Zugang zur Alma Mater zu erlangen, neben der professionellen Qualifikation die Verfügung über ein spezifisches ökonomisches und soziales Kapital. Die soziale Herkunft von Professor:innen und auch die Elternschaft, wie sie mittlerweile die Intersektionalitätsforschung in den Blick nimmt, konnte in Sylvias Aufsatz keine Rolle spielen, weil sie in den ausgewerteten Quellen nicht erhoben worden waren.

Bis 2003 erhöhte sich der Professorinnenanteil in Freiburg auf 10,3 Prozent, bis 2007 schließlich auf 13,4 Prozent. Sylvia hat für ihren Aufsatz noch genauer hingeschaut: „Diese signifikante Zunahme der Professorinnen seit Ende der 1990er Jahre ging interessanterweise mit einer Verschärfung der schon bekannten geschlechtsspezifischen Statusunterschiede auf den Professorenstellen

einher. Der Professorinnenanteil auf den C-4 Stellen wuchs deutlich langsamer als auf den C-3 Stellen an: [...] Frauen wurden bevorzugt auf die rangniedrigeren Professuren berufen. Unter den C-3 Professoren, die mit etwa einem Drittel die kleinere Zahl der Stellen ausmachen, betrug der Frauenanteil 2004 17,4 %, unter den Ordinarien (ca. 2/3tel der Stellen) lediglich 7 %. Dass sich mit dem take-off der Professorinnen die Frauenanteile zwar deutlich gesteigert, die geschlechtsspezifischen Statusunterschiede auf der Professorebene aber vergrößert haben, deutet auf zweierlei hin: Zwar sind einerseits Professorinnen mittlerweile relativ selbstverständlich geworden, andererseits werden aber an einer Traditionsuniversität wie Freiburg auf die renommierten und gut ausgestatteten, d.h. die mit grossem symbolischen wie materiellen Kapital versehenen Stellen, nach wie vor männliche Kandidaten bevorzugt berufen“ (2).

Als ich im Jahr 2000 meine erste Stelle im Rahmen eines von der DFG geförderten Sonderforschungsbereichs antrat und damit die Entscheidung für eine Habilitation getroffen hatte, lehrten und forschten an der Uni Freiburg 23 Professorinnen. Das waren 7,6 Prozent aller Professuren, darunter elf, d.h. 5,5 Prozent auf einer C-4 Stelle. Was die von Sylvia erhobenen Zahlen auch nahelegen: Die Zahl der Frauen, die mir während der Qualifikationsphase in Freiburg an „meiner“, der Philosophischen Fakultät, als Vorbild hätten dienen können, war weiter verschwindend gering.

Ein Jahr, nachdem ich meinen ersten Arbeitsvertrag unterschrieben hatte, übernahm Sylvia Paletschek im Oktober 2001 die Professur für die Geschichte des 19. Jahrhunderts. Welche enorme Leistung hinter dieser Berufung stecken musste, wird vor dem Hintergrund der Zahlen, die sie später erhoben hat, deutlich. Schon ein Jahr nach ihrer Berufung beendete die erste Freiburger Geschichtsprofessorin ihre Berufstätigkeit. Kurz darauf trat 2002 eine Juniorprofessorin ihre Stelle an (die 2009 zur Professorin ernannt wurde), und 2005 wurde im Historischen Seminar eine weitere Professorin berufen. Dabei sollte es dann bis 2020 auch bleiben. Im Historischen Seminar haben also drei Professorinnen, später Kolleginnen, meine Zeit als Postdoc, als Privatdozentin und als außerplanmäßige Professorin begleitet (neben einigen weiteren aus anderen Disziplinen). Mit

Sylvias Aufsatz kann ich meinen beruflichen Werdegang in geschlechtergeschichtlicher Perspektive genauer kontextualisieren. Vor allem hat er mir dessen statistische Unwahrscheinlichkeit vor Augen geführt – als Tochter aus einer nicht-akademischen Familie zur Wissenschaftlerin in einem eher traditionellen Fach an einer Traditionsuniversität, für die Freiburg in Sylvias Aufsatz exemplarisch steht.

Ob ich den Weg mit dem Wissen, das ich in Sylvias Aufsatz finde, auch gewagt hätte? Im Rückblick, denke ich, ist die Bedeutung solcher Forschungen für nachfolgende Generationen von Wissenschaftler:innen kaum zu überschätzen. „Dröges Zahlenwerk“ könnte man sagen, aufwändig zu erheben. Ja, sicher: Aber in einer lebensgeschichtlichen Perspektive für die Leserinnen (und auch für die interessierten Leser) von großer Bedeutung. Wissens- und Wissenschaftsgeschichte ist immer auch mit Lebensgeschichten verbunden. Das gilt wohl für Leser:innen wie auch für Forscher:innen, die Forschungsfragen zur Wissenschafts- und Geschlechtergeschichte identifizieren, recherchieren, analysieren und ihre Befunde als Text und Tabelle präsentieren.

Nicht nur auf den Kontext meines beruflichen Werdegangs als Wissenschaftlerin, sondern auch auf unsere gemeinsamen thematischen Interessen hat mich Sylvias Aufsatz aufmerksam gemacht. Das wäre ein Anlass für einen zweiten Dialog. Nach zwanzig Jahren ist die verbleibende gemeinsame Zeit als Kolleginnen in Freiburg nun überschaubar geworden. Ich freue mich auf weitere Begegnungen in dieser Zeit – lesend am Schreibtisch und diskutierend „in Präsenz“.

(November 2021)

# Wissenschaftlerin als Beruf

von Sonja Levsen

„Bei uns – das weiß jeder – beginnt normalerweise die Laufbahn eines jungen Mannes, der sich der Wissenschaft als Beruf hingibt, als ‚Privatdozent‘.“ (1) Diese Diagnose Max Webers aus dem Jahr 1917, Teil seines später berühmt gewordenen Vortrags „Wissenschaft als Beruf“, verweist auf die eigentümliche Mischung von Beharrung und Wandel, die das deutsche Wissenschaftssystem charakterisiert. Nicht selten wird sie als Beleg dafür zitiert, dass es sich nicht ändern lasse, dieses System. Alt seien die Klagen, ihre Relevanz daher begrenzt. Träge sei die Institution, ihre Reform daher aussichtslos. Jenseits der Kontinuität von Habilitation und Prekarität allerdings trägt das Wissenschaftssystem des 21. Jahrhunderts zweifellos ein grundlegend anderes Gesicht als jenes des frühen 20. Jahrhunderts. Über solche eigentümlichen Mischungsverhältnisse von dynamischer Veränderung und beharrlicher Kontinuität, über die Mythen, Machtverhältnisse und Interessen, die das Wissenschaftssystem seit dem 19. Jahrhundert geprägt haben und bis heute prägen, wissen wir dank der Forschung von Sylvia Paletschek sehr viel mehr als zuvor. Gewählt hat sie dafür häufig, aber keineswegs nur, die Sonde ‚Universität und Geschlecht‘, den Blick auf Wissenschaftlerinnen und ihren Beruf – als ein Feld, in dem sich viele Charakteristika des deutschen Wissenschaftssystems wie im Brennglas zeigen. Einigen dieser Spuren möchte ich in diesem Beitrag kurz folgen.

Auf der Seite der Beharrung: Auch heute gilt Webers Diagnose einer Prekarität (auch wenn er den Begriff nicht nutzte) der akademischen Laufbahn. Weber ließ sie zu dem Schluss kommen, die deutsche

Wissenschaft sei auf „plutokratischen Voraussetzungen“ aufgebaut, könne man doch ohne eigenes Vermögen kaum wagen, diese Laufbahn einzuschlagen. (2) Trotz veränderter Laufbahnen: Wirklich geändert hat sich das bis heute nicht. Bis heute produzieren die Selektionsmechanismen der Wissenschaft ausgeprägte soziale Schief lagen, nicht zuletzt, weil der akademische Hasard jene abschreckt, die sich Phasen der arbeitenden Arbeitslosigkeit nicht leisten können. Selbst das Magazin des Hochschullehrerverbands hat das Thema „Klassismus in Academia“ inzwischen entdeckt. (3) Diese Prekarität war und ist dabei nicht geschlechterblind, das entging Webers Blick: Wissenschaft als Beruf zu ergreifen, um damit auch materiell die Lebensgrundlage zu sichern, war für Frauen zu Zeiten Webers fast unmöglich. Im 19. Jahrhundert hatten manche schreibende Frauen noch mit ihren Schriften den Lebensunterhalt ihrer Familie verdient, im 20. Jahrhundert war das kaum noch möglich. Zugleich öffneten sich die akademischen Karrierewege zunächst nur einer verschwindenden Minderheit von Frauen. Gerade jene Praxis, die Leistungsmessung vermeintlich garantieren sollte – die Abkehr von der im 19. Jahrhundert noch gängigen Hausberufung – wirkte sich dabei zuungunsten von Frauen aus, deren Leistung nun gerade nicht gewürdigt wurde. So bedurfte es der Diagnose von Sylvia Paletschek, um zu erhellen, dass im 20. Jahrhundert die Zugehörigkeit zum weiblichen Geschlecht „der Faktor der sozialen Ungleichheit [war], der in den Berufungsverfahren zu den hartnäckigsten Benachteiligungen und Leistungsverzerrungen in der Professorenrekrutierung führte.“ (4) Dass die Bundesrepublik mit Blick auf die Frauenquote bei

## Anmerkungen

(1) Sylvia Paletschek, Beruf und Geschlecht. Berufungswandel an bundesdeutschen Universitäten im 19. und 20. Jahrhundert, in: Christian Hesse (Hrsg., u.a.), Professorinnen und Professoren gewinnen. Zur Geschichte des Berufungswesens an den Universitäten Mitteleuropas. Basel 2012, S. 307-352.

(2) Ebd.

## zur Person

Cornelia Brink, apl. Prof. für Neuere und Neueste Geschichte und Historische Anthropologie an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Leitung und Koordination des M.A.-Studiengangs Interdisziplinäre Anthropologie, 2016-2024 Teilprojektleiterin im SFB 948 „Helden, Heroisierungen, Heroismen“. Und weil es so gut zu Sylvia Paletscheks Arbeit passt und ganz neu ist, hier ein link zu einer Lektüre: <https://zeithistorische-forschungen.de/> (ZF 3/2021, Themenheft „Männlichkeiten“, hgg. von Cornelia Brink, Olmo Gölz und Nina Verheyen).

Professuren im europäischen Vergleich stets einen der letzten Plätze einnahm, lässt sich mit dem Festhalten an Praktiken des 19. Jahrhunderts wie der Habilitation wohl ebenso korrelieren wie mit der Persistenz preußisch-protestantischer Gelehrtenideale. (5)

Es wird heute gern vergessen, wie ausgeprägt die männliche Dominanz in der Universität und in der Geschichtswissenschaft noch in den 1990er Jahren war; erst in dieser Dekade begann sie zu bröckeln. (6) 4,3 % der Artikel in der HZ der 1990er stammten aus der Feder von Historikerinnen; in den 2000ern waren es 12 %, aus zeitgenössischer Perspektive ein „Dambruch“. (7) Sylvia Paletschek analysierte diesen Wandel und war zugleich Teil von ihm. Sie selbst gehört zu jener Generation von Professorinnen, die noch auf ganz überwiegend männliche Kollegien stießen: Das Freiburger Historische Seminar hatte erst wenige Jahre zuvor mit Monika Glettler seine erste Professorin überhaupt berufen. Damit war es kein Einzelfall: In meinem eigenen Studium in den 1990er Jahren, an der Universität Tübingen und der LMU München, traf ich in meinen Seminaren ausschließlich auf männliche Professoren. Nicht zufällig begegnete mir erst im Auslandsjahr in Großbritannien eine Historikerin als akademische Lehrerin. Bewusst wurde mir die Abwesenheit von Professorinnen interessanterweise erst Jahre später. Aber immerhin durfte ich im Oberseminar von Dieter Langewiesche erleben, dass es habilitierende Frauen gab, dort gleich mehrere, unter ihnen Sylvia Paletschek. Eher implizit wurden sie zum Vorbild.

Heute sind Frauen endgültig in der Wissenschaft angekommen, einerseits. Gerade seit den 1990er Jahren ist der Wandel deutlich, statistisch gewinnt er an Geschwindigkeit. Seit dem Aufbrechen der männlichen Dominanz beginnt nun nicht nur die Laufbahn des „jungen“, meist eher weniger jungen Mannes, sondern auch jene vieler Frauen mit der Habilitation und der ihr vorlaufenden wie nachfolgenden Unsicherheit. Für diese materielle Grundlage der Wissenschaft interessierte sich Sylvia Paletschek ebenso wie Max Weber. Beschrieb er sie anekdotisch, aufgrund von Erfahrungen, ging sie ihr systematisch nach, in einer wichtigen Studie zu Karrierewegen (die dringend einer Nachfolgestudie bedürfte). (8)

Die weiterhin deutliche „leaky pipeline“ gerade zwischen Promotion und Habilitation – der mit jeder

Karrierestufe sinkende Frauenanteil – verweist aber darauf, dass dieser Weg gerade in der deutschen Wissenschaftslandschaft von vielen Frauen immer noch als wenig gangbar empfunden wird. Deutschland bleibt mit Blick auf Geschlechtergerechtigkeit in der Forschung innerhalb Europas weit abgeschlagen. (9) Vor allem junge Frauen mit Kindern wählen mit vielen guten Gründen, aber zum Schaden der Wissenschaft nach der Promotion den Weg aus der akademischen Prekarität heraus. Immer noch zu selten nehmen junge Männer die Familienauszeiten wahr – auch in der Wissenschaft. Wenn sie es tun, unterliegen sie denselben zugespitzten Formen von Unsicherheit und Druck.

Einer Vielfalt teils ähnlicher, teils anderer, immer aber komplexer Mischungsverhältnisse von Wandel und Beharrung ist Sylvia Paletschek in ihrer Forschung nachgegangen. (10) Dabei zeigt sie keineswegs ein unwandelbares System, aus dessen Traditionen sich ihre Akzeptanz ableiten ließe. Sie analysiert die Universitätsgeschichte vielmehr als eine Geschichte, die von häufig langfristigen und langwierigen Wandlungsprozessen gekennzeichnet war, aber zugleich auch von Interessen und Entscheidungen, geprägt von Machtstrukturen und erfundenen Traditionen. Sie dekonstruierte Mythen von der ‚Humboldt’schen Universität‘ und seziierte die männlichen Kodierungen des Gelehrtenideals, deren Spuren bis heute erkennbar sind: die „Illusio“, stets ‚die besten Köpfe‘ zu rekrutieren, die Vorstellungen von Leistungsmessung und ihre Konsequenzen. (11)

„Verehrte Anwesende! ‚Persönlichkeit‘ auf wissenschaftlichem Gebiet hat nur der, der rein der Sache dient“, belehrte Max Weber sein Publikum. (12) Das Pathos, die Annahme einer reinen Wissenschaft und der Dienstbegriff seiner Aussage klingen heute fremd. Erneut schwingen Konnotationen eines männlich-protestantischen Gelehrtenideals mit. Sieht man aber von diesen ab, habe ich Sylvia Paletschek als Persönlichkeit in diesem Sinne kennengelernt – geprägt vom Interesse an der Sache, an der Geschichtswissenschaft, dem Wandel der Universität, der analytischen Dekonstruktion von Mythen und der Rolle von Geschlecht in Wissenschaft und Gesellschaft. Historikerinnen und Historiker, so argumentierte sie ebenso pointiert wie zutreffend, sind nicht von sich aus geschichtsbewusster als andere Bevölkerungsgruppen, wenn es um ihr

eigenes Erleben geht, um ihr Nahfeld – um die Universität, die Wissenschaft, die Historiographie. (13) Sylvia Paletscheks Forschungen bilden eine wunderbare Grundlage dafür, dieses reflexive Geschichtsbewusstsein zu schärfen. Die Konsequenzen ihrer Forschung ernst zu nehmen, bleibt eine wichtige und in weiten Zügen ungelöste Aufgabe für Politik, Universitäten und Historische Seminare in der Bundesrepublik.

## Anmerkungen

(1) Max Weber: Wissenschaft als Beruf, Elfte Auflage, Neusatz auf Basis der Ausgabe von 1996, Berlin 2011, S. 5; Sylvia Paletschek: Berufung und Geschlecht. Berufungswandel an bundesrepublikanischen Universitäten im 20. Jahrhundert, in: Christian Hesse / Rainer C. Schwinges (Hg.): Professorinnen und Professoren gewinnen. Zur Geschichte des Berufungswesens an den Universitäten Mitteleuropas, Basel 2012, S. 307-349.

(2) Weber: Wissenschaft als Beruf, S. 5.

(3) Tania Gabriele Baudson / Riccardo Altieri: Klassismus in Academia. Wer kommt an die Spitze?, in: Forschung und Lehre 29 (2022), H.1, Zugriff am 29.3.2022 unter [www.forschung-und-lehre.de/karriere/wer-kommt-an-die-spitze-4340](http://www.forschung-und-lehre.de/karriere/wer-kommt-an-die-spitze-4340). Dass und wie sich dennoch die Sozialstruktur der Habilitierenden veränderte, zeigt Sylvia Paletschek: Zur Geschichte der Habilitation an der Universität Tübingen im 19. und 20. Jahrhundert. Das Beispiel der Wirtschaftswissenschaftlichen (ehemals Staatswirtschaftlichen/Staatswissenschaftlichen) Fakultät, in: Helmut Marcon / Heinrich Strecker (Hg.): 200 Jahre Wirtschafts- und Staatswissenschaften an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen, Bd. 2, Stuttgart 2004, S. 1364-1399.

(4) Paletschek: Berufung und Geschlecht, S. 298.

(5) Zur Statistik ebd., S. 306f.; zu den Konsequenzen und Ausschließungsmechanismen der Habilitationspraxis ebd., S. 310.

(6) Ebd., S. 297.

(7) Sylvia Paletschek: Historiographie und Geschlecht, in: Johanna R. Regnath / Mascha Riepl-

Schmidt / Ute Scherb (Hg.): Eroberung der Geschichte: Frauen und Tradition, Hamburg 2007, S. 105-127, hier: S. 125.

(8) Hans-Joachim Lincke / Sylvia Paletschek: Situation des wissenschaftlichen Nachwuchses im Fach Geschichte. Berufungsaussichten und Karrierestadien von Historikern und Historikerinnen an deutschen Universitäten. Ergebnisse einer Erhebung im Jahr 2002, in: Jahrbuch der Historischen Forschung in der Bundesrepublik Deutschland, Berichtsjahr 2002, München, S. 45-56.

(9) Vgl. European Commission, Directorate-General for Research and Innovation, She Figures 2021 : Gender in Research and Innovation: Statistics and Indicators, Publications Office, 2021, [www.data.europa.eu/doi/10.2777/06090](http://www.data.europa.eu/doi/10.2777/06090), S. 184; Statistisches Bundesamt: Frauen in der Forschung - Deutschland weit hinten, Zugriff am 29.3.2022 unter [www.destatis.de/Europa/DE/Thema/Wissenschaft-Technologie-digitaleGesellschaft/Frauenanteil-Forschung.html](http://www.destatis.de/Europa/DE/Thema/Wissenschaft-Technologie-digitaleGesellschaft/Frauenanteil-Forschung.html) (hier unter Einbezug außeruniversitärer Forschung).

(10) Die Vielzahl der Beiträge kann hier nicht zitiert werden; grundlegend Sylvia Paletschek: Die permanente Erfindung einer Tradition: Die Universität Tübingen im Kaiserreich und in der Weimarer Republik, Stuttgart 2001.

(11) Paletschek: Berufung und Geschlecht, S. 295.; vgl. auch ebd., S. 303.

(12) Weber: Wissenschaft als Beruf, S. 14. Kursiv im Original.

(13) Vgl. Paletschek: Historiographie und Geschlecht, S. 127.

## zur Person

Sonja Levsen ist Professorin für Neueste Geschichte an der Universität Trier. Sie teilte mit Sylvia Paletschek Stationen an den Universitäten Tübingen und Freiburg. Ihre Büros lagen zeitweise auf demselben Flur, was beide im Wahn des Unialltags lange kaum bemerkten, was aber später zu gelegentlichen gemeinsamen Kaffees und produktivem Austausch führte.

# Miesepetrige Männer (im DEFA-Film)

von Jonas Brückner

Es ist keine besonders gewagte These, dass Geschlechterverhältnisse auch in der staatssozialistischen Ausformung des Patriarchats eine ‚Frauenfrage‘ bleiben und Männlichkeit das unausgesprochene ‚Normale‘. Gleichzeitig waren die Gleichstellungspolitiken der DDR in Bezug auf die Berufstätigkeit von Frauen durchaus erfolgreich, zumindest im Rahmen ihrer eigenen Logik. Diese Programmatik findet schon früh auch ihre Entsprechung in unabhängigen Frauenfiguren im Film. Was wiederum die Frage aufwirft, was das mit Männern und Männlichkeiten macht, wenn das Ideal wirtschaftlich unabhängiger Frauen mehr und mehr verwirklicht wird. Gab es dort, wo der „Alleinernährer“ abgeschafft wird, Spielräume oder unintendierte Zugzwänge für Erweiterungen der Norm von Männlichkeit? Und spiegeln sich solche Veränderungen vielleicht auch in Filmwelten? Ein kleiner Parforceritt durch drei Jahrzehnte und entlang von drei Jungen/Männern kann einen ersten Aufschluss geben.

## Alfons

Alfons, mit Nachnamen Zitterbacke, ist etwa zehn Jahre alt und lebt mit seiner Mutter, seinem Vater und seinem kleinen Bruder Mitte der 60er Jahre in einer großen Klein- oder kleinen Großstadt in der DDR. Er verbringt seine Tage zwischen dem Haushalt, der Familie, Schule und einer Reihe von selbsterdachten, phantasiereichen Abenteuern und Bewährungsproben. Dabei ist bald klar, worum es geht. Besonders deutlich, als es am Abend nach einem gescheiterten Timur-Einsatz mit dem Vater zur Aussprache kommt. Der drückt sich eine

Zigarette in der Hand aus und sinniert: „Harte Hände von harter Arbeit. Aber du? Was kannst du schon?“, eine kurze Pause, „Alfons, du bist mein Sohn. Und es ist jetzt an der Zeit zu beweisen, dass du fähig bist, etwas zu tun, was nicht jeder kann.“

Gesagt, getan. Alfons macht von nun an keine halben Sachen mehr und will Kosmonaut werden. Das entsprechende Training beinhaltet etwa die Gewöhnung an Tubennahrung, den eigenständigen Bau und die Erprobung einer „Funkeinrichtung“ oder eine „Schwerelosigkeitsübung“ im Kettenkarrussell. Dabei wirkt Alfons angewiesen auf das Mitmachen und die Unterstützung seiner Schulfreundin Micki. Es scheint klar, dass auch Micki Kosmonaut(in) werden kann, sie agiert durchaus eigenständig und kritisiert nicht selten Alfons‘, in ihren Augen, oft unausgegorene oder verrückte Einfälle. Alfons wechselt ihr gegenüber, je nachdem, wie sie seinen Plänen gerade gesonnen ist, zwischen totaler Begeisterung, Wut und Trauer, wechselt flexibel zwischen den Rollen eines Werbers um ihre Gunst und einer Autoritätsperson („Ich hab‘ hier das Kommando und auch die Verantwortung!“), scheut sich auch nicht vor deutlichen Abwertungen, wenn Micki droht ihre Aufmerksamkeit zu entziehen („Mädchen sind schwach. Du auch.“), nur um im nächsten Moment schon wieder ihren Mut zu rühmen.

Das Kosmonautentraining von Alfons und Micki ist ein kindliches und dennoch „ernstes Spiel“ im wahrsten Sinne, wobei klar ist, wer den Ton angibt. Am Ende müssen sie beide, verlaufen und verlorengegangen auf einer selbstständigen Reise zum Kosmonautentraining nach Moskau, vom Vater

wieder eingesammelt werden. Er hat die Faust schon zur Bestrafung erhoben, Alfons schützt sein Gesicht, aber der Vater besinnt sich doch noch und lässt die Hand wieder sinken. Als sie wieder Zuhause sind und mit den Müttern von Micki und Alfons zusammentreffen, fragt letztere besorgt, warum Alfons so eingeschüchtert wirkt und ob der Vater grob zu ihm gewesen sei. Dieser erwidert ein Brummen und „Ja, ja, seine Tracht hat er weg. Aber wie wir Zitterbackes eben sind, er hat es überstanden.“ Der Verzicht auf körperliche Gewalt und Ansprüche von Härte muss gegenüber seiner Frau ein Geheimnis bleiben.

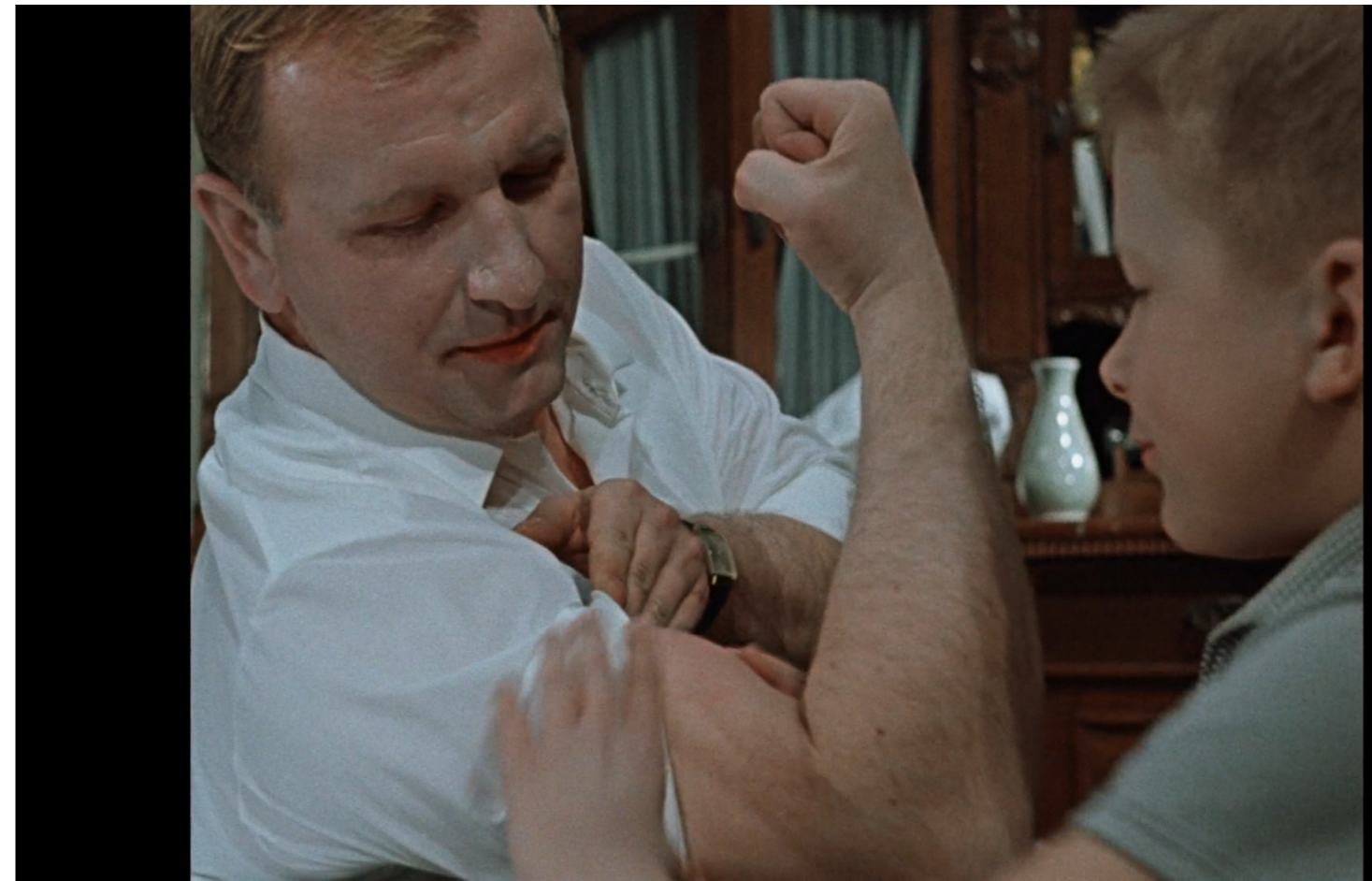
## Paul

Paul muss eigentlich nichts mehr beweisen: Er lebt mit seiner Ehefrau Ines und dem gemeinsamen Sohn in einem Neubau in Ost-Berlin, wohl Anfang der 70er Jahre. Beruflich bekleidet er eine höhere Funktion in einem Ministerium. Ihm im wahrsten Sinne des Wortes gegenüber, auf der anderen Straßenseite, wohnt die alleinerziehende Paula mit ihren zwei kleinen Kindern in einem runtergekommenen Altbau. Auch sie ist berufstätig,

arbeitet als Kassiererin in einer Kaufhalle. Die übergeordnete Frage ist, ob so etwas wie Liebe zwischen ihnen möglich ist. Wobei die konkrete Beziehung, die die beiden schon bald verbindet, keine eindeutigen Antworten gibt, sie vielmehr verschiedene Phasen von Widersprüchen, Glücksmomenten, Krisen und sich ändernden Gefühlslagen und Beziehungsweisen durchlaufen.

Dabei repräsentieren die beiden durchaus einen, für ihre Zeit und an diesem Ort ‚modernen‘ Typ von Frau und Mann, beide kreisen um das Ideal einer ‚ganzen Familie‘. Paula ist auch ohne höhere Bildung und in einem einfachen Angestelltenberuf, wenn auch nur unter größten Anstrengungen, in der Lage, alleine für ihre beiden Kinder zu sorgen. Darüber hinaus ist sie auch sexuell unabhängig, willens und in der Lage sich selbst einen Mann zu suchen (wie auch einen solchen rauszuschmeißen, wenn nötig), dabei auch die Initiative zu ergreifen und ihre Lust auszuleben. Paul ist studiert und erfolgreich wie auch ambitioniert in seinem Beruf, zu dem er in Anzug, mit Aktentasche und Hut aufbricht. Er zeigt sich liebevoll und aufgeschlossen in Bezug und im Spiel mit seinem Sohn, während er sich, anders als Paula, nicht weiter mit der Hausarbeit zu beschäftigen

Alfons lernt, worauf es ankommt. Bild aus „Alfons Zitterbacke“ (1966)



scheint. Zudem wirkt die Beziehung zwischen seiner Ehefrau und ihm fortgeschritten entfremdet – wobei ihre fortlaufenden Seitensprünge durchaus auf Gegenseitigkeit beruhen.

Doch schon bald ist Paul nicht mehr Willens die Affäre zu Paula fortzusetzen oder gar in einer verbindlicheren Beziehung zu vertiefen, wie Paula es wünscht. Ein Zusammenbruch des trauten Familienscheins, den Paula nicht hat und doch so sehr begehrt, klopft an der Tür. Paul beendet seine emotionale Zurückhaltung erst in dem Moment, als er einen Kontrollverlust erfährt. Nämlich da, wo Paula sich entschließt, sich von ihm abzuwenden. Paul entwickelt in Folge eine bemerkenswerte Energie, sie wieder für sich zu gewinnen. Dabei schwanken seine Gefühle nur noch zwischen Extremen von tiefer Trauer und Verzweiflung über Verbissenheit bis hin zu Wut, während seine konkreten Strategien, Paula zu überzeugen, wesentlich von kleinen bis massiven Grenz-überschreitungen geprägt sind: Vor Paulas Wohnung campieren, sie auf ihrer Arbeit an der Kasse konfrontieren, schließlich gar ein gewaltsames Eindringen in Paulas Wohnung. Pauls Verhalten ist am Ende erfolgreich. Paula ‚erkennt‘ in einem Moment größter Bedrängung durch Paul doch noch ihre Liebe zu ihm – und stirbt in Folge, wohl wissend der Risiken, bei der Geburt ihres gemeinsamen Kindes. Paul bleibt mit den drei verbliebenen Kindern zurück.

## Stefan

Und wieder Ost-Berlin, nun ist es aber Anfang bis Mitte der 80er Jahre. Hier lebt der frischgebacken 18-jährige Maurerlehrling Stefan. Was sind die Bewährungsproben eines grade volljährig gewordenen jungen Mannes im Sozialismus? Klar: Die Loslösung und Neubestimmung des Verhältnisses zu seiner Mutter, das Finden einer eigenen Wohnung, die Bewährung in der Arbeit und nicht zuletzt das Finden einer Partnerin.

16 Während vom Aufbaupathos auf dem Bau kaum noch die Rede sein kann, macht Stefan seine Arbeit doch ordentlich, ist gar einer „Unserer Besten“, laut entsprechender Wandzeitung. Bei der Wohnungssuche läuft es schon bedeutend schwieriger, muss er sich doch erst einmal auf dem informellen Untermietenmarkt gegen

Kleinkapitalisten behaupten. Auch die Suche nach einer Freundin ist zunächst nicht von Erfolg geprägt. Gleich am Anfang lässt ihn Cäcilia nach ersten Flirtversuchen umstandslos abblitzen, was Stefan jedoch genauso umstandslos akzeptiert. Zu Christel hingegen, von der auch deutlich wird, dass sie bei der Post arbeitet, entwickelt sich langsam eine Beziehung. Das hat für Stefan auch den Vorteil, dass sie ihn schon bald im Ablösungskonflikt mit seiner Mutter unterstützt und einfühlsam berät, ein Konflikt, bei dem bei Stefan sonst eher Sprachlosigkeit und Aggression vorherrschen.

Stefans Interesse für Christel reicht jedoch nur bis zu einem gewissen Punkt: Auf Christels Initiative hin wollen die beiden das erste Mal miteinander schlafen, was jedoch von beiden (aus unterschiedlichen Gründen) als misslungen und frustrierend erfahren wird. Christel macht am folgenden Tag deutlich, dass sie unabhängig davon eine Fortsetzung der Beziehung wünscht. Ohne, dass das explizit begründet wird, bittet Stefan jedoch um Verständnis, dass er jetzt erst einmal „Zeit für sich“ bräuchte, womit er sich emotional entzieht, respektive die Beziehung beendet. Nicht ohne Christel noch großzügig zu versichern „Bist trotzdem okay.“ Schließlich lernt Stefan noch Beate kennen, die etwas älter wirkt als er und auch eigenständig für ihren fünfjährigen Sohn verantwortlich ist. Stefan meint sinnfällig, dass er auch fünf war, als sein Vater ihn verlassen hat – wobei Beate sich beeilt klar zu stellen, dass sie keinen Vater suche und Stefan, dass er so eine Rolle auch nicht anstrebe. Doch auch wenn die beiden solche Rollenerwartungen reflexartig von sich weisen und diese Beziehung nicht weiter auserzählt wird, legt eine der letzten Einstellungen – in der Stefan, Beate und ihr Kind, von hinten betrachtet durch eine dunkle Einfahrt ins Licht laufen – schon nahe, dass hier im Grunde ein ‚Perfect Match‘ vorliegt.

\*

Filmische Populärkultur allein wird sicher nicht verraten, was konkrete Männer zu bestimmten Zeitpunkten darüber dachten, was sie zu annehmbaren Persönlichkeiten macht. Aber sie sind als Ausdruck wie Erzeuger ihrer Zeit auch nicht losgelöst von den gesellschaftlichen Bedingungen der Möglichkeiten – von z.B. Geschlechterrollen.

Und was ist in diesem Sinn jetzt ‚sozialistisch‘ an Alfons, Paul und Stefan? Weniger und mehr, als man denken könnte.

Die Ideale proletarischer Männlichkeit, körperlicher Kraft und Geschicklichkeit, die Beherrschung der Technik und natürlich der sozialistische Held in Form des Kosmonauten sind bei Alfons noch sehr vordergründig. Zugleich darf väterliche (und staatliche) Autorität hier schon veralbert werden, wenngleich sie sich am Ende doch klar behauptet.

Paul ist schon lange kein Held mehr und muss das auch nicht sein. Im konsolidierten Fortschritt seiner Neubauwohnung kann er Zeit und Lust haben, ein wenig mit seinem Sohn zu spielen und sich sonst ganz persönlichen Fragen individuellen Glücks und Leids zu widmen. Dabei erscheint ‚wahre Liebe‘ immer noch eng verbunden mit männlichem Anspruchsdenken und auch Gewalt.

Stefan hat gar keine großen Ambitionen mehr: seine Arbeit in Ordnung zu machen und ein eigenes Leben mit Wohnung und Freundin zu führen, reicht vollkommen aus – das Ende der Utopie. Dabei ist

seine Männlichkeit nicht mehr von aggressiver Behauptung abhängig und die Formen der Dominanz sind subtiler geworden, emotionale Entziehung kann jetzt ausreichen.

Was alle drei verbindet: Der alte Widerspruch zwischen dem Anspruch männlicher Autonomie und der Abhängigkeit von Fürsorge, Intimität und Zuspruch, die scheinbar nur von Frauen gegeben werden können. Und daran ändert sich wohl auch nichts grundsätzlich, wenn diese Frauen nicht zwingend auf das Gehalt von Männern angewiesen sind. Insofern sind Alfons, Paul und Stefan durchaus repräsentativ für Männlichkeiten im Staatssozialismus – aber eben eher im Sinne der Begrenztheit dessen Emanzipationsmodells, auch in den fiktiven Vorstellungswelten.



Paul belagert Paulas Wohnung. Bild aus „Die Legende von Paul und Paula“ (1973)



## Filme

Alfons Zitterbacke (1966, Regie: Konrad Petzold, Drehbuch: Konrad Petzold & Joachim Düring)

Die Legende von Paul und Paula (1973, Regie: Heiner Carow, Drehbuch: Ulrich Plenzdorf)

Ab heute erwachsen (1985, Regie und Drehbuch: Gunther Scholz)

## Anmerkungen

(1) Quelle:

[www.defa-stiftung.de/fileadmin/DEFA\\_Stiftung/DEFA-Filme/Spielfilme/Ab-heute-erwachsen/ERWA\\_5\\_Copyright\\_DEFA\\_Stiftung\\_Wolfgang\\_Ebert.jpg](http://www.defa-stiftung.de/fileadmin/DEFA_Stiftung/DEFA-Filme/Spielfilme/Ab-heute-erwachsen/ERWA_5_Copyright_DEFA_Stiftung_Wolfgang_Ebert.jpg)

## zur Person

Jonas Brückner, M.A., Kulturhistoriker, erfreut sich seiner Mitarbeit im Verbundforschungsprojekt „Populäre Darstellungen von '89“ bei Sylvia Paletschek in Freiburg und werkelt ansonsten an seiner Dissertation zu Männlichkeitsrollen in der späten DDR an der Uni Leipzig.



# Das Weimarer Kino und Hollywood – eine Skizze\*

von Uwe Wilhelm

Als sich 1911 die ersten amerikanischen Filmstudios in Hollywood ansiedelten, war keineswegs absehbar, daß sich der gerade eingemeindete Vorort von Los Angeles binnen eines Jahrzehnts zum Zentrum der Weltfilmwirtschaft, ja, zum Inbegriff des Kinos überhaupt entwickeln würde – eine Situation, an der sich bis heute wenig geändert hat. (1) Rangen die Amerikaner vor dem Ersten Weltkrieg noch um die Vorherrschaft auf dem heimischen Markt, so hatte der Hollywoodfilm zu Beginn der 20er Jahre in Südamerika, Australien und Südostasien eine Monopolstellung erobert, und auch in den europäischen Ländern besaß er durchweg einen hohen Marktanteil. Der Aufstieg Hollywoods verdankte sich einer Reihe äußerer und innerer Faktoren: Infolge des kriegsbedingten Produktionsrückgangs in Europa gelang es den Amerikanern mühelos, die bislang führenden Filmnationen – Frankreich, Italien und Großbritannien – aus ihren angestammten Märkten zu verdrängen. Parallel dazu verfestigte sich das klassische Studiosystem, bestehend aus einem Oligopol vertikal strukturierter Gesellschaften, die in den Sparten Produktion, Verleih und Theater-betrieb gleichermaßen stark vertreten waren. Faktisch beherrschten die „Big Five“ (Paramount, Metro-Goldwyn-Mayer, Twentieth-Century-Fox, Warner Brothers, RKO), gefolgt von den „Little Three“ (Columbia, Universal, United Artists) das gesamte Filmgeschäft. 1922 schlossen sie sich zu einer Dachorganisation zusammen, den „Motion Picture Producers and Distributors of America“ (MPPDA), die enge Beziehungen zur Politik unterhielt und u. a. als Exportkartell fungierte. In der Regel spielte der riesige US-Markt die Produktionskosten rasch wieder ein, nicht zuletzt dank sorgfältiger

Abschottung gegenüber ausländischer Konkurrenz. Dies garantierte nicht nur eine verlässliche Massenproduktion, sondern verbilligte auch den Export.

Was bedeutete dies für den Film und die Filmwirtschaft in Deutschland? Im Gegensatz zum übrigen Europa ging die deutsche Filmindustrie gestärkt aus dem Ersten Weltkrieg hervor. Im Schutze des 1916 verhängten Importverbots für ausländische Filme entwickelte sich eine kapital-kräftige, vertikal organisierte Filmindustrie, mit der Ende 1917 auf Betreiben der Schwerindustrie, führender Banken und der OHL ins Leben gerufenen Ufa als Vorbild und Flaggschiff. Zwar stieg die Zahl amerikanischer Filme nach Aufhebung des Importverbots Ende 1920 wieder an, aufgrund der krassen Währungsdisparitäten blieb der deutsche Markt für ausländische Anbieter aber zunächst unattraktiv, während man die eigenen Produktionen preisgünstig exportieren konnte. Infolgedessen erlebte die Branche einen wahren Gründungsboom, die Kapazitäten wuchsen beständig, die deutsche Filmindustrie wurde zur stärksten in Europa. Damit waren die Grundlagen für die „goldenen Jahre“ des deutschen Films in der Weimarer Republik gelegt. Zugleich befreite sich das Kino vom Odium des billigen Jahrmarktvergnügens und überwand die Vorbehalte der bürgerlichen Schichten, so daß es nicht nur zum kommerziell erfolgreichsten Massenmedium aufstieg, sondern sich auch als eigenständige Kunstform etablierte. Mehr noch: Künstlerisch erlangte der deutsche Spielfilm in den 20er Jahren Weltruhm, wobei zunächst der expressionistische Film („Das Cabinet des Dr. Caligari“, „Nosferatu“), der Historienfilm („Madame

Dubarry“, „Fridericus Rex“) und das psychologisierende Kammerspieldrama („Scherben“, „Hintertreppe“) vorherrschten, Mitte des Jahrzehnts abgelöst von der „Neuen Sachlichkeit“, deren Spektrum von sozialkritischen und proletarischen Filmen („Die freudlose Gasse“, „Kuhle Wampe“) über den Dokumentarfilm („Berlin – Die Sinfonie der Großstadt“) bis hin zum Naturfilm (Arnold Fancks Bergfilme) reichte. Am stärksten wurde das Weimarer Kino indessen von einzelnen Regisseuren geprägt, allen voran Ernst Lubitsch, Friedrich Wilhelm Murnau, Fritz Lang und Georg Wilhelm Pabst.

Einen tiefen Einschnitt bildete die Währungsreform Ende 1923. Jetzt wurde der deutsche Markt von Hollywoodfilmen geradezu überschwemmt: Betrug das Verhältnis zwischen deutschen und amerikanischen Produktionen 1923 bei insgesamt 417 Spielfilmen noch 60,6%:24,5%, so hatten die US-Importe die einheimische Produktion bis 1926 überrundet; für insgesamt 515 Filme lauteten die entsprechenden Zahlen jetzt 39,2%:44,5%. Da auch das Exportgeschäft einbrach, geriet die Produktionssparte in große Zahlungsschwierigkeiten, was eine Reihe kleinerer Firmen in den Ruin trieb.

Die Reichsregierung reagierte unverzüglich. Anfang 1925 führte Deutschland zum Schutz seiner Filmindustrie als erstes Land – andere Filmnationen folgten alsbald – ein Quotensystem ein: Künftig konnte die Importlizenz für einen ausländischen Film nur gegen den Nachweis erworben werden, daß zuvor ein deutscher Film verliehen worden war. Eine Protestnote der MPPDA verlief insofern im Sande, als in der Quotierungsfrage alle Branchenwege an einem Strang zogen. Dank der Kontingentierung gelang es der Filmindustrie, ihre führende Stellung auf dem heimischen Markt zurückzuerobern, der Anteil an US-Produktionen blieb allerdings hoch (mehr als 30%). Seit 1928 durfte dann nur noch eine jährlich festgesetzte Anzahl von ausländischen Filmen eingeführt werden. Das ungebrochene Selbstbewußtsein der Branche läßt sich an den prunkvollen Filmpalästen, die in jenen Jahren entstanden, ebenso ablesen wie an den ehrgeizigen Großprojekten, mit denen man den aufwendigen und teuren Hollywoodspektakeln („Ben Hur“) Konkurrenz machen wollte.

Gerade deshalb aber blieb die finanzielle Lage der Filmindustrie prekär, wie mehr als deutlich Fritz

Langs „Metropolis“ – mit Produktionskosten von mehr als 5 Mill. RM lange Zeit der teuerste deutsche Film – zeigte, der die Ufa in eine schwere Finanzkrise stürzte. Vom Konkurs bedroht, schloß der Konzern im Dezember 1925 den sog. Parufamet-Vertrag mit den beiden US-Riesen Paramount und Metro-Goldwyn-Mayer, der als Gegenleistung für ein Darlehen von 4 Mill. Dollar die Gründung einer gemeinsamen Verleihgesellschaft vorsah, die den US-Partnern den Vertrieb von jährlich 50 Filmen in den Ufa-Kinos garantierte, während der Ufa nur zehn Filme für den amerikanischen Markt zugestanden wurden. Nach Übernahme der Ufa durch den Hugenberg-Konzern (März 1927) gelang es der neuen Firmenleitung zwar schrittweise, sich aus den ungleichen Vertragsbedingungen zu lösen, dennoch blieb das Vorbild Hollywoods bestimmend: Die folgende Sanierung der Ufa war nur deshalb erfolgreich, weil sie sich am amerikanischen Studiosystem mit seinem ausgeprägten Starkult orientierte. Zugleich verstärkte sich die Abwanderung namhafter Filmgrößen in die USA, was zu einem gewissen Qualitätsverlust führte. Andererseits war allein die Ufa, deren Anteil an der deutschen Jahresproduktion stets unter 20% lag, überhaupt in der Lage, mit dem amerikanischen Markt zu liebäugeln.

Begleitet wurde der Siegeszug Hollywoods von einer intensiven kulturkritischen Debatte, die sich mit tiefer Skepsis gegenüber der modernen Massenkultur verband. Sie war Teil der allgemeinen Diskussion um den Einfluß Amerikas auf Europa, die kurz nach der Jahrhundertwende eingesetzt hatte und sich in den 20er Jahren zu einem regelrechten Topos verdichtete („Amerikanismus“/„Amerikanisierung“). (2) Der bekannte Theater- und Filmkritiker Herbert Ihering brachte die vorherrschende Stimmung drastisch auf den Punkt, als er nach Abschluß des Parufamet-Vertrages schrieb (6.1.1926): „Jetzt geht Jannings nach Amerika. Und wenn er auch als Gnadengeschenk jährlich einen Film in Deutschland drehen will – auch er wird aufgesogen werden. Es handelt sich schon nicht mehr darum, ob einzelne Persönlichkeiten hier oder drüben Filme drehen, ob deutsche Filme jetzt mehr in Amerika laufen (eine Gnadenzession der Amerikaner), es handelt sich darum, ob es überhaupt noch eine deutsche Filmproduktion geben wird. Ob das, was im eigenen Lande gedreht wird, noch deutscher Film ist. Die Wichtigkeit dieser Frage ist unabsehbar. Die Zahl der Menschen, die Filme sieht und keine Bücher liest,

geht in die Millionen. Sie alle werden dem amerikanischen Geschmack unterworfen, werden gleichgemacht, uniformiert. Es handelt sich nicht um Chaplin, Keaton, Harald Lloyd, sondern um die platten, süßen Durchschnittsfilme, die von Amerika in Überzahl importiert oder gleich hier hergestellt werden. Der amerikanische Film ist der neue Weltmilitarismus. Er rückt an. Er ist gefährlicher als der preußische. Er verschlingt nicht Einzelindividuen. Er verschlingt Völkerindividuen.“ (3) Im Kern zielten die Angriffe – sie kamen gleichermaßen von „rechts“ wie von „links“ – auf die Fließbandproduktion der US-Filme, ihren reinen Warencharakter, ihre bloße Unterhaltungsabsicht und ihren geringen künstlerischen Wert. Das Gegenmodell, den künstlerisch anspruchsvollen, nicht nur dem Diktat des Marktes unterworfenen Film, sah man in Europa beheimatet. Das Kritikerecho entsprach durchaus der Publikumsgunst: Zwischen 1925 und 1930 wurden 67,5% aller Kinokarten für deutsche Produktionen gelöst, hingegen nur 19,4% für amerikanische. Dasselbe gilt für die Schauspieler: Umfragen aus den Jahren 1923-26 zufolge, rangierten auf den ersten zehn Plätzen einer zwanzigstufigen Popularitätsskala ausschließlich Stars aus deutschen Filmen, und zwar sowohl bei den Frauen als auch bei den Männern. Der Marktanteil der Produktionen aus Hollywood war mithin wesentlich höher als ihr Beliebtheitsgrad. Nicht selten wurden US-Streifen ausgepöfht, namentlich bei der Premiere.

So ist es wohl kein Zufall, daß es eine Hollywoodproduktion war, die zu einem veritablen Politikum geriet: Die Verfilmung des 1929 erschienenen Antikriegsromans „Im Westen nichts Neues“ von Erich Maria Remarque. (4) Der gleichnamige Historienfilm unter der Regie von Lewis Milestone, einer der ersten Tonfilme, mit großem Aufwand gedreht und auch technisch höchst innovativ, beeindruckt vor allem durch seine schonungslos-realistische Darstellung des Lebens und Sterbens einfacher Soldaten in den Schützengräben des Ersten Weltkriegs. Nach Freigabe durch die Oberprüfstelle fand die deutsche Premiere am 4. Dezember 1930 im Mozartsaal am Nollendorfplatz in Berlin statt, welche ohne Zwischenfälle verlief. Anders am folgenden Abend: Organisiert und angeführt von Joseph Goebbels, dem Gauleiter von Berlin und Reichspropagandaleiter, lösten gezielte Störaktionen von SA-Männern und Parteimitgliedern in Zivil

tumultartige Zustände im Kinosaal aus und erzwangen den Abbruch der Vorführung. Auch an den folgenden Abenden kam es zu Großdemonstrationen brauner Aktivisten, so daß der Film nur unter massivem Polizeischutz gezeigt werden konnte. Unter dem Druck der rechten Parteien und ihrer Presse sowie nach entsprechenden Anträgen der Reichswehr, des Stahlhelms und verschiedener Landesregierungen gab Reichsinnenminister Wirth (Zentrum) – wohl auf Geheiß Brünnings – schließlich eine erneute Begutachtung des Streifens durch die Oberprüfstelle in Auftrag. Diese sprach am 11. 12. ein Verbot des Films wegen „Gefährdung des deutschen Ansehens“ und „Herabsetzung der Reichswehr“ aus – faktisch eine Kapitulation des Staates vor der rechten Gewalt. Die Proteste namhafter Künstler und Publizisten verhallten ungehört. Im März 1931 entschied der Reichstag, daß der Film nur noch „für bestimmte Personenkreise und in geschlossenen Veranstaltungen“ freigegeben werden dürfe. Nach Hitlers Machtergreifung wurde er endgültig verboten.

Versucht man ein Fazit zu ziehen, so war das Verhältnis zwischen Weimarer Kino und Hollywood durch ein kompliziertes Wechselspiel von Anziehung, Abwehr und Kooperation gekennzeichnet. Der aufkommende Tonfilm mit seinen Sprachbarrieren und die gleichzeitige Weltwirtschaftskrise setzten der Filmflut aus Amerika noch vor 1933 ein Ende. Bei insgesamt stark rückläufiger Produktion fiel der US-Anteil auf unter 30%.

## Anmerkungen

\* Der folgende Text beruht auf einem unveröffentlichten Vortrag, den ich im Rahmen meines Habilitationskolloquiums im Jahre 2006 ausgearbeitet habe. Der Vortragsstil wurde beibehalten.

(1) Wichtigste Literatur (Stand 2006): Sabine Hake, Film in Deutschland. Geschichte und Geschichten seit 1895, Reinbek 2004; Klaus Kreimeier, Die Ufa-Story. Geschichte eines Filmkonzerns, München 1992; Thomas Elsässer, Das Weimarer Kino – aufgeklärt und doppelbödig, Berlin 1999; Jürgen Spiker, Film und Kapital. Der Weg der deutschen Filmwirtschaft zum nationalsozialistischen Einheitskonzern, Berlin 1975; Thomas J. Saunders,

Hollywood in Berlin. American cinema and Weimar Germany, Berkeley 1994; David Bordwell, Janet Staiger, Kristin Thompson, The classical Hollywood cinema. Film style & mode of production to 1960, New York 1985; John Trumbour, Selling Hollywood to the world. U. S. and Europeans struggling for mastery of the global film industry 1920-1950, Cambridge 2002; Ruth Vasey, The world according to Hollywood 1918-1939, Exeter 1997.

(2) Siehe dazu: Alf Lüdtke (Hrsg.), Amerikanisierung. Traum und Alptraum im Deutschland des 20. Jahrhunderts, Stuttgart 1996; Egbert Klautke, Unbegrenzte Möglichkeiten. „Amerikanisierung“ in Deutschland und Frankreich (1900-1933), Stuttgart 2003.

(3) Herbert Ihering, Von Reinhardt bis Brecht. Vier Jahrzehnte Theater und Film, Bd. 2: 1924-1929, Berlin (Ost) 1961, S. 509.

(4) Zum folgenden: Martin Broszat, Die Machtergreifung. Der Aufstieg der NSDAP und die Zerstörung der Weimarer Republik, München 1984, S. 60-64.

## zur Person

Der Verfasser hat Geschichte und Anglistik in Hannover und Freiburg studiert. 1995 wurde er an der Albert-Ludwigs-Universität promoviert, 2006 folgte die Habilitation. Sein akademischer Lehrer war Prof. Dr. Hans Fenske. Nach Prof. Fenskes Emeritierung übernahm seine Nachfolgerin, Frau Prof. Dr. Sylvia Paetschek, die Betreuung der Habilitation. Seither ist der Verfasser als Privatdozent am Historischen Seminar der Universität tätig.

# Auf der Suche nach den Quellen wegweisender Prägungen aus der Kindheit von Sylvia P.

Ein nicht ernst gemeinter Beitrag, zusammengestellt aus Fundstücken

von Dietmar N.

Welchen Einflüssen und Prägungen war ein im Jahre 1957 geborener Mensch in seiner Kindheit ausgesetzt? Sind hier möglicherweise Kontinuitätslinien zu späteren Interessen und Vorlieben zu erkennen?

Mit dieser Erkenntnisvermutung habe ich mich auf die Suche in den Tiefen der eigenen häuslichen Überlieferung begeben – mit überraschenden Befunden.

## zur Person

Dietmar Neutatz, geboren am 13.4.1964 in Bad Homburg, Lehramtsstudium in Salzburg (Geschichte und Sozialkunde, Russisch), Promotion 1990 an der Paris Lodron Universität Salzburg, Habilitation 1998 an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, seit 2003 Professor für Neuere und Osteuropäische Geschichte am Historischen Seminar der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg.

## Fundstück Nr. 1: „Das praktische neue Kochbuch“

im Bertelsmann Lesering 1953 / 1957 / 1962 erschienen, im sachlichen Design der Zeit und sogar für den Schulgebrauch in NRW vorgesehen:



„Genehmigt für den Gebrauch in Schulen“  
Kult.-Min. Nordrh.-Westf. II E 4/449 L vom 25. 4. 1953

1. Auflage Januar 1953

**46. Auflage 737.-757. Tausend 1962**

© C. Bertelsmann Verlag, Gütersloh 1953, 1957  
Klischees Schuler, Stuttgart und Giesow, Bielefeld  
Gesamtherstellung Mohn & Co GmbH, Gütersloh  
Alle Rechte vorbehalten – Printed in Germany  
Bestell-Nr. 295

Das unscheinbare Büchlein birgt bei näherem Hinsehen vielfältige zukunftsweisende Anstöße...

... zur **Frauen- und Geschlechtergeschichte**: „der Hausfrau treu und hilfreich zur Seite stehen“ – Schon das Vorwort wirft zweifellos fundamentale Fragen auf. Schwer vorstellbar, dass hier kein Zusammenhang zu späteren Forschungsinteressen besteht.

Wir möchten gerne, daß die Hausfrau ihr Kochbuch nicht als langweilig-nüchternes Kompendium ansieht, das sie nur in äußersten Notfällen einmal hervorholt, sondern daß es ein gern und oft befragter täglicher Begleiter wird. Darum wurde dieses Buch mit vielen, zum Teil farbigen Tafeln und Illustrationen im Text und einem handlichen Format so ansprechend wie nur möglich ausgestattet. Tag für Tag möchte es der Hausfrau treu und hilfreich zur Seite stehen.

*Der Verlag*

die Wohnküche auch heizen können.

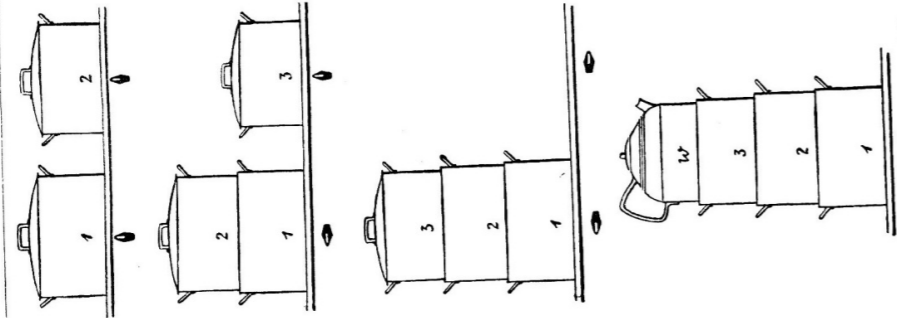
Der Gasherd

Vom ein- oder zweiflammigen Kocher bis zum großen viel-flammigen Herd mit Backrohr, Grillplatte, Warmeraum, Thermo-stat und eingebauter Weckuhr wird der moderne Gasherd in den ver-schiedensten Ausführungen in den Handel gebracht. Seine Bedienung ist an sich sehr einfach, erfordert aber wegen der Gefährlichkeit ausströmenden Gases doch stän-dige Aufmerksamkeit.

Eine praktische Neuerung beim modernen Gasherd ist die auto-matische Zentralzündung. Sie wird einmal am Tag eingestellt und entzündet dann automatisch jede Brennstelle, deren Hahn man auf-dreht. Ein Ausströmen von Gas ist unmöglich. Man kann die kleine Glühflamme auch zum Wärmen von geringen Wasser-mengen oder zum Warmhalten von Milchflaschen benutzen.

Die Brennstellen eines normalen Gasherdes dürfen erst angezündet werden, wenn das Gas eine Sekunde ausgeströmt ist. Dadurch wird das Zurückschlagen der Flamme ver-hindert. Selbstverständlich müssen die Töpfe schon gefüllt bereit stehen, damit das Gas nicht un-nötig brennt. Die Flamme darf nicht über den Topfrand hinaus-schlagen. Man verwendet also lieber breite, flache Töpfe als hohe, enge, um die volle Kraft der Flamme auf die Unterseite des Topfes zu konzentrieren.

Man stellt zum Kochen die Flamme zunächst auf volle Stärke und, wenn die Speise kocht, auf mittel oder klein. Erst dadurch wird ge-ringer Gasverbrauch bei größter Wärmeausnutzung erreicht. Die



15. Beispiele für die Zusammenstellung beim Turmkochen: 1. Topf: Fleischbrühe, Fleischspeisen usw. 2. Topf: Suppen, Gemüse, Teigwaren, Eier, Kartoffeln usw. 3. Topf: Leichte Gemüse wie zum Beispiel: Tomaten, Spinat, Gurken, ferner Fisch, Kompott, Soßen usw. 4. Topf: Wasser

Gasflamme muß violett brennen und einen grünen Kern haben. Flackert oder pufft sie oder ver-mußt sie die Töpfe, so ist an der Zuleitung etwas verstopft, und der Herd muß nachgesehen werden. Nach dem Kochen sollten nicht nur die Flammenhähne, sondern auch der Zuleitungshahn und am Abend sogar der Haupthahn an der Gas-uhr geschlossen werden. Auch wenn bei geschlossenen Flammen-hähnen Gasgeruch auftritt, muß zunächst der Haupthahn ge-schlossen und außerdem das Gas-werk oder ein Handwerker um Nachprüfung gebeten werden. Höchst gefährlich ist es, den Gas-kocher mit einem brennenden Streichholz auf Schäden abzu-suchen. Ein Raum, in den Gas aus-geströmt ist, darf nie mit offenem Licht betreten werden.

Man soll nie ohne Topfdeckel kochen - ein Topf ohne Deckel verbraucht die mehrfache Heiz-menge. Am sparsamsten sind die fest zu schließenden Dampfdruck-töpfe, die weder Dampf noch Hitze entweichen lassen. Um Gas zu sparen, stellt man zu-sammenpassende Töpfe überein-ander. Grundsätzlich muß jeder Topfinhalt einzeln auf großer Flamme angeköcht und dann zum Weiterkochen auf einen zweiten Topf gestellt werden. Der Topf-inhalt, auf den aufgebaut wird, muß stets gekocht haben. Es gibt auch Spezialtöpfe für dieses so ge-nannte „Turmkochen“. Von einigen Teigarten, z. B. Blätterteig, abgesehen, kann man in moderne Gasbacköfen alle Brat- oder Gebäckarten unvor-geheizt einschieben. Grundsätz-lich soll das Backgut immer in der Mitte des Backofens stehen. Ver-schieden ist dabei nur die Höhe der Backschienen, auf die es gestellt wird. Wenn ein Gasbackofen z. B.

fünf Schienen hat, so stehen von unten aus gerechnet auf der 1. Schiene hohe Formenkuchen, wie z. B. Hefeguglhupf, Marmor-kuchen usw. 2. Schiene niedrige Formenkuchen oder hohe Springformen, hohe Obstkuchen usw. 3. Schiene niedrige Springformen, flache Obstkuchen usw. 4. Schiene Springerte, Anisplätz-chen usw. 5. Schiene niedrige Blechkuchen und Kleingebäck.

Die ganz große Backflamme wird grundsätzlich nur zum Über-bräunen, nicht zum Backen be-nutzt. Im allgemeinen genügt ein Drittel bis ein Halb der Flammen-stärke, also eine nach oben abge-rundete oder spitze Flamme (siehe Abb. 16). Bei Schaumgebäck (Baisers) soll die Flamme nur ganz klein sein. Jeder moderne Gasback-ofen bietet die Möglichkeit, auf Ober- oder Unterhitze einzustellen. Der Thermostat regelt, wie beim Elektroherd, automatisch die Temperatur im Backofen. Sie wird an einer Skala eingestellt und bleibt dann auf der einmal einge-stellten Höhe. Normalerweise ist der Thermostat für acht Stufen gedacht, und zwar

Table with 3 columns: Stufe, Grade, Verwendungsart. Rows 1-8 listing temperatures and corresponding food types like Schäumegebäck, Dörren von Obst, etc.

... und zur Wissenschaftsgeschichte. Das Buch erweist sich als veritabler Schlüssel für die Formierung von späteren Interessengebieten:

Der Kochherd der Zukunft

Mit all seinen Hilfstruppen, den kleinen und großen Kochplatten, den Backhauben, Tee- und Kaffeemaschinen, Waffeleisen, Toaströstern und Tischgrill ist der Elektroherd heute der Wunschtraum aller Hausfrauen. Und doch hat die nimmermüde Technik schon neue Wunder zur Welt gebracht: den Ultraschall- und den Radarherd. Sie bereiten jede Speise mit Blitzesschnelle zu. Ein Wiener Schnitzel oder ein Beefsteak z. B. sind in 50 Sekunden, ein ganzes Huhn in 4 Minuten fertig. Natürlich kann man auch Brot oder Kuchen backen, Fische rösten usw. Die Hausfrau - sofern sie in der glücklichen Lage sein würde, einen solchen Herd zu besitzen - hat nichts weiter zu tun, als die vorbereiteten Rohgerichte aus dem Kühlschrank zu nehmen und die notwendigen Schalter zu bedienen. Nach wenigen Sekunden oder Minuten kann das fertige Essen serviert werden.

Das gilt auch für die Kulturgeschichte, die hier mit fundamentalen Aussagen angesprochen wird: „Wahre Eßkultur [...] aus dem Bereich des Animalischen herausheben [...]“ Transnationale und transepoche Bezüge inklusive:

EIN KAPITEL TISCHKULTUR

Der gedeckte Tisch

Jede Zeit hat ihre eigene Vorstellung von Eßkultur. Oft ist allerdings dieser Begriff Eßkultur mit Völlerei und bombastischem Prunk verwechselt worden. Wenn einst die Römer bei ihren Gastmahlen über 20 luxuriöse Gänge auf kostbarem Material servierten und das gesamte Geschirr nach jedem Gang erneuern ließen, so kann man hier ebensowenig von „Kultur“ sprechen wie bei jenem opulenten Fest, das Philipp der Gute von Burgund einst veranstaltete und auf dem u. a. eine Pastete in den Saal rollte, in deren Aufbau eine 28 Personen starke Kapelle musizierte. Wahre Eßkultur hat nichts mit Schwelgerei zu tun, ja sie soll das von der Natur gegebene Eßbedürfnis gerade aus dem Bereich des Animalischen herausheben und zu einem Vergnügen machen, das von höheren als nur auf die Stillung des Hungergefühls bedachten Regungen begleitet ist.

## Fundstück Nr. 2: „Der grüne Wunschtraum – Gartenpraxis für Jedermann“

in Stuttgart 1961 erschienen.

Mit dem Schönheitsfehler „Jedermann“, aber trotzdem zweifellos...

... ein früher Anstoß zur Urbarmachung eines Grundstücks. Das verweist sehr klar auf spätere private Aktivitäten im Brandenburgischen (der **märkische Sand!**)

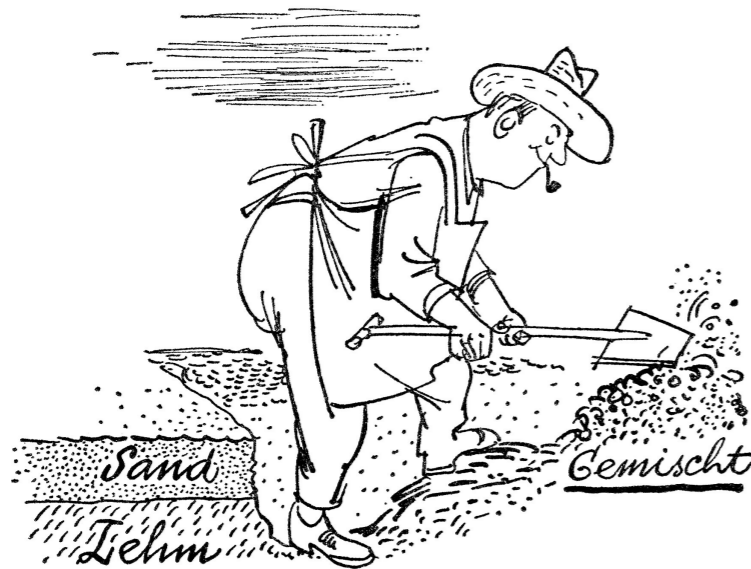


Zugleich ist hier auch schon eine **globalgeschichtlich-ökologische Orientierung** angelegt:



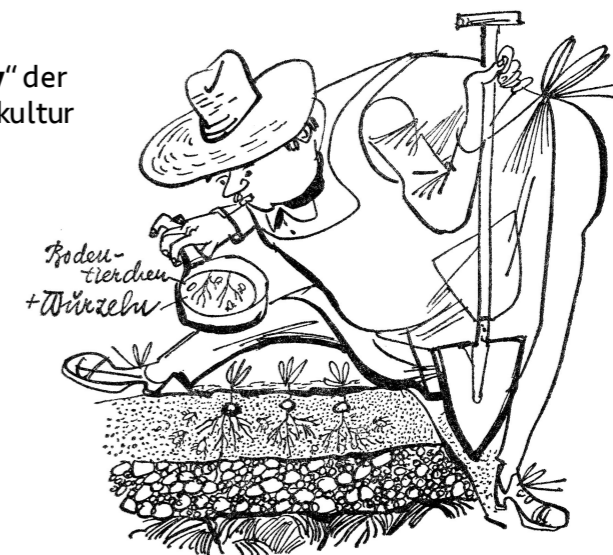
Wer immer nur ernten will, treibt Raubbau. Der sich selbst regenerierende Urwaldboden ist für uns nur ein Traum.

28



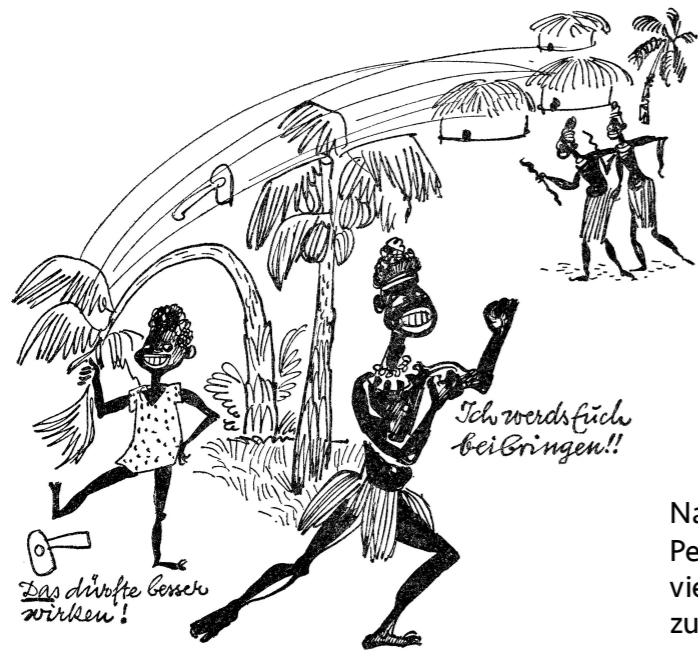
Die Untergrundverhältnisse helfen manchmal dem Gartenbesitzer!

Und der künftige Geschäftsbereich „**Diversity**“ der Prorektorin für Universitätskultur deutet sich auch schon an:



Reges Leben im Boden bedeutet Fruchtbarkeit.

29



Naja, die Darstellung der People of Colour war vielleicht doch nicht so zukunftsweisend....

Überlegtes Handeln bringt mehr Erfolg!

... aber dafür finden wir eine hohe **Klima-Sensibilität**, mit detaillierten praktischen Anweisungen, denen in Anbetracht ihrer Relevanz mehr Platz gegeben sei:

#### Das Klima und seine Auswirkungen

Darüber kann jeder Pflanzenanbauer ein Lied singen. Wir Gärtner haben eben unsere Werkstatt nicht unter einem Dach und sind somit allen Witterungseinflüssen ausgesetzt.

Mißverständnisse stören immer. Daher wollen wir von vornherein zwischen dem Großklima der Landschaft und dem Kleinklima mit seinem begrenzten Wirkungsbereich, der auf eine ganz kleine Fläche beschränkt sein kann, unterscheiden.

Das Großklima ist tatsächlich eine „höhere Gewalt“. Wir haben keine Möglichkeit, auf den Wetterablauf regulierend einzuwirken. Die Niederschlagsmengen, die Zahl der Sonnenscheintage und die Temperatur-Mittelwerte während der Vegetationsperiode, das sind Dinge, die wir einfach in Kauf nehmen müssen. Wir können sie nicht ändern, aber wir können sie — berücksichtigen! Es ist mit eine der wesentlichsten Voraussetzungen für den Gartenerfolg, daß wir derartige Bedingungen erkennen und berücksichtigen. So wäre es zum Beispiel völlig sinnlos, wenn man versuchen wollte, in einer kühlen, windigen Berglandschaft Weintrauben, Pfirsiche oder Aprikosen anzubauen. Es ist nicht schwer, festzustellen, was man in irgendeinem Landstrich im Garten anpflanzen kann, selbst wenn man völlig neu zugezogen ist. Ein Blick über die Gartenzäune ist sehr aufschlußreich! Und in Sortenfragen wird man beim einheimischen Gärtner, in Baumschulen und Samenhandlungen sicher die beste Beratung erhalten.

Mit dem Kleinklima unseres Gartens verhält es sich erfreulicherweise anders. Hier können wir sehr wohl einen gewissen Einfluß ausüben. Dies betrifft insbesondere die Wind- und Temperaturverhältnisse sowie den Ausgleich zu geringer Niederschlagsmengen.

Die besten Fruchtbarkeitsverhältnisse werden wir in jenen Gärten finden, in denen ein feucht-warmes Kleinklima herrscht, wie es der Berufsgärtner in seinen Treibhäusern an-



Auch eine Windschutzhecke muß mit Verstand angelegt werden.

den Wind nur „durchkämmen“, nicht aber aufhalten. Eine zu dichte Hecke lenkt den Wind wohl nach oben ab, doch fällt er dann nach einigen Metern mit doppelter Wucht in den Garten. Der Schaden ist dann größer als ohne Hecke.

In ausgesprochenen Windlagen müssen wir natürlich diesem Umstand Rechnung tragen. Vor allem müssen wir daran denken, daß manche Obstsorten, insbesondere Birnen, windempfindlich sind. Was hat man davon, wenn sie noch unreif von den Bäumen geschüttelt werden?

Dem Nutzgarten kann man in Gegenden mit regelmäßigen und starken Winden ein wesentlich verbessertes Kleinklima sichern, indem man den Garten zunächst nach Nord und West durch Hecken schützt und den dadurch gewonnenen Windschutz durch Querpflanzungen entsprechend hoher Gewächse noch weiter steigert. So können wir zum Beispiel durch Himbeerhecken oder auch dichte Johannisbeer-Pflanzungen die Gartenfläche in einzelne „Stuben“ unterteilen, in denen sich dann auch empfindliche Gewächse wohl fühlen können. Der ursprünglich wilde, zerrende Wind streicht dann gebändigt, leise durch den Garten. Die bodenbürtige Kohlensäure wird besser ausgenützt und der Boden erwärmt sich leichter. Durch die herabgeminderte Verdunstung wird natürlich auch der Wasserhaushalt des Bodens gefördert.

Die Erwärmung des Bodens hängt natürlich vor allem auch von der Lage des Gartens ab. In einen nach Süden geneigten Garten fallen die Sonnenstrahlen mit dem steilsten Winkel ein und erwärmen den Boden dementsprechend auch am kräftigsten. Ja, Südlagen sind warme Lagen. Hier können auch wärmebedürftige Gewächse noch erfolgreich an-

gebaut werden, die vielleicht in geringer Entfernung in einer ausgesetzteren Lage den Anbau nicht mehr lohnen. So oder so: die örtlichen Verhältnisse bestimmen, was wir zu tun und zu lassen haben.

Wir sehen: mit einem fruchtbaren Boden allein ist es noch nicht getan. Erst wenn man den ganzen Garten sowie die Umweltbedingungen gründlich kennengelernt hat, und wenn man es versteht, alle die erkannten Gegebenheiten sinnvoll zu berücksichtigen, wird man sich als wahrer Meister im Garten erweisen können.

Es gibt für jeden Boden, jede Lage und für jedes Klima geeignete, angepaßte Gewächse. Die richtigen Pflanzen am richtigen Ort — da gibt es niemals eine Enttäuschung! Man hüte sich davor, etwas erzwingen zu wollen, was der natürlichen Ordnung widerspricht. Die Natur wird stets der Sieger bleiben!



Die vom dauernden Wind schiefgewehten Bäume zeigen uns an: Außer einer Windschutzvorrichtung wird hier auch eine kritische Auswahl der Nutzpflanzen notwendig sein.

## Fundstück Nr. 3: Schlager des Jahres 1957

Die akustischen Prägungen dürfen nicht vergessen werden! Wastönte damals aus dem Radio? Die „Köhler-Liesel“ zum Beispiel, oder das „einfache Mädchen“. Zu beachten auch hier wieder der starke **Gender-Bias**, und gibt es nicht auch eine optische Ähnlichkeit mit der Sängerin?



Fußnote: Die Stücke können auf Wunsch auch als kollektives Gesangserlebnis gestaltet werden.

## ... auch dies eine Quelle

von Team FestHeft

Prof. Dr. SYLVIA PALATSCHKEK



Prof. Dr. Sylvia Palatschek, Jahrgang 1957, hat seit dem 1.10.2001 die Professur für Neueste Geschichte/Schwerpunkt 19. Jahrhundert und Intellectual History inne. Sie studierte in München und Hamburg Geschichte, Germanistik, Geographie und Erziehungswissenschaften. 1989 wurde sie in Hamburg mit einer Arbeit über die Anfänge der deutschen Frauenbewegung und den Zusammenhang von religiöser, politischer und Frauenemanzipation in der Mitte des 19. Jahrhunderts promoviert. Sylvia Palatschek war wissenschaftliche Mitarbeiterin und Assistentin an der Universität in Tübingen, wo sie sich 1997 mit einer Arbeit über die Geschichte der Universität Tübingen im Kaiserreich und in der Weimarer Republik habilitierte. Sie hatte seitdem in Tübingen eine Hochschuldozentur inne und absolvierte zwischendurch Lehrstuhlvertretungen. Ihre Forschungsfelder und Publikationen umfassen die Frauen- und Geschlechtergeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, die Sozialgeschichte religiösen Verhaltens sowie diverse Aspekte der Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte wie etwa die Konstruktion der deutschen Universitätsidee, die Geschichte akademischer Qualifikationsprozesse, die Entstehung der modernen Forschungsuniversität oder das Verhältnis von Historiographie und Geschlecht.

94

Prof. Dr. DIETMAR NEUTATZ



Mit dem Sommersemester 2003 hat Prof. Dr. Dietmar Neutatz den Lehrstuhl für Neuere und Osteuropäische Geschichte übernommen. Dietmar Neutatz, geboren am 13.4.1964 in Bad Homburg, studierte nach Reifeprüfung und Wehrdienst (Reserveoffiziersausbildung) 1983-1987 an der Paris-Lodron-Universität Salzburg die Lehramtsfächer Geschichte und Russisch. 1991 wurde er »sub auspiciis praesidentis rei publicae« promoviert. Für die Dissertation »Die »Deutsche Frage« im Schwarzmeergebiet und in Wolhynien. Politik, Wirtschaft, Mentalitäten und Alltag im Spannungsfeld von Nationalismus und Modernisierung (1856-1914)« erhielt er den Fritz-Theodor-Epstein-Preis des Verbandes der Osteuropahistorikerinnen und Osteuropahistoriker sowie den Würdigungspreis des österreichischen Bundesministers für Wissenschaft und Forschung. Die Bibliotheks- und Archivstudien in Moskau und Leningrad waren mit Stipendien der Akademie der Wissenschaften und des Wissenschaftsministeriums der UdSSR gefördert worden. Nach einer kurzen Assistenvertretung am Institut für Ost- und Südosteuropaforschung der Universität Wien war Dietmar Neutatz 1992-2000 als wissenschaftlicher Mitarbeiter und Assistent am Institut für Kultur und Geschichte der Deutschen im

Bildschirm

aus: Freiburger Universitätsblätter 161, Jg. 42/H. 3, S. 94.



# Warum das größte Steinkohle- kraftwerk Deutschlands in Baden-Württemberg steht. Warum das lange Zeit eine gute Idee war. Und warum es selbst heute noch Sinn macht.

von Franz-Josef Brüggemeier

Baden-Württemberg ist das Vorzeigeland der Grünen. Dort sind sie seit nunmehr elf Jahren an der Regierung und stellen mit Winfried Kretschmann einen bundesweit beliebten Ministerpräsidenten; Solar- und Windenergie werden kräftig gefördert, die Umweltpolitik setzt bundesweite Maßstäbe, ein Kohlebergbau mit seinen Folgelasten spielt keine Rolle, stattdessen schreitet der ökologische Umbau des Landes voran. Die Grünen können zufrieden sein, alles läuft bestens. Doch nicht ganz. Denn ausgerechnet in ihrem Musterland, genauer in Mannheim, steht das mit weitem Abstand größte Steinkohlekraftwerk Deutschlands, sogar eines der größten in Europa. Es ist nicht nur besonders groß, sondern auch sehr jung. Der neue und überaus leistungsfähige Block 9 ging erst 2015 in Betrieb und wird wohl noch längere Zeit enorme Mengen an Steinkohle verbrennen.

Was hat das mit Sylvia Paetschek zu tun? Erst einmal nichts. Sie wohnt in Stuttgart und Freiburg und damit weit weg von Mannheim. Von dem Kraftwerk hat sie vermutlich noch nie gehört, und als Historikerin hat sie sich bisher nicht mit Geschichte von Kraftwerken oder gar von Steinkohle befasst. Dennoch wird sie das Thema interessieren.

Denn es weist die Merkmale auf, die ihre Untersuchungen auszeichnen und die sie von einer guten Geschichtsschreibung erwartet.

Das Großkraftwerk Mannheim bietet eine interessante Geschichte mit überraschenden Wendungen. Es zeigt, wie sehr ursprüngliche Intentionen und spätere Ergebnisse voneinander abweichen und wie rasch sich Bewertungen und die jeweils vorherrschenden Kriterien ändern können; es bietet keine eindeutigen Helden und Halunken, enthält dafür aber genügend Scheinheiligkeit. Und schließlich gehört zu den Akteuren ein grünes Umweltministerium, das sich für den Erhalt des Kraftwerks einsetzte und seine Erweiterung zur größten Anlage dieser Art in Deutschland begrüßte. Das alles dürfte Sylvia gefallen.

Im Juni 1978 besuchte Volker Hauff, Bundesminister für Forschung und Technologie, Mannheim und informierte sich über die Energiepolitik der Stadt. In deren Zentrum stand das Großkraftwerk Mannheim, eines der größten in Deutschland, das die Stadt, deren Umgebung und einen großen Teil

der dortigen Industrie mit Strom versorgte und zusätzlich Fernwärme in tausende Haushalte lieferte. Entstanden war dieses Kraftwerk in den 1920er Jahren und hatte seitdem einen enormen Ausbau erlebt. Es lag direkt am Rhein, was die Kühlung erleichterte, vor allem die Möglichkeit bot, preiswert Steinkohle anzuliefern. Hauff lobte das Kraftwerk für die Kombination von Strom- und Wärmeerzeugung und bescheinigte Mannheim eine beispielhafte Rolle in der Energiepolitik. Er wäre froh, „wenn auch in anderen Städten ähnlich verantwortungsvoll gedacht würde.“ (1)

Dass in Mannheim riesige Mengen an Steinkohle verfeuert wurden, war für diese Bewertung kein Problem. Im Gegenteil. Die damalige Diskussion über die zukünftige Energiepolitik benannte eine ganz andere Herausforderung, die Abhängigkeit der Bundesrepublik von Gas, vor allem aber von Erdöl und damit von arabischen Ölstaaten. Diese hatten Ende 1973 ihre Förderung drastisch reduziert, um die westlichen Industriestaaten wegen der Unterstützung Israels im Jom-Kippur-Krieg unter Druck zu setzen. In Deutschland verhängte die Regierung daraufhin vier autofreie Sonntage, setzte 100 km/h als Höchstgeschwindigkeit auf Autobahnen fest und rief zum Energiesparen auf. Der Öl- und Benzinpreis stieg erst drastisch an und ging dann wieder zurück, blieb aber anschließend auf einem deutlich höheren Niveau als vor der Krise. Das erinnerte an den Bericht des Club of Rome ‚Die Grenzen des Wachstums‘ aus dem Jahr 1972. Dieser hatte davor gewarnt, dass die Erdöllager in absehbarer Zeit zu Ende gingen und die Preise ansteigen würden. Es gab deshalb Grund zur Sorge und für die Bemühungen, eine Alternative zu Gas und Öl zu finden.

Eine Alternative schien die Kernenergie zu sein, die nach der Ölpreiskrise einen Aufschwung erlebte, aber bereits heftige Kritik erfuhr, als Hauff 1978 nach Mannheim kam. Die Verfeuerung von Kohle hingegen fand weiterhin breite Zustimmung. Deren Ausstoß von CO<sub>2</sub> besaß in den damaligen Debatten noch nicht die heutige Bedeutung. Als problematischer galt die seit langem kritisierte Freisetzung von Flugasche, Ruß oder Schwefeldioxid. Diese Stoffe seien aber beherrschbar, leistungsfähige technische Verfahren könnten ihren Ausstoß deutlich reduzieren. Ohnehin seien sie bei weitem nicht so gefährlich wie Kernreaktoren, so dass selbst Erhard Eppler 1979 dazu bereit war, deutlich mehr Kohle zu verfeuern,

um den Ausstieg aus der Kernenergie zu ermöglichen und die Abhängigkeit vom Erdöl zu mindern.

Eppler erwähnte den Einsatz von Sonnenenergie, sprach ihr aber nur geringe Bedeutung zu. Selbst deren Befürworter beurteilten diese Alternative damals noch zurückhaltend. Besonders optimistisch fielen die Prognosen des Freiburger Öko-Instituts aus, das allerdings eine sehr langfristige Perspektive einnahm. In einer Studie aus dem Jahr 1980 erwartete es 2030 bei erneuerbaren Energien einen Anteil von 50% an der Energieerzeugung. Doch selbst dann müsse die andere Hälfte durch Kohle bereitgestellt werden. Die Zukunft, so der Bericht, bestehe aus einer „Selbstversorgung durch Kohle und Sonne“. (2)

Es war deshalb nur folgerichtig, dass das Mannheimer Kraftwerk den Einsatz von Kohle ausbaute. Dazu entstanden die Blöcke sieben (1983) und acht (1993), während Block sechs von Gas auf Kohle umgestellt wurde (2000). Das Kraftwerk wurde dadurch leistungsfähiger, doch dieser Ausbau genügte nicht, um den wachsenden Strombedarf zu befriedigen. Dazu entstand vielmehr Block neun, der doppelt so groß ausfiel wie seine Vorgänger und dessen Bau 2007 begann. Zu diesem Zeitpunkt waren die öffentlichen Debatten von den Sorgen vor einem weiteren Anstieg von CO<sub>2</sub> geprägt. Entsprechend heftig fiel die Kritik aus. Doch weiterhin fiel es schwer, Alternativen zu finden. Erneuerbare Energien standen bei weitem noch nicht in ausreichenden Mengen zur Verfügung, das Speicherproblem war damals (und ist es noch heute) ungelöst. Leitungsfähige Gasleitungen standen nicht zur Verfügung. Die tatsächliche Alternative war klar, aber nicht gewollt: „Wer gegen Kohle kämpft, sorgt für eine Verlängerung bei Atom“ (3) – so Georg Müller, Vorsitzender der Mannheimer MVV Energie AG am 27.1. Januar 2010.

Als fünf Jahre später, am 22. September 2015 die Erweiterung in einer Feierstunde in Betrieb ging, herrschte eine angespannte Stimmung. Denn anwesend war auch Franz Untersteller, der baden-württembergische Minister für Umwelt, Klima und Energiewirtschaft. Was würde er sagen? Denn mit dem neuen Block stieg die Mannheimer Anlage zum größten Steinkohlekraftwerk in Deutschland auf und stieß noch mehr CO<sub>2</sub> aus als bisher. Untersteller war nicht begeistert, doch er sei „auch als grüner Umweltminister ruhigen Gewissens“ gekommen.

Fraglos gebe es einen Zielkonflikt zwischen Versorgungssicherheit und der beschlossenen De-Karbonisierung Deutschlands. Doch solange der Ausbau von Wind- und Solarenergie nicht genüge, Speichertechnologien fehlten und die Netze noch besser ausgebaut werden müssten, seien hochmoderne Anlage wie Block neun unerlässlich für die Versorgungssicherheit in Baden-Württemberg. Wenige Jahre später, 2020, bemühte die Bundesnetzagentur dieselben Argumente, als das Kraftwerke Block sieben stilllegen wollte. Doch die Bundesnetzagentur lehnte den Antrag ab. Sie stufte den Block als systemrelevant ein und verlangte, dass er bis mindestens 2025 betriebsbereit bleiben müsse, um bei Bedarf schnell einspringen zu können.

Einige Jahre zuvor, 2008, hatte sich der Gemeinderat von Mannheim seine Entscheidung zur Kohle deutlich einfacher gemacht. Er beschloss im April, dass die Stadt für ihre Räumlichkeiten ab dem 1. Juli keinen Atom- und Kohlestrom mehr beziehen dürfe. Einmal mehr, so das Eigenlob, gehöre Mannheim damit zu den Vorreitern in Deutschland. Allerdings auch zu den Vertretern einer gewissen Scheinheiligkeit. Denn die Stadt war (und ist bis heute) mit 28 % am Kraftwerk beteiligt, das zur Erzeugung von Strom und für die Fernwärme enorme Mengen an Kohle verfeuerte. Um sich tatsächlich von Kohle loszusagen, hätte sie ihre Anteile verkaufen können. Doch diesem Vorschlag widersprach der Oberbürgermeister. Wie Umweltminister Untersteller verwies er darauf, dass auf absehbare Zeit Kohlekraftwerke unverzichtbar seien. Und zusätzlich nannte er wirtschaftliche Gründe. Denn das Großkraftwerk Mannheim wirft seit Jahren zuverlässig Gewinne ab, die für den städtischen Haushalt eine große Entlastung bedeuteten.

Nach aktuellem Stand wird das Kraftwerk bis 2033 Kohle einsetzen. Die seit Ende 2021 amtierende Bundesregierung wird vermutlich versuchen, diese Laufzeit zu verkürzen. So zumindest schien es – bis zum Ukraine-Krieg, der zu Lieferproblemen bei Erdöl und Gas führte und neues Interesse an Kohle weckte. Er zeigt, dass kürzere Laufzeiten nicht lediglich durch Beschlüsse erreicht werden; vielmehr muss eine belastbare Alternative bestehen. Das könnte am ehesten bei der Stromerzeugung gelingen. Wenn andere Anbieter einspringen und idealerweise sogar genügend Strom aus alternativen Energien zur Verfügung steht, kann das Kraftwerk

seine eigene Produktion aus Kohle herunterfahren oder ganz beenden. Schwieriger ist es beim Betrieb des Fernwärmenetzes. Dieses ist eines der umfangreichsten in Deutschland und wird seit Jahren für seinen Beitrag zum Umweltschutz gelobt. Doch hier können andere Anbieter nicht ohne weiteres einspringen, und es dürfte schwerer fallen, eine Alternative zu Kohle zu finden, um das Wasser im Wärmenetz zu erhitzen.

-----

Die aktuellen Umweltdebatten sind oft vom Unverständnis darüber geprägt, dass Änderungen nicht viel schneller erfolgen; der Hinweis auf den Einfluss dunkler Interessengruppen ist bei diesen Klagen nicht weit. Hier hilft das Mannheimer Beispiel. Es zeigt, wie schwer es bei Großprojekten fällt umzusteuern und wie lange Entscheidungen fortwirken. Grundlegende Änderungen benötigen viel Zeit, erfordern Umwege und verlangen es, Widersprüche auszuhalten. Gewissheiten und die eindeutige Unterscheidung von ‚gut‘ und ‚böse‘ hingegen lassen sich hier nur schwer finden. Damit war der Mannheimer Gemeinderat nicht zufrieden und beschloss deshalb, die städtischen Räume zu einer von Atom- und Kohlestrom freien Zone zu erklären. Doch diese Entscheidung tut nur so, als ob die vorhandenen Widersprüche verschwinden würden, und scheut sich vor der eigentlich erforderlichen Konsequenz, nämlich die Anteile am Kraftwerk zu verkaufen.

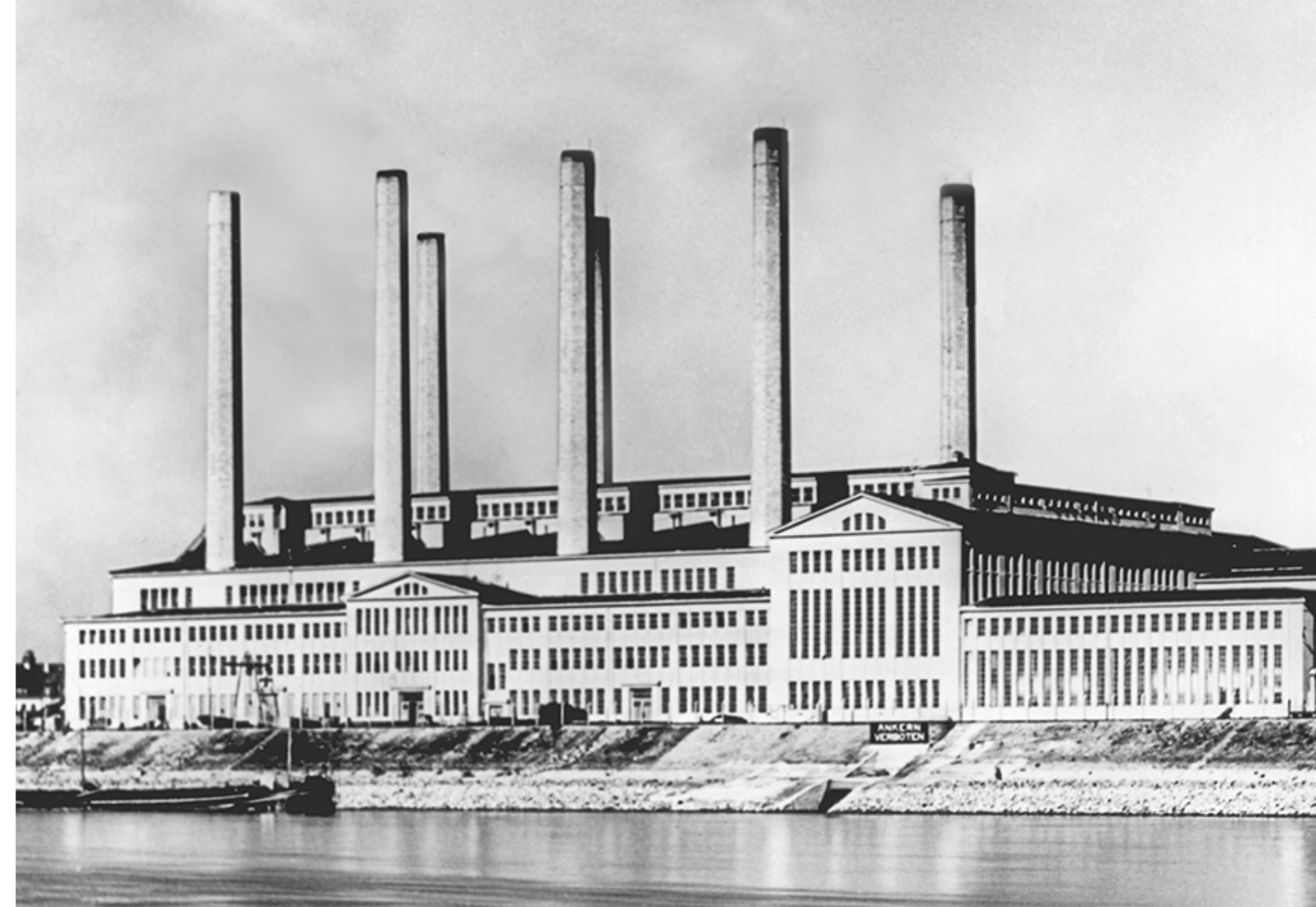
Anders formuliert: Es machte Sinn, das größte deutsche Steinkohlekraftwerk in Mannheim zu errichten, und es gibt weiterhin gewichtige Gründe, daran festzuhalten. Welche Position Sylvia in dieser Frage beziehen würde, weiß ich nicht. Ich bin jedoch sicher, dass sie als Historikerin genauso fasziniert ist wie ich von den Widersprüchen, Wendungen und Ungewissheiten dieses Beispiels.

### Anmerkungen

(1) RNZ, 9./10.6.1979

(2) Krause, Florentin / Bossel, Hartmut et al.: Energie-Wende: Wachstum und Wohlstand ohne Erdöl und Uran: Ein Alternativ-Bericht des Öko-Instituts Freiburg, Frankfurt am Main 1980, 39.

(3) RNZ 28.1.2010



Das Großkraftwerk Mannheim (um 1923), Foto: Website des Unternehmens

### zur Person

Franz-Josef Brüggemeier, geboren 1951 in Bottrop, studierte Geschichte, Sozialwissenschaften und Medizin. 1982/83 Arzt, 1983 bis 1994 FernUniversität in Hagen, dann bis 1998 Universität Hannover und bis 2018 Professor in Freiburg für Wirtschafts-, Sozial- und Umweltgeschichte. Zahlreiche Bücher und Aufsätze zu diesen Bereichen für die Zeit vom 18.-20. Jahrhundert, zusätzlich zu Fußball und Gesellschaft, Großbritannien im 20. Jahrhundert und jüngst zum Zeitalter der Kohle in Europa, 1750 bis heute. Außerdem leitete er mehrere große historische Ausstellungen, unterrichtete im SoSe 2012 als Visiting Professor in Harvard und begann die langjährige Zusammenarbeit mit Sylvia Paletschek mit einem Squash-Spiel in Dortmund.



Flamingos in Spain. Foto: privat

# Das Signal zur Schilderhebung in Deutschland.\*

## Was der Konflikt zweier katholischer Pfarrer mit Sylvia Paletschek zu tun hat

von Wolfgang M. Gall

Bevor ich darüber nachdachte, wie ich mich am FestHeft für Sylvia Paletschek beteiligen könnte, überlegte ich zuerst einmal, wann mir ihr Name zum ersten Mal begegnet ist. Ich erinnerte mich sofort an ihre Dissertation „Frauen und Dissens: Frauen im Deutschkatholizismus und in den freien Gemeinden 1841-1852“, die 1990 in der Reihe Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft erschien. (1) Zwei Jahre später veröffentlichte die Historikerin Irmtraud Götz von Olenhusen in dieser Reihe ihre Habilitationsschrift „Katholische Pfarrer und Sozialmoral im 19. Jahrhundert“. (2) Ich lernte Irmtraud Götz von Olenhusen während meiner Zeit als Hiwi und Tutor am Lehrstuhl meines Doktorvaters Hans-Günter Zmarzlik kennen.

1995 beschäftigte ich mich mit dem Thema „Deutschkatholizismus in Offenburg“. Konkret ging es um die erbitterte Auseinandersetzung zwischen zwei Pfarrern der katholischen Pfarrei. Hier gab mir Irmtraud Götz von Olenhusen den wertvollen Hinweis, die Personalakten der beiden Geistlichen im Erzbischöflichen Archiv Freiburg auszuwerten. Sie seien sehr ergiebig. Was sich als richtig erwies. Um den Offenburger Konflikt historisch korrekt einzuordnen, kam mir Sylvia Paletscheks Studie gerade recht. Tatsächlich belegten die Offenburger Vorgänge ihre Schlussfolgerungen in mehrfacher Hinsicht: Dass es sich bei dem Deutschkatholizismus 1. um eine von Männern und Frauen getragene neue

soziale Bewegung, d.h. um eine der ersten demokratischen Massenbewegungen in Deutschland handelte, 2. dass Zentren der religiösen Reformbewegung in der Regel auch Zentren der vormärzlichen politischen Oppositionsbewegung und des späteren, in der 48er Revolution entstandenen politischen Vereinswesens des demokratisch-oppositionellen Spektrums waren und 3. diese Bewegung für die Konstituierung einer vormärzlichen Öffentlichkeit wichtig war. (3)

Die Schilderung der spannenden Vorgänge, die ich damals zu Tage förderte, möchte ich den Leser\*innen nicht vorenthalten.

Drei Jahre vor der bedeutsamen Versammlung der „entschiedenen Freunde der Verfassung“ am 12. September 1847, die Friedrich Hecker und Gustav Struve im Offenburger Gasthaus Salmen organisierten, hatte sich die Lage in der rund 4000 Einwohner zählenden Stadt Offenburg sehr zugespitzt. (4) Die katholische Pfarrgemeinde war in zwei religiös und politisch verfeindete Lager gespalten. Auf der einen Seite fanden sich Gläubige aus dem oppositionellen liberalen Milieu hinter dem Prediger Johann Nepomuk Kuhn (5) vereint, der sich zum Reformkatholizismus bekannte und zuletzt mit der neuen deutschkatholischen Bewegung sympathisierte. Kuhns Gegenspieler war der streng ultramontan gesinnte Pfarrer Johann Nepomuk

Müller (6), der die Sympathien der konservativen ländlichen Bevölkerung genoss. Müller hatte sein Amt in der für ihre Liberalität bekannten Stadt erst im Juli 1844 angetreten. Mit seiner Personalentscheidung wollte Erzbischof Hermann von Vicari (7) ein Exempel statuieren, was sich rückblickend als eine Art Kampfansage gegen die liberale Offenburger Elite bewerten lässt. Diese musste ein Jahr zuvor einen großen personellen Verlust hinnehmen. 1843 war Müllers Amtsvorgänger, der Pfarrer Franz Ludwig Mersy, unerwartet verstorben. Dieser hatte sich 1832 den Zorn seiner Freiburger Vorgesetzten zugezogen, weil er gemeinsam mit anderen Geistlichen eine Schrift verfasst hatte, in der neben pastoralen Reformen die Abschaffung des Zölibats gefordert wurde. (8) Die Aufregung war so groß, dass sich Papst Gregor XVI. gemüßigt sah, ein Verdammungsschreiben zu verfassen und die Schrift „auf den Index zu setzen“. Nach Mersys Tod nutzte nun die Erzdiözese die große Chance, „reinen Tisch zu machen“ und einen neuen Pfarrer zu implementieren, der in Offenburg das Gegenmodell einer stark konservativen, sprich ultramontanen Glaubenslinie vorantreiben sollte. (9) Dies konnte selbst eine städtische Delegation nicht verhindern, die Großherzog Leopold aufgesucht hatte.

Der neue Pfarrer Müller erhielt im Juli 1844 einen äußerst kühlen Empfang. Die Situation wurde für ihn besonders brisant, als die Ereignisse um die „Trierer Rockwallfahrt“ ein Erdbeben in Gang setzten, dessen Wellen die kirchenpolitische und gesellschaftliche Landschaft in Deutschland, vor allem in Baden nachhaltig erschütterte. (10) Der oberschlesische Kaplan Johannes Ronge (11) löste mit seinem Brief an Bischof Arnoldi von Trier ein gewaltiges Echo aus, indem er die Ausstellung des Heiligen Rocks ein „Götzenwerk“ nannte. Wenig später erschien Ronges Brief in den Sächsischen Vaterlandsblättern von Robert Blum. Aufgeklärte Katholiken gründeten überall deutschkatholische Gemeinden. Zahlreiche prominente badische Liberale wie von Itzstein, Welcker, Mittermaier, Bassermann, Mathy, Hecker, Struve, Gervinius und Fickler schlossen sich der Bewegung an. (12)

In Offenburg formierte sich zunächst im Stillen Widerstand gegen Müllers neuen Kurs. Doch das sollte sich bald ändern. Nachdem Anfang Juni 1845 der konservative Bürgermeister Landolin Löffler sein Amt krankheitshalber niedergelegt hatte, begann in der Stadt ein harter Kommunalwahlkampf. Das

liberale Lager wollte das Amt um jeden Preis mit einem der ihren besetzen. Der Generalvikar des Freiburger Ordinariats, Dr. Martin, erkannte die drohende Gefahr und wandte sich vertrauensvoll an Pfarrer Müller, indem er ihn bat, fortan diskret über die Offenburger Umtriebe Bericht zu erstatten. Er sollte seine Gegner ausspionieren und schriftlich über alle Personen berichten, die mit den „Lichtfreunden“ sympathisierten. Müller erledigte Martins Anliegen mit großer Hingabe und hinterließ folglich in seiner Personalakte ausführliche schriftliche Berichte. In einem Brief beklagte er, dass seit 15 Jahren von der hiesigen Kanzel keine dogmatische Lehre mehr verkündet worden sei. Es gebe hier keinen festen Boden, weil der Glaube fehle. Aus einem anderen Schreiben ist zu erfahren, wie ein verummter Kapuziner in der Fastnachtszeit 1845 – die Offenburger Narren machten gerade die Stadt unsicher – Briefe Ronges in den Wirtschaftshäusern verteilte. Der Narr sei von einem Gendarmen gefasst und dem Amtmann vorgeführt worden, vor dem er sich demaskieren musste. Als dieser in dem Kapuziner einen hiesigen Handwerksmann erkannte und ihn bedauerte, daß er sich zu solchen Dingen hingeben könne, sagte ihm dieser: ich will nicht bedauert sein, ich und viele anderen, wir haben den Ultramontanen den Tod geschworen! (13) Müller entdeckte beim Verlassen des Pfarrhauses an der Mauer bald darauf eine Zeichnung des Heiligen Rocks von Trier mit einem Schmähbriefe versehen. Wenige Monate später folgte eine anonyme Drohung: Wohlmeinende Warnung! Erlauben Sie sich noch einmal, wie verflissenen Sonntag in Ihrer Predigt, so frevlerisch über die neu-katholische Religion zu sprechen, so könnte es üble Folgen haben. Seien Sie auf der Hut, man dürstet nach Ihrem schwarzen Blut. (14)

Aus Müllers Berichten erfahren wir viel Konkretes über den Wahlkampf. Karl Mathy (15) habe sich „im Geheimen“ in Offenburg aufgehalten. Müllers Kontrahent Kuhn sei von Haus zu Haus gegangen und habe die Lehrerschaft des Gymnasiums übel beeinflusst. Der Kandidat der Opposition, der Konstanzer Advokat Gustav Rée, gewann schließlich am 28. Juli 1845 die Bürgermeisterwahl. Ein Jahr später erreichten seine Anhänger die Mehrheit im Gemeinderat. Zwischen 1847 bis 1849 galt Rée als Kopf der Offenburger Demokraten. (16)

Derweil bewegte sich der Konflikt zwischen den beiden Geistlichen auf einen „Showdown“ hin. Auch wenn Frauen in Müllers Spitzelberichten selten

aufzutauchen, ist klar, dass sie auf beiden Seiten an vorderster Front heftig mitmischten, wie das Beispiel der Bürgermeistergattin Anna Rée verdeutlicht, die vier Personen von einem Polizeidiener abführen ließ, weil sie auf dem Wochenmarkt Gebetbücher verkauften. Das gehe gar nicht in einer Stadt des Lichts. Müller beklagte, deren Mann sammle seine Anhängerschaft um sich und gründe einen demokratischen Leseverein. Dort halte man radikale antikatholische Reden. Der intellektuelle Kopf des Lesevereins sei Kuhn, der die Auflehnung der Bürger der unteren und mittleren Klasse beabsichtige. Er sei Verfasser mehrerer Artikel in den oppositionellen Blättern.

Die Offenburger Situation wurde mittlerweile durch neue Meldungen aus Karlsruhe weiter angeheizt. Am 15. Dezember 1845 begründete der liberale protestantische Pfarrer Karl Zittel (17) in der Zweiten Kammer seine Motion (18) für die völlige Religionsfreiheit. Wie in anderen badischen Städten erfolgte auch in Offenburg ein sogenannter Petitionssturm um die Zittelsche Motion, die einstimmig, mit den Stimmen der Konservativen, angenommen und einer Kommission überwiesen wurde. (19) Dieser Erfolg wiederum mobilisierte das ultramontane Lager. Bei dem folgenden Petitionssturm gegen Zittel handelte es sich um die erste geplante und gezielt organisierte Aktion des Katholizismus. Diese sogenannte Anti-Zittel-Petition endete als großer landesweiter Erfolg für die Ultramontanen. Und es ging weiter: Die Zittel-Unterstützer reichten nun eine Anti-Anti-Zittel-Petition nach.

Mittlerweile konnte Müller eines seiner Ziele erreichen. Dem verhassten Prediger Kuhn ging es wegen seiner Unterschrift unter die Zittel-Motion „an den Kragen“. Er wurde vom Dekan des Landkapitels eingehend verhört und sollte wenig später von Offenburg wegversetzt werden. Kuhn ließ es auf eine finale Kraftprobe mit Müller ankommen. Er soll morgens in die Kirche gegangen sein, die Glocken geläutet und verlangt haben, die Heilige Messe zu lesen. Müller konnte ihn nicht daran hindern. Es kam zwischen den Gläubigen zu Handgreiflichkeiten. Müllertreue Gläubige weigerten sich, die von Kuhn aus seiner Hand die Kommunion zu empfangen. Kuhn beabsichtigte, eine Messe nach protestantischem Ritus lesen zu wollen, was er aber nicht mehr umsetzen konnte. Schließlich verfasste Müller ein Schreiben an den Erzbischof. Darin berichtete er in drastischen Worten über

bevorstehende revolutionäre Aufstandspläne eines Mannheimer Komitees: Die Angelegenheiten dahier sind weit verzweifelter, als man so ohnehin glauben mag, und immer noch ist Offenburg bestimmt, für Baden nicht nur, sondern für Deutschland das Signal zur Schilderhebung des Rongethums zu geben; hiervon versichere ich Sie, hochwürdigster Herr Erzbischof, auf das Heiligste. Nicht Zufall ist es, daß gerade Bürgermeister Rée hierher kam, sondern wohl berechneter Plan und das Comité in Mannheim ist sehr thätig, diesen Geist hier mehr zu verbreiten; der Geist des Unglaubens wird sich der ganzen Gemeinde bemächtigen, wenn nicht mit Energie hier eingeschritten wird. Euere Exzellenz! Ich rufe mit bittenden Händen Ihren Schutz an für meine theure Gemeinde, die ich dem Verderben durch die schrecklichen Einflüsse böser Grundsätze preisgegeben sehe. (20)

Müller nahm mit seinen Prophezeiungen die politischen Ereignisse vorweg: die vom Mannheimer Komitee um Hecker und Struve einberufene Offenburger Versammlung von 1847, bei der zum ersten Mal in Deutschland ein Grundrechtskatalog verabschiedet wurde und schließlich die Schilderhebung im Mai 1849, die nach der dritten Offenburger Versammlung und dem Aufstand der Rastatter Garnison ausbrach. (21) Nebenbei bemerkt: Müller belegte damit Sylvia Paletscheks Schlussfolgerung von der engen Verbindung zwischen Deutschkatholik\*innen und den späteren Revolutionär\*innen von 1848/49.

## Anmerkungen

\* Gall, Wolfgang M., „Ein Signal zur Schilderhebung in Deutschland“. Zu den Hintergründen religiös-politischer Unruhen in der Stadt Offenburg 1845/46, in: ZGO 145 (1997), S. 269-293.

(1) Paletschek, Sylvia, Frauen und Dissens. Frauen im Deutschkatholizismus und in den freien Gemeinden 1841-1852 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 89), Göttingen 1990.

(2) Götz von Olenhusen, Irmtraud, Klerus und abweichendes Verhalten. Zur Sozialgeschichte katholischer Priester im 19. Jahrhundert: Die Erzdiözese Freiburg (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 106), Göttingen 1994.

(3) Paletschek, S. 244-253.

(4) Schimpf, Rainer, Offenburg 1802-1847. Zwischen Reichsstadt und Revolution, Offenburg 1997, S. 263-288.

(5) (1802-1887), geb. in Ottenau, 1826 Vikar in Bruchsal, 1828 Stadtprediger in Offenburg, Benefiziat und Professor am Gymnasium in Offenburg, 1847 Professor am Lyceum in Rastatt, 1851 Pfarrer in Mingolsheim. Erzbischöfliches Archiv Freiburg, Personalakte Stadtprediger Kuhn, darin: Faszikel „Die Ronge'schen Umtriebe in der Pfarrgemeinde Offenburg 1845-47“, hier vor allem die Untersuchungsakten gegen Professor Franz Joseph Kuhn wegen seines kirchlichen und politischen Verhaltens 1845-1847.

(6) (1798-1864), geb. in Überlingen, 1821 Vikar in Berau, 1821 Pfarrverweser in Riedern, 1824 Kooperator in Konstanz, 1825 Pfarrkurat in Petershausen, 1827 Dompräbendar in Freiburg, 1844 Stadtpfarrer und Schuldekan in Offenburg, 1849 Stadtpfarrer in Überlingen, Ritter mehrerer Orden, Mitglied gelehrter Gesellschaften.

(7) (1773-1868), geb. in Aulendorf, Erzbischof in Freiburg 1843-1868.

(8) (1785-1843), geb. in Weingarten. Vgl. Gall, Wolfgang M., „... eine schändliche Verschwörung gegen das Cölibatsgesetz“ – Biographische Anmerkungen zu dem Offenburger Reformkatholiken Dekan Franz Ludwig Mersy, in: Die Ortenau, 77 (1997), S. 431-440.

(9) Götz von Olenhusen, Irmtraud, Fundamentalistische Bewegungen im Umkreis der Revolution von 1848/49: Zur Vorgeschichte des badischen Kulturkampfes, in: Dies. (Hrg.): Wunderbare Erscheinungen. Frauen und katholische Frömmigkeit im 19. und 20. Jahrhundert, Paderborn 1995, S. 131-170. Vgl. auch Meyer, Thomas, Fundamentalismus. Die andere Dialektik der Aufklärung, in: Ders. (Hrg.): Fundamentalismus in der neuen Welt, Frankfurt 1989; Holzem, Andreas, „Kirchenreform und Sektenstiftung“. Deutschkatholiken, Reformkatholiken und Ultramontane in der Oberrheinischen Kirchenprovinz (1844-1866), Diss. Münster 1992.

(10) Gailus, Manfred, Strasse und Brot. Sozialer Protest in den deutschen Staaten unter besonderen Berücksichtigung Preußens, 1847-1849, Göttingen 1990.

(11) (1813-1887), geb. in Bischofswalde; Ronge, Johannes, „Offenes Sendschreiben an den Bischof Arnoldi“, aus: Graf, Friedrich Wilhelm, Die Politisierung des religiösen Bewußtseins. Die bürgerlichen Religionsparteien im deutschen Vormärz: Das Beispiel des Deutschkatholizismus, Stuttgart 1978, S. 196. Vgl. auch Schieder, Wolfgang, Kirche und Revolution. Sozialgeschichtliche Aspekte der Trierer Rockwallfahrt von 1844, in: Archiv für Sozialgeschichte, 14 (1974), S. 419-454.

(12) Zur Entstehung des Deutschkatholizismus: Paletschek, S. 19-29.

(13) Stadtarchiv Offenburg Bestand 9 Nachlass Gebhard Gagg, Tagebuch des Gymnasiumsleiters G. Gagg.

(14) Süddeutsche Zeitung für Kirche und Staat v. 16.3.1846.

(15) (1807-1868), 1842-1852 Abgeordneter der badischen II. Kammer, 1848/49 Abgeordneter der Paulskirche, Unterstaatssekretär im Reichsfinanzministerium, 1866 Präsident des badischen Staatsministeriums.

(16) (1810-1869) Vgl. Gall, Wolfgang M. Gall, Gustav Rée: Ein Bürgermeister zwischen Barrikaden und Parlament, in: Die Ortenau, 78 (1998), S. 102-114.

(17) (1802-1871), Pfarrer in Bahlingen am Kaiserstuhl bis Ende 1848, dann in Heidelberg. 1842-1850 liberaler Abgeordneter der II. Kammer, 1848/49 Abgeordneter der Paulskirche.

(18) „Motion“, d.i. ein Beratungs- und Beschlusantrag, war eines der frühkonstitutionellen Rechte des Abgeordnetenmandats.

(19) Viele der 300 Bürger, die die Protestadresse unterschrieben zählten drei Jahre später zum Kreis der Offenburger Revolutionäre.

(20) Erzbischöfliches Archiv Freiburg, (vgl. Anm. 6) Personalakte Kuhn, Schreiben Müllers an den Erzbischof v. Vicari v. 7. März 1846.

(21) Schraut, Sylvia, Steinbach, Peter, Gall, Wolfgang M., Weber, Reinhold, Menschenrechte und Geschichte. Die 13 Offenburger Forderungen des Volkes von 1847 (Schriften der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg 43), Stuttgart 2015.

## zur Person

Wolfgang M. Gall, promovierter Historiker, seit 2011 Lehrbeauftragter am Lehrstuhl von Prof. Dr. Sylvia Paletschek, leitete zwischen 2004 und 2020 das Stadtarchiv und Museum im Ritterhaus in Offenburg. Seine Forschungen und Veröffentlichungen setzen sich mit der Sozial- und Kulturgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, insbesondere der lokalen Demokratiegeschichte, der NS-Zeit und dem Ende des Zweiten Weltkriegs auseinander.

# Glückwünsche und Dank

## aus der Geschäftsführung des Historischen Seminars

Liebe Frau Paletschek,

es war uns immer eine Freude, wenn Sie die Geschäftsführung des Historischen Seminars übernommen haben. Eine großartige Chefin, mit der wir immer sehr gut zusammenarbeiten konnten. Gut gelaunt, das Herz auf der Zunge, sehr offen, interessiert, zugeneigt – so durften wir Sie erfahren. Dann gaben Sie uns auch die nötigen Freiräume, sodass wir zusammen das Historische Seminar um alle Klippen herum schiffen konnten. Sie ließen uns nie im Regen stehen.

Heinrich Schwendemann erinnert sich noch gut an Ihre erste Amtszeit im Jahr 2003, als wir das erste Mal von einer Kommission heimgesucht wurden, die uns evaluieren sollte. Das Wichtigste war damals die Verpflegung, damit die Herrschaften (es waren vorwiegend solche) bei guter Laune blieben. Das ist uns seinerzeit offensichtlich gelungen. Bei nervigen Fragen à la werden hier auch neue Medien flächendeckend eingesetzt, haben wir einfach gelogen und gesagt: „Na klar, das machen wir alle“.

Auch im alltäglichen Geschäft konnten wir immer auf Sie zählen und anliegende Probleme und Problemchen entspannt klären – eine Professorin, mit der man völlig stressfrei arbeiten konnte. Leider haben wir uns nicht so oft persönlich getroffen, da Sie ein Stockwerk tiefer residieren, was aber auch seine Vorteile hatte. Heinrich beneidete Sie, denn anders als im 4. Stock, ist man dort schön aus dem Trubel raus.

Ganz herzlichen Dank, dass wir mit Ihnen zusammenarbeiten durften, es war richtig schön und fruchtbar.

Die Geschäftsführung: Heinrich Schwendemann, Agnes Schöll, Kilian Fehr, Heinz Krieg etc. etc.

## zu den Personen

Heinrich Schwendemann, Jahrgang 1956. Studium der Geschichte und Germanistik an der Universität Freiburg. 1991 Promotion. Lehrtätigkeit und Geschäftsführung einschließlich der Fachstudienberatung am Historischen Seminar von 1991 bis 2022.

Agnes Schöll, jahrelange Sekretärin am Historischen Seminar.

Kilian Fehr, seit 2010 HiWi am Historischen Seminar und später in der GF, bei der er 2017/2018 unter seiner ersten Chefin Prof. Paletschek angefangen hat und super aufgenommen wurde. Außerdem zu Beginn seines Studiums stolzer Absolvent der ÜVL Neueste Geschichte I (19. Jh.) bei Frau Paletschek.

Heinz Krieg, Jahrgang 1966. Studium der Mittelalterlichen Geschichte, der Neueren und Neuesten Geschichte und der Philosophie an der Universität Freiburg. 1999 Promotion. U. a. wiss. Mitarbeiter und Assistent in der Abt. Landesgeschichte. Seit 2009 Akademischer Rat auf Lebenszeit an der Universität Freiburg. Koordination und Fachberatung für B.A.-Studiengänge am Historischen Seminar.

# Okkulte Versuchungen – Sylvia Paletschek und die Grenzgebiete

von Eberhard Bauer

*„Ein spezialisiertes Studium ist für seine Arbeit unerlässlich; der ideale Forscher muß die Literatur über diesen Gegenstand gründlich kennen; er muß über gute Kenntnisse der Psychologie des Normalen und Abnormalen verfügen; auch sollte er in Physik, Chemie und Biologie und Fotografie geschult sein und in einem Labor gearbeitet haben; er muß ein aufmerksamer Beobachter sein sowie ein guter Kenner der menschlichen Natur und ihrer Beweggründe; er muß ein gewandter Taschenspieler und Zauberkünstler sein: sehr wichtig ist auch eine rasche Auffassungsgabe und Entschlußkraft; er muß stets wachsam, geduldig, findig, unvoreingenommen, tolerant, teilnehmend sein und Humor besitzen. Dagegen muß er frei sein von Aberglauben und religiösem sowie wissenschaftlichem Fanatismus. Kurz, der ideale Forscher ist schwer zu finden, und seine Fähigkeiten sind meist angeboren und nicht angelernt...“*

Dieses Zitat ist dem Buch des amerikanischen psychical researcher Hereward Carrington (1880-1958) *The Story of Psychic Research (Psychical Research)* (Carrington, 1930, p. 24) entnommen und findet sich wörtlich – freilich ironisch verfremdet – in dem ‚Fast-Kriminalroman‘ des amerikanischen Autors Paul Gallico (1897-1976) *Immer diese Gespenster* (Gallico, 1966, S. 83), in dem ein junger Gelehrter, ein Gentleman-‚Spezialist‘ für die Untersuchung paranormalen (‚okkulten‘) Phänomene, bei Spuk- und Geistererscheinungen aller Art – gleichsam als Vorläufer eines heutigen ‚ghostbuster‘ – zu Hilfe gerufen wird und diese in der Regel als Selbsttäuschung und/oder Betrug aufklärt. Ich würde nun nicht so weit gehen wollen, zu behaupten, daß Sylvia Paletschek bei ihren

akademischen Ausflügen in die Welt des Paranormalen – dazu gleich mehr – dem oben genannten Anforderungsprofil an eine ideale Geisterjägerin genügt, aber über eine Reihe von dafür notwendigen Eigenschaften wie „wachsam, geduldig, findig, unvoreingenommen, tolerant, teilnehmend und Humor besitzend“ verfügt sie zweifellos.

Meine Bekanntschaft und Zusammenarbeit mit ihr geht auf die frühen 2000er Jahre zurück. Aufmerksam gemacht durch unseren Archivar Uwe Schellinger nahm Sylvia Paletschek Kontakt mit unserem „Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene e.V.“, dem IGPP, auf, das 1950 von Prof. Hans Bender (1907-1991), meinem akademischen Lehrer, gegründet worden war. Eine wichtige Rolle als historischer Stichwortgeber spielte dabei die Person des Tübinger Psychologie- und Philosophieprofessors Traugott Konstantin Oesterreich (1880-1949), dem Sylvia Paletschek offenbar bereits bei Recherchen zu ihrer Habilitationsschrift über die Geschichte der Universität Tübingen begegnet war (Paletschek, 2001).

Da ein wichtiger Akzent meiner eigenen Forschungsinteressen am Institut auf der Geschichte der Parapsychologie und ihrer Vorläufer in Deutschland lag (vgl. z. B. Bauer, 1993, 1995), hatte ich mich auch mit der Rolle Oesterreichs als Pionier der akademischen Parapsychologie in Deutschland beschäftigt (Bauer, 1999) und 2001 – in Zusammenarbeit mit der Tübinger Psychologieprofessorin Marianne Hassler – eine eigene Tagung über Leben und Werk Oesterreichs am

Psychologischen Institut der Universität Tübingen organisiert.\* So war der Boden für weitere Kooperationen bereitet. Freilich gab es zu diesem Zeitpunkt auch Anzeichen dafür, dass sich die Historiographie von Spiritismus, Okkultismus und (früher) Parapsychologie („Wissenschaftlicher Okkultismus“) auch innerhalb der deutschsprachigen Kultur- und Geschichtswissenschaft einer gewissen Respektabilität erfreute, gewissermaßen ‚im Kommen‘ war. Symptomatisch dafür war der in der Zeitschrift *Aries* erschienene Forschungsbericht „Spiritismus in Deutschland“ des Religionswissenschaftlers Helmut Zander (2003), in dem auf akademische Arbeiten und Forschungsnetzwerke in diesem Kontext verwiesen werden konnte, wie z. B. auf die Maßstäbe setzende Dissertation des Historikers Diethard Sawicki über die Entstehung des Spiritismus in Deutschland zwischen 1770 und 1900, die in der Schlußphase durch ein Promotionsstipendium des Freiburger Instituts gefördert werden konnte (Sawicki, 2002, S. 7).



Eberhard Bauer im Gespräch mit Prof. Hans Bender (1907-1991) auf der Veranda des 1950 gegründeten Instituts für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene, damals Eichhalde 12. Das Foto entstand 1984.

Der Kontakt mit Sylvia Paletschek wurde 2003 intensiviert und führte schließlich im Sommersemester 2004 am Historischen Seminar der Universität Freiburg im Fach „Neuere und Neueste Geschichte“ zu einem gemeinsam konzipierten Hauptseminar „Geschichte des Spiritismus und Okkultismus im 19. Jahrhundert“. Die Lehrveranstaltung – S. Paletschek zusammen mit E. Bauer und U. Schellinger – wurde wie folgt angekündigt:

*„Tischrücken, Kontaktaufnahmen mit Verstorbenen, Geistererscheinungen, spiritistische Sitzungen mit Medien, Fernhypnosen u.ä. waren populäre Phänomene, die seit Mitte des 19. Jahrhunderts in den verschiedensten sozialen Kontexten breit rezipiert wurden. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts fallen die ersten Versuche prominenter Forscher, derartige „übersinnliche“ Phänomene mit den Mitteln der damaligen Naturwissenschaften empirisch zu erfassen und theoretisch zu interpretieren. In diesen Jahren werden auch diverse Gesellschaften und Organisationen zur systematischen Untersuchung „okkulten“ Vorgänge gegründet, wie zum Beispiel die Society for Psychical Research (1882). Das Seminar gibt einen sozial- und kulturwissenschaftlich orientierten Überblick über die Erscheinungen, Fragestellungen, Deutungsansätze und Organisationsformen von Spiritismus und Okkultismus im 19. Jahrhundert. Besonders wird dabei auf die Reaktionen von Gesellschaft, Staat, Kirche und etablierter Wissenschaft auf diese Phänomene eingegangen.“*

Diese Themenauswahl, deren Erarbeitung am Quellenmaterial auf reges studentisches Interesse stieß, bildete quasi die Blaupause der weiteren Zusammenarbeit zwischen dem Historischen Seminar der Universität Freiburg und dem IGPP, insbesondere was die Nutzung seiner Bibliotheks- und Archivbestände betraf. 2008 hatte ich für den wissenschaftlichen Beirat des IGPP einen dokumentarischen Arbeitsbericht über die von mir 1998 am Institut eingerichtete und geleitete Abteilung ‚Kulturwissenschaftliche und wissenschaftshistorische Studien, Archiv und Bibliothek‘ erstellt und diesen auch Sylvia Paletschek und Helmut Zander als Diskussionsgrundlage für weitere Zusammenarbeiten in Sachen ‚Historischer Parapsychologie‘ zugeleitet (Bauer, 2008).

Diese kulminierten – nach mehreren informellen Arbeitssitzungen am IGPP 2008 und 2009 – in der Konzeption eines interdisziplinären Forschungsverbundes an den Universitäten Basel, Freiburg i. Br., Siegen und Straßburg, in dem sich Sylvia Paletschek in einer bewundernswerten Mischung von intrinsischer Motivation, Zielstrebigkeit und Verbindlichkeit engagierte. Das von Helmut Zander formulierte Dachpapier gab schließlich die konzeptuelle Grundlage ab für den 2009 bewilligten DFG-Forschungsverbund „Gesellschaftliche Innovation durch nicht-hegemoniale Wissensproduktion. ‚Okkulte‘ Phänomene zwischen Mediengeschichte, Kulturtransfer und Wissenschaft, 1770 bis 1970“.

Im Fokus des von Sylvia Paletschek in diesem Rahmen geleiteten geschichtswissenschaftlichen Projekts stand – angesichts der hier skizzierten lokalen Vorgeschichte wenig überraschend – Leben, Werk und akademische Karriere des IGPP-Gründers Hans Bender. Er war zweifellos die dominierende und populärste Figur der deutschen Parapsychologie nach dem Zweiten Weltkrieg, hatte 43-jährig 1950 in seiner Geburts- und Heimatstadt Freiburg im Breisgau ein freies Forschungsinstitut, eben das IGPP, gegründet, es bis zu seinem Tode am 7. Mai 1991 geleitet und zwischen 1954 und 1975 als international bekannter Professor für Grenzgebiete der Psychologie im Rahmen der akademischen Psychologie das Fach Parapsychologie in Forschung und Lehre an der Universität Freiburg mit großer öffentlicher Resonanz vertreten.

Dass Bender als Vertreter einer kontrovers diskutierten „Grenzwissenschaft“, deren akademische Verankerung auch von – in historischer Retrospektive – ‚sinnvollen‘ Zufällen abhing, als Projektionsfläche für Freund und Feind diente (vgl. Gruber, 1993; Schäfer, 1994), kam auch in der diplomatischen Formulierung des Projektantrages „Parapsychologie im Schnittpunkt von wissenschaftlicher Disziplinbildung, gesellschaftlicher Nachfrage und medialer Öffentlichkeit“ zum Ausdruck. Benders Pionierrolle wurde allerdings nicht nur ‚fachintern‘ – innerhalb der parapsychologischen Forschungscommunity – rezipiert (vgl. Bauer, 1987; Bauer, 1998), sondern hatte auch das Interesse von Zeithistorikern und Kulturwissenschaftlern gefunden, wie die Pionierarbeit des Freiburger Romanisten Frank-Rutger Hausmann über Benders Rolle bei der Errichtung der ‚Grenzwissenschaftlichen Abteilung‘

innerhalb der damaligen ‚Reichsuniversität Straßburg‘ zeigte, die unter Rückgriff auf den Bender-Nachlass im IGPP-Archiv zustande gekommen war (vgl. Hausmann, 2006).

Die im Rahmen des Freiburger Projektantrages bewilligte Personalstelle wurde zwischen 2011 und 2017 von der Leipziger Historikerin und Germanistin Dr. Anna Lux besetzt und mit der Lehre und Forschung des Historischen Seminars der Universität Freiburg eng vernetzt. Dazu dienten insbesondere zwei forschungsorientierte Hauptseminare, die an zwei aufeinanderfolgenden Semestern 2013/2014 vor Ort stattfanden und die in dem Band *Okkultes Freiburg* mit 27 studentischen Beiträgen ihren literarischen Niederschlag fanden (vgl. Klugermann, Lux & Schellinger, 2015): „Im Seminar verknüpften die Studierenden stadthistorische mit kulturhistorischen Fragen und recherchierten zum weiten Feld des Okkulten in Archiven und Bibliotheken. Die vielfältigen Ergebnisse stellten sie in Stadtrundgängen vor, die auf großes Interesse stießen“ (S. 5).

Ein weiterer Höhepunkt des Freiburger Projektes bestand in der Planung und Durchführung einer internationalen Tagung „Okkultismus im Gehäuse“, die vom 15. bis 17. Oktober 2014 an der Universität Freiburg stattfand und gemeinsam von Anna Lux und Sylvia Paletschek organisiert wurde. Das gemeinsame Thema war die „Institutionalisierung der wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Paranormalen im 20. Jahrhundert im internationalen Vergleich“ und führte elf Referentinnen und Referenten aus fünf europäischen Ländern zusammen; der reichhaltige Ertrag liegt in einem gleichnamigen Tagungsband vor (vgl. Lux & Paletschek, 2016).

Anna Lux' mehrjährige Forschungsarbeit zur Bestimmung des wissenschaftshistorischen Ortes Hans Benders im Kontext von Disziplinbildung, gesellschaftlicher Nachfrage und medialer Öffentlichkeit wurde Ende des Jahres 2020 in Form einer eindrucksvollen Monographie abgeschlossen (vgl. Lux, 2021): Die perspektivisch ‚vom Rande‘ her geschriebene Arbeit (S. 289) zeichnet mit großer Akribie und Sensibilität die persönlichen und sozio-kulturellen ‚Diskurse‘ der ‚Akteure‘ im ‚Feld‘ nach (wissenssoziologische Kontextualisierung), lässt Zeitzeugen zu Wort kommen und bemüht sich um eine ausgewogene und sachliche Darstellung einer kontroversen ‚Grenzwissenschaft‘, die bis heute

nicht ihren epistemischen Ort gefunden hat. Aus gängiger kultur- und geisteswissenschaftlicher Sicht wird diese Monographie zweifellos das maßgebliche historiographische Referenzwerk zum Thema ‚Hans Bender und die Universität Freiburg‘ bleiben, das ohne Sylvia Paletscheks Weitblick und Engagement nicht zustande gekommen wäre.

Im Juli 2021 wurde Professor Sylvia Paletschek seitens des IGPP-Vorstandes und der Institutsleitung der Vorschlag unterbreitet, als Fachhistorikerin der Mitgliederversammlung des Instituts beizutreten. Da sie diesen Vorschlag angenommen hat, bleibt zu hoffen, dass dies nicht die letzte ihrer ‚okkulten Versuchen‘ – zumindest im akademischen Rahmen – bleibt.

## Anmerkungen

\* Mehrere Vorträge des Tübinger Symposiums wurden in der Zeitschrift *Psychologie und Geschichte* (Band 10, Heft 1-2, Juni 2002) abgedruckt.

## Literatur

Eberhard Bauer (Hg.): Professor Dr. Dr. Hans Bender zum 80. Geburtstag [Sonderheft], in: *Zeitschrift für Parapsychologie und Grenzgebiete der Psychologie*, Jg. 29, 1987, S. 1-111.

Eberhard Bauer: *Parapsychologie*, in: Helmut E. Lück & Rudolf Miller (Hg.): *Illustrierte Geschichte der Psychologie*, München 1993, S. 295-300.

Eberhard Bauer: *Gegen den Strom schwimmen: Hundert Jahre parapsychologischer Forschung*, in: Walter v. Lucadou: *Psyche und Chaos: Theorien der Parapsychologie*. Frankfurt am Main/Leipzig 1995, S. 15-44.

Eberhard Bauer: *Hans Bender und die Gründung des „Instituts für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene“*, in: Jürgen Jahnke, Jochen Fahrenberg, Rainer Stegic & Eberhard Bauer (Hg.): *Psychologiegeschichte – Beziehungen zu Philosophie und Grenzgebieten*. München/Wien 1998, S. 461-476.

Eberhard Bauer: *Oesterreich*, Traugott Konstantin, Philosoph, Psychologe, in: *Neue Deutsche Biographie*, Band 19, Berlin 1999, S. 461-462.

Eberhard Bauer: *Arbeitsbericht der Abteilung Kulturwissenschaftliche und wissenschaftshistorische Studien*, Archiv und Bibliothek, IGPP Freiburg 2008.

Hereward Carrington: *The Story of Psychic Research (Psychical Research)*. London 1930.

Paul Gallico: *Immer diese Gespenster*. Reinbek (bei Hamburg) 1966.

Elmar R. Gruber: *Suche im Grenzenlosen: Hans Bender – ein Leben für die Parapsychologie*. Köln 1993.

Frank-Rutger Hausmann: *Hans Bender (1907-1991) und das „Institut für Psychologie und Klinische Psychologie“ an der Reichsuniversität Straßburg 1941-1944*. Würzburg 2006.

Günther Klugermann, Anna Lux & Uwe Schellinger (Hg.): *Okkultes Freiburg, Ereignisse – Personen – Schauplätze*. Kassel 2015.

Anna Lux: *Wissenschaft als Grenzwissenschaft. Hans Bender (1907-1991) und die deutsche Parapsychologie*. Berlin/Boston 2021.

Anna Lux & Sylvia Paletschek (Hg.): *Okkultismus im Gehäuse, Institutionalisierungen der Parapsychologie im 20. Jahrhundert im internationalen Vergleich*. Berlin/Boston 2016.

Sylvia Paletschek: *Die permanente Erfindung einer Tradition, Die Universität Tübingen im Kaiserreich und in der Weimarer Republik*. Stuttgart 2001.

Otto Prokop & Wolf Wimmer: *Der moderne Okkultismus. Parapsychologie und Paramedizin. 2., überarbeitete und erweiterte Aufl.*, Stuttgart/New York 1987.

Diethard Sawicki: *Leben mit den Toten: Geisterglauben und die Entstehung des Spiritismus in Deutschland 1770-1900*. Paderborn 2002.



Herbert Schäfer: Poltergeister und Professoren: über den Zustand der Parapsychologie. Bremen 1994.

Helmut Zander: Spiritismus in Deutschland, in: Aries, Vol. 3, No. 1, S. 82-93.

## zur Person

Eberhard Bauer, Dipl.-Psych., Vorstandsmitglied und Forschungskordinator am „Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene e. V.“ (www.igpp.de) in Freiburg i. Br. ist ehemaliger Assistent bei Prof. Hans Bender (1907-1991). Zusammen mit seinem Team bietet er Beratung und Information für Menschen, die über außergewöhnliche (paranormale) Erfahrungen und Phänomene berichten. Zu seinen Forschungsinteressen gehören u. a. die Kultur- und Wissenschaftsgeschichte von Spiritismus, Okkultismus und paranormalen Phänomenen vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Er ist Mitherausgeber der Zeitschrift für Parapsychologie und Grenzgebiete der Psychologie (zusammen mit Walter v. Lucadou).

50

Ein Ergebnis der Forschungen im Projekt: Der Band „Okkultismus im Gehäuse“, basierend auf Ergebnisse der gleichnamigen Tagung im Oktober 2014 in Freiburg.



# Grenzwertige Wissenschaft

## von Erhard Schüttpelz

„Grenzwertig“ ist im Deutschen ein ganz alltäglicher Ausdruck, und er richtet sich zuerst einmal auf die Beziehungen zwischen Personen. Der typische deutsche Satz lautet: „Das war aber echt grenzwertig, wie das abgelaufen ist“, oder auch: „Das fand ich im übrigen etwas (oder ziemlich) grenzwertig, wie Du das gesagt (getan) (gemacht) hast.“ „Grenzwertig“ werden Phänomene, wenn sie den sozialen Zusammenhalt gefährden. Es ist gut möglich, daß diese Gefährdung auch meinen kurzen Text heimsucht, denn über Grenzwertiges sprechen, kann selber etwas Grenzwertiges haben und wird dann schnell zu einem Vorwurf oder zu einer Entschuldigung. Außerdem lässt sich aus der bisherigen Definition extrapolieren: „Grenzwertige Wissenschaft“ gefährdet den wissenschaftlichen und den sozialen Zusammenhalt. „Grenzwertig“ wird eine Wissenschaft auch dann, wenn man ihre Wissenschaftlichkeit bezweifelt, denn das schlägt auf jeden Fall auf den sozialen Zusammenhalt innerhalb oder außerhalb der Wissenschaft durch. Daher gibt es keine Wissenschaft, die sich als „grenzwertig“ deklariert, auch dort nicht, wo sich einige ihrer Angehörigen so empfinden mögen. Was es hingegen gibt, sind „Grenzgebiete“. Die Zuständigkeit für wissenschaftliche „Grenzgebiete“ ist eine Freiburger Spezialität, ausgewiesen durch ein eigenes Institut. Allerdings führt dieses Wort vor allem dann in das Forschungsthema des „Instituts für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene“ (IGPP) ein, wenn man es mit zwei anderen Wörtern verbindet und zu einer begriffsschemischen Reaktion zwingt: Grenzobjekt und Grenzarbeit. Diese beiden Begriffe entstammen zwei der populärsten Aufsätze der Wissenschaftstheorie, und sie lassen sich sinnvoll

kombinieren, auch wenn das ihre Autor\_innen nicht getan haben. Im Grunde sind sie komplementär. Der Begriff der „Grenzarbeit“ bezieht sich bei Thomas Gieryn auf Tätigkeiten, die Fragen der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Disziplin oder Forschungsrichtung durch den Ausschluss von „unwissenschaftlichen“ Methoden und Personen definieren, und auf diese Weise ein Kriterium für die Grenze zwischen „Inklusion“ und „Exklusion“ postulieren, das sich bei näherem Hinsehen fast immer als widersprüchlich herausstellen wird. (1) Der Begriff des „Grenzobjekts“ wurde hingegen von Susan Leigh Star eingeführt, um die gemeinsamen Gegenstände und Verfahren zu bezeichnen, die trotz ihrer Stabilität flexibel genug sind, um eine „Kooperation ohne Konsens“ zwischen unterschiedlichen Interessen zu ermöglichen. (2) „Grenzarbeit“ erzeugt einen vage bleibenden, vor allem einen prozeduralen Konsens, aber nur durch Begrenzungen des einklagbaren Inhalts der Konsensbildung; „Grenzobjekte“ wirken integrativ und erzeugen Zwischenräume, in denen die Kooperation noch Bewegungsfreiheit besitzt und sich ausdehnen kann. Meine Überlegung lautet im folgenden: „Grenzwissenschaften“ sind vor allem und genau die Wissenschaften, die sich in einer maximalen Spannung von „Grenzarbeit“ und „Grenzobjekten“ bewegen. Diese Definition ist zwar abstrakt, aber sie hat es mit ganz konkreten Formen der Attraktivität und Verlockung, des Ausschlusses und der Verfemung zu tun. Für die Grenzobjekte und die Grenzarbeit des IGPP gilt das auf jeden Fall. (3) Ich muß allerdings gestehen, daß mein Interesse an dem dreifachen Grenz-Thema aus -wissenschaft, -objekt und -arbeit auch mit ganz anderen Dingen zusammenhängt, als dass ich sie nur

51

wissenschaftlich begründen kann. Eigentlich geht es mir hier um ein Aha-Erlebnis, das ich hatte, als ich in Freiburg Fotos anschaute und selber fotografiert wurde. Sylvia Paletschek, Helmut Zander, Christian Kassung und ich waren lange Jahre die Projektleiter in einem „Paketprojekt“ mit einem langen umständlichen Titel und der Abkürzung „NHI“ („Nichthegemoniale Innovation“). „Nichthegemonial“ war dabei weniger eine schon existierende terminologische Kennzeichnung als ein Versprechen: Wir würden herausfinden, welche grossen Innovationen ein im Schatten der Moderneforschung liegender Bereich ins Leben gerufen hatte: der „wissenschaftliche Okkultismus“. Vielleicht würden wir neben einer Buchreihe (4) im Laufe der Jahre einen Lehrstuhl für die „Geschichte der europäischen Esoterik“ einrichten können, vielleicht in Freiburg (aber dann kam uns ein anderes Freiburg in die Quere, das den geeignetsten Kandidaten mit einem Lehrstuhl für Religionswissenschaft versah). Am IGPP in Freiburg wurden wir immer sehr zuvorkommend behandelt, denn dort hatte das erste Arbeitstreffen des Projekts-im-Aufbau stattgefunden. Helmut Zander hatte es initiiert. Eigentlich lag immer eine gewisse Spannung in der Luft, wenn wir dort waren. Die Luft selbst schien dort mitunter den Atem anzuhalten, angefangen bei der ersten Sitzung zur geplanten Zusammenarbeit von NHI und IGPP, die bei beachtlicher Sommerhitze und geschlossenen Fenstern stattfand. Es fühlte sich an wie in einem Zugabteil, in dem ältere Angehörige, die man respektieren muß, beschlossen haben, daß die Fenster zu bleiben, weil man sich sonst etwas einfangen könnte, und es liegt noch eine sehr lange Zugfahrt vor einem. Ich bekam Kopfschmerzen, und Helmut Zander geriet ins Schwitzen. Bei späteren Gelegenheiten war die Spannung im Raum manchmal ebenso grenzwertig, obwohl wir mit viel Charme empfangen und mit betonter Förmlichkeit entlassen wurden. Dazwischen gab es immer wieder eine Führung durch die Räumlichkeiten, ob wir sie bereits kannten oder nicht. Wozu war die Führung eigentlich gut? Sie hatte offensichtlich einen rituellen Charakter, denn sobald das IGPP als Gastgeber auftrat, wurde die Führung unvermeidlich. Erst später begann ich zu verstehen. Einmal bei unseren Treffen zeigte uns Eberhard Bauer im IGPP Fotos von all den Kongressen der Parapsychologie, die nach dem Krieg in Freiburg und anderswo stattgefunden hatten. Man konnte dieselben Leute auf verschiedenen Kongressen sehen und dadurch erahnen, wie sie älter wurden,

silbriger, zufriedener, unzufriedener, den Kleidermoden der Nachkriegszeit ausgesetzt oder sich ihnen verweigernd, sich selber historisch werdend, vorgestellt unter dem Generaltitel eines Vortrags, der sinngemäß lautete: „Das IGPP in seiner Geschichte.“ Je länger der Vortrag dauerte, desto klarer wurde mir, daß alles, was ich bis dahin über die Parapsychologie gedacht hatte, falsch gewesen war, zumindest falsch skaliert. Die Fotos von den vielen Kongressen waren wie Fotos von Klassentreffen. Sicher, es waren wissenschaftliche Kongresse, aber es waren immer dieselben Leute. Es gab alles das, was eine wissenschaftliche Disziplin ausmacht, Kongresse, Kongressakten, Fachzeitschriften, Lehrbücher, und besonders spannend: kanonisierte Dokumente eines Ereignisses der Beweisaufnahme, die immer wieder re-interpretiert wurden, durch eine ausführliche Spurensuche und meist mit dem minutiösen Nachweis, daß vorerst nichts zu beweisen war. Aber es gab nur das, und ich konnte mich des Gefühls nicht erwehren, daß diese elementaren Bestandteile einer Fachwissenschaft existierten, damit sie existierte, und nicht weil. Das Indiz lag für mich in der Zahl der Fachvertreter. Es waren jeweils zwei Dutzend, selten drei Dutzend Leute auf den Fotos. Am Ende nannte der Vortragende die Zahl der eingetragenen Mitglieder parapsychologischer Vereinigungen weltweit. Und wir wurden fotografiert, so daß ich mir vorstellen konnte, daß wir als Gäste ebenfalls ein Teil des Klassentreffens geworden waren, und durch unser Gruppenbild mit Dame an einer gewichtigen Expansion der Fachdisziplin teilnehmen durften, egal wie unzuverlässig unsere Gesinnung und schwankend wir in unseren Neigungen und Abneigungen bleiben würden. Das nächste Jahr verbrachte ich mit der Probe, andere Leute, wenn sie etwas Ehrenrühriges über die Forschung der NHI und unserer Verbindung zum IGPP vorbrachten, zu einer Schätzung aufzufordern: „Sag mal, wieviele Parapsychologen (eingetragene und bekennende Parapsychologen) gibt es Deiner Meinung nach weltweit?“ Die Schätzungen schwankten wild und unreguliert zwischen zehntausend, tausend und hunderttausend; was nicht schwankte, war die Verblüffung, die auch mich ereilt hatte, als die offizielle Zahl und der Groschen gefallen waren. Es war ein echter Grenzwert, einer Wissenschaft, die bei dieser Zahl von Fachvertretern (im engeren Sinne, i.e.S.) weder leben noch sterben konnte. Sie musste existieren, aber auf der Existenzschwelle, an einem Schwellenwert, den sie nicht mehr

überschreiten sollte, und der definitiv zu gering war, um eine weltweite Wissenschaft am Laufen zu halten – ausser dadurch, daß man sich mit äußerster Konsequenz auf das Wechselspiel von Grenzarbeit und Grenzobjekten konzentriert. Der Ethnologe Bernhard Streck hat einmal ein köstliches Gleichnis für die klassische Ethnologie geprägt, ich zitiere aus dem Gedächtnis: „Der Ethnologe sieht sich von fortschrittsgläubigen Evolutionisten umringt, so wie der Evolutionist sich von primitiven Stämmen umringt sah.“ Die Lage der Parapsychologie war rein demographisch gesehen noch etwas dramatischer. Die Parapsychologen, die echten Parapsychologen, passten in einen einzigen Bus für eine Kaffeefahrt, oder sagen wir, in zwei Busse, die sich bei einer Kaffeefahrt treffen. Ihre unmittelbaren Gegner und Mitspieler hingegen, die wissenschaftsgläubigen „Skeptiker“, gingen ins Hundertfache oder Tausendfache, sie konnten jedes Jahr eine grosse Kongresshalle in Las Vegas mieten, um ihrer Skepsis gegenüber dem parapsychologischen Unternehmen Ausdruck zu verleihen. Jeder Parapsychologe war umstanden von einem Heer von Skeptikern. Und rund um die Skeptiker gab es noch einmal so viele Gläubige, aber keine Parapsychologen, sondern eine Stadionmenge von religiös Ergriffenen und Wundergläubigen, die aber nur selten direkt von Skeptikern angegriffen wurden – weil sonst ihre Organisation in einem Proteststurm von bibelfesten Christen untergegangen wäre, vermutlich. Meine Pilgerfahrt zur Parapsychologie fand damit ein glückliches, aber jähes Ende. Dem IGPP galt mit einem Schlag meine ganze Sympathie. Es erschien mir als die Verkörperung einer Antinomie: eine moderne Wissenschaft, die es geben mußte und nicht geben konnte. Und daß es sie nicht geben konnte, lag an der Grenzarbeit aller anderen Wissenschaften; und daß es sie geben mußte, an der Beschaffenheit ihrer Grenzobjekte, die sie mit ganz normalen Alltagsbewohnern und Wissenschaftlern verschiedenster Couleur teilte. Daß diese Grenzwissenschaft existierte, war nicht nur für die Skeptiker-Bewegung Anlaß, eine Bereinigung der Wissenschaft zu fordern, sondern auch für andere ein Grund, von „Pseudowissenschaft“ zu sprechen und den Ausschluß aus der echten Wissenschaft zu fordern, sprich zum Vollzug der „Grenzarbeit“ überzugehen. Andererseits hatte das IGPP nicht nur ein Sorgentelefon und eine Beratungsstelle für alle, die etwas Ungewöhnliches erlebt hatten und es nicht einordnen konnten, sondern dank einer großzügigen privaten Stiftung alle Fächer und alle

Mittel der Evidenzerzeugung, die eine Wissenschaft brauchte: Labors, Archive, Bibliothek, Versammlungsräume, Seminarräume und Geld für Forschungsprojekte und Dauerstellen. Aber all das konnte nicht darüber hinwegtäuschen, daß eine wissenschaftliche Disziplin der Grenzgebiete damit vor allem ihre Existenz behauptete, und daß diese Existenz an Universitäten begründungspflichtig blieb. Bei ihrer Gründung im späten 19. Jahrhundert war es hoch hergegangen: Die Parapsychologie wollte ein „Obligatory Passage Point“ (5) für jede wissenschaftliche Beschäftigung „mit dem Thema“ sein. Diese Position hatte der Begründer des Instituts, Hans Bender, sogar noch einmal in eigener Person in der Medienwelt der bundesrepublikanischen Nachkriegszeit durchgespielt, wobei er Grenzobjekte und Grenzarbeit auf eine geschickte Weise miteinander verknüpfte. (6) Bereits zu Lebzeiten des populären Protagonisten ging es bergab, denn Popularisierung kann nur eine vorübergehende Statthalterin für strukturelle Problemlösungen sein. Grenzobjekt und Grenzarbeit waren kombinierbar, aber auch gegeneinander auszuspielen. Der wissenschaftliche Okkultismus erschien der einen Partei als ein Teil des Problems, ihrer Gegenpartei als ein Teil der Lösung. Jedem Parapsychologen musste es ebenso gehen: Grenzarbeit gegen unwissenschaftliche Bearbeiter des Themas einerseits; wissenschaftliche Grenzobjekte nach vielen Seiten andererseits. Wo der Teil der Lösung lag und wo das Problem ein Problem blieb oder sogar erst wurde, das war eine wissenschaftliche Frage, die sich nicht auf empirischem Wege lösen ließ. Die Parapsychologie arbeitete sich an ihrer Wissenschaftlichkeit ab; sie versuchte es mit Verifizierungen, Falsifizierungen, einem kuhnschen Paradigma, der Auslegung eines „Experimentum Crucis“. Nichts konnte deutlicher machen, daß sie nur ein Wissenschaftsprojekt war und noch keine Wissenschaft, als ihre Liebe zur Wissenschaftstheorie. Sie verkörperte weiterhin in Personen, Laboren, Behauptungen ihren Anspruch auf einen „Obligatory Passage Point“, den sie seit dem 19. Jahrhundert nicht aufgeben wollte. Der Anspruch zerfiel in die Rezitation eines enzyklopädischen Wissens, dessen Grenzobjekte das IGPP mit anderen grosszügig teilte und für alle anderen archivierte. Niemand außerhalb der Parapsychologie nahm ihr ab, sie sei ein O.P.P. geworden, denn das hätte bedeutet, daß sie für das Wissenschaftssystem zumindest einen Teil der Definitionsmacht über die Grenzarbeiten aller anderen übernommen hätte. War es ein Fehler

gewesen, aus dem „Psychical Research“ des 19. Jahrhunderts eine wissenschaftliche Disziplin zu machen? Aber wenn das für die Parapsychologie gilt, warum gilt es dann nicht auch für die Psychologie? Die Psychoanalyse, immerhin, ist keine wissenschaftliche, sondern eine therapeutische Disziplin geworden. Die „Psychohygiene“ im Titel des IGPP verweist auf diesen alternativen Weg aus dem Gehäuse der Universität in eine praktische Arbeit der Selbstrekutierung, für die es in Freiburg sogar noch eine weitere Anlaufstelle gibt. Aber lässt sich seit dem späten 19. Jahrhundert ein grundsätzlicher wissenschaftlicher Anspruch anmelden, außer dadurch, daß er eine eigene Wissenschaftsdisziplin verlangt? Für die wissenschaftliche Forschung scheint die Disziplinenbildung allerdings weiterhin sekundär. Immerhin war die Forschungsuniversität bis in die 1870er fast einhundert Jahre ohne einen solchen Kurzschluß ausgekommen; und die natur-, sozial- oder kulturwissenschaftliche Forschung kann sich weder damals noch heute an Fächergrenzen halten oder an ihnen orientieren. Warum entstehen sie dann überhaupt, und zwar mit einer modernen Tendenz zur Multiplikation? Eine ebenso waghalsige wie vielversprechende Konjektur besagt, daß die wissenschaftliche Disziplinenbildung erst mit der endgültigen Konsolidierung der europäischen Nationalstaaten einsetzte und zwar als eine andere Form der Ethnisierung oder der Tribalisierung. (7) Diese Tribalisierung hatte zwei Seiten: Der Nationalstaat wollte wissen, was er von den jeweiligen Spezialisierungen der Wissenschaften an curricularen und beruflichen Leistungen erwarten konnte; Wissenschaftler untereinander konnten sich leichter orientieren, um ihre Lebensläufe zwar nicht zu planen – denn eine Universitätskarriere lässt sich bekanntlich weder planen noch vorhersehen –, aber mit individuellen Wünschen der kollektiven Zugehörigkeit und Anerkennung auszustatten. Wie mir ein Ethnologe einmal sagte: „Wir sind in die Universität gegangen, um segmentäre Gesellschaften zu gründen. Wie die Angehörigen segmentärer Gesellschaften werden wir uns niemals einer anderen Genealogie unterordnen als der, die wir für unser Segment erfunden haben. Niemand von uns erkennt die Überlegenheit einer anderen Wissenschaft, Spezialisierung oder Person an. Alle Tugenden und Laster, alle Pathologien und Heroisierungen der Lehrstuhlinhaber folgen aus diesem: non serviam.“ Vermutlich gibt es wissenschaftliche Themen, für die eine moderne disziplinäre Arbeitsteilung sich als sinnvoller

erwiesen hat als für andere. Diese Frage ist so voraussetzungsreich, daß sie hier nur gestellt und nicht beantwortet werden kann. Erst als der Prozeß der Disziplinenbildung irreversibel wurde, entstanden etwa die Ethnologie (mit wechselnden internationalen Denominationen, die sie im Laufe des 20. Jahrhunderts mehrheitlich zu einer „Anthropologie“ werden liessen), die Religionswissenschaft (8) und die Aufgabe, den wissenschaftlichen Okkultismus nach einer turbulenten Vorgeschichte (9) in einer geordneten Wissenschaft zu verankern, die einen unmöglichen säkularen „Obligatory Passage Point“ (10) behaupten musste. Dieser Wissenschaftsentwurf musste jede Disziplin und jeden, der sie vertritt, überfordern. Nur die sogenannte „Skeptiker-Bewegung“ nahm die behauptete Definitionsmacht der Parapsychologie ernst. Vielleicht, so dachte ich manchmal, erhalten nur diese die Parapsychologie noch am Leben, durch ihren Fleiß, ihre Humorlosigkeit, ihren Willen zur Widerlegung, ihre Wissenschaftsgläubigkeit. Denn für sie ist die Parapsychologie noch alles das auf einmal: ein Grenzobjekt ihrer eigenen und divergenten Interessen und ein Betätigungsfeld für eine wichtige wissenschaftliche Grenzarbeit, deren Absicht es ist, die Parapsychologie aus der Wissenschaft auszuschliessen. Nichts lässt die Notwendigkeit der Parapsychologie stärker hervortreten als der Wunsch nach ihrer Nicht-Existenz. Aber sich um die Nicht-Existenz einer Wissenschaft zu kümmern und ihre zukünftige Abschaffung als eine persönliche Sorge zu kultivieren, ist in den Augen anderer Wissenschaftler wiederum eine unvernünftige Verhaltensweise, die ihnen nicht besonders wissenschaftlich erscheint. Die Skeptikerbewegung liebt die Wissenschaft, aber sie wird nicht zurückgeliebt. Es ist grenzwertig, oder mehr als grenzwertig: „Ein Mißverständnis dessen, was man mit seinem Leben und der Wissenschaft anfangen kann“, so die Formulierung eines Bekannten, mit dem ich über diese Frage diskutierte. Und überall dort, wo Skeptiker und Parapsychologen zusammenarbeiten, stellt man fest, daß sie aus einer gemeinsamen Vorfriede heraus einer gemeinsamen Enttäuschung unterliegen: daß man den Anderen nicht überzeugen kann, und daß man etwas bewiesen hat, dadurch, daß nichts bewiesen wurde, und um nichts zu beweisen. Auch die Skeptiker können durch ihre Form der Beweisführung nur beweisen, daß Wissenschaft so nicht existiert, und auch bei ihnen selbst nicht. Ein Experimentum Crucis existiert nicht, auch wenn es

manchmal so aussieht, etwa im Falle des Michelson-Morley-Experiments für Einsteins Relativitätstheorie. Die Skeptiker pflegen die Demonstration durch ein Experimentum Crucis und entfernen sich dadurch von dem, was Naturwissenschaftler über den Realitätsbezug ihrer Modelle sagen. Durch das Ausbleiben einer paranormalen Fähigkeit oder Evidenz beweist man nur das Ausbleiben des Wunders, gemäss dem bekannten Diktum: „Absence of evidence is not evidence of absence“. Der Wunsch, die Parapsychologie widerlegen zu wollen, hält sie vermutlich zuverlässiger am Leben als alle Laborexperimente des IGPP zusammen. Niemand hat so viel für Don Quixote getan wie Sancho Pansa. Gibt es einen Sancho Pansa, der von der Nicht-Existenz seines Don Quixote überzeugt ist? Dieser Fall würde die Rollen glatt vertauschen. Sancho Pansa würde gegen Windmühlenflügel reiten und Don Quixote lächelnd dabeistehen und seinen Ritter-Roman weiterschreiben. Die Fotos der Klassentreffen am IGPP können nichts beweisen. Wissenschaften können untergehen und manche waren dann nur Projekte und Projektionen. Aber ein Kongreßzentrum in Las Vegas zu füllen, beweist eine ganze Menge, vor allem, wenn dort immer wieder betont wird, man ließe sich gerne von der Wirklichkeit der paranormalen Phänomene überzeugen. Wenn der Beweis bisher eine Chimäre geblieben ist, so war und ist er doch eine beiderseitig ausgehandelte Fiktion, die man wider Willen mitspielt, um ihre Nicht-Existenz zu beweisen, was aber nur immer wieder einmal mehr gelingt. Die zwischen Parapsychologen und Skeptikern offiziell vorausgesetzte Fiktion der Gemeinsamkeit erzeugt eine gemeinsame Fiktion. Und die Fortsetzung dieser gemeinsamen Fiktion, die gute Miene zum gemeinsamen Spiel, ihre Iteration ist dann eben doch Grenzobjekt und -gebiet und -arbeit auf einmal. Einmal in Siegen habe ich auch mitgespielt, in meinem Büro. Ein Wahrsager wollte seine Fähigkeiten wissenschaftlich beweisen. Ihm wurde die Aufgabe gestellt, auf Fotos der Toten von den noch Lebenden zu unterscheiden. Die Fotos und Instruktionen kamen von Skeptikern aus Amerika. Ehler Voss hatte das Experiment arrangiert und dirigierte es zwischen den Online-Skeptikern in Kalifornien und den physischen Personen in Siegen. Die üblichen Kaninchen aus dem Hut: verschlossene Umschläge mit Fotos der Lebenden und der Toten, Live-Übertragung nach Kalifornien, ein Zeitlimit für die Identifizierung und eine

Wahrscheinlichkeitsrechnung, auf deren Grundlage das Unwahrscheinliche möglich wurde: der Sechser im Lotto, die korrekte Scheidung der Lebenden von den Toten. Wir waren zusammen mit dem Wahrsager in das gleißend helle Licht einer professionellen Filmaufnahme gehüllt. Das Licht störte die Konzentration, und die Aufgabe erschien mir wie die Quizfrage in einer Fernsehsendung. Warum sollte eine solche Untersuchung irgend etwas über die Fähigkeiten des Wahrsagers herausfinden? Wahrsagen geschieht schließlich jeden Tag auf der ganzen Welt und spielt sich dann auf eine Weise ab, die von unserem Experiment kaum erfasst werden konnte. War das eine wissenschaftliche Untersuchung? Von uns aus gesehen schon, denn die Aktion war Teil einer teilnehmenden Beobachtung der Skeptikerbewegung. Wir beobachteten Grenzarbeit im Vollzug. Für den Wahrsager war das ebenfalls eine wissenschaftliche Untersuchung, zumindest hatte er sich auf eine Prüfung seiner Fähigkeiten eingelassen. Für die Skeptiker war es ohnehin eine wissenschaftliche Überprüfung, und zwar ihre Version dessen, was sie meinten, was Parapsychologen untersuchen sollten, verstanden als eine Untersuchung der Parapsychologie selbst. Also ging es allen um die Wissenschaftlichkeit der Wissenschaft, aber für alle Beteiligten aus jeweils anderen Gründen. Jeder hatte seine eigene Reservatio Mentalis und sein eigenes vorläufiges Vertrauen in die Prozedur. Nicht das Erraten der Lebenden und der Toten war das Wahrsagen, sondern die Wahrsagerei entstand genau hier: in der jeweiligen Projektion dessen, was wir jeweils von der Wissenschaft, der Prozedur und von ihrer Dokumentation erwarteten. „Wenn man einen Wahrsager hören will, gibt es keine andere Lösung, als sein Kunde zu werden, das heißt, ihm den eigenen Wunsch zur Deutung vorzulegen.“ (11) Im Sinne dieses Diktums von Jeanne Favret-Saada waren alle Beteiligten unserer Prozedur wechselseitig für einander Kunde, Wahrsager und Deutungswunsch zugleich. Das war das wichtigste Ergebnis unseres Zusammentreffens, und es stand schon fest, bevor die Scheinwerfer aufgebaut waren. Auch Enttäuschung und Vorfriede waren uns in unterschiedlichen Mischungen und Entmischungen zugeteilt, sobald wir uns auf die Prozedur eingelassen hatten. Grenzobjekte und Grenzarbeit nahmen alles in allem einen allzu vorhersagbaren Verlauf. Ich erinnere mich an die körperliche Anstrengung des Wahrsagers, seine Pechserie,

die physische Demütigung, das unzweifelhaft miese Resultat, das gleißende Licht. Wie war es gewesen? Ich fühlte mich grenzwertig. Und es war grenzwertig.—

## Anmerkungen

(1) Thomas F. Gieryn, „Boundary-Work and the Demarcation of Science from Non-Science: Strains and Interests in Professional Ideologies of Scientists“, *American Sociological Review* 48 (1983), 781-795.

(2) Susan Leigh Star/James Griesemer, „Institutional Ecology, 'Translations' and Boundary Objects: Amateurs and Professionals in Berkeley's Museum of Vertebrate Zoology, 1907-39“, *Social Studies of Science* 19 (1989), 387-420.

(3) Anna Lux/Sylvia Paletschek (Hrsg.), *Okkultismus im Gehäuse. Institutionalisierungen der Parapsychologie im 20. Jahrhundert im internationalen Vergleich* (Okkulte Moderne, Band 3), Boston: De Gruyter Oldenbourg 2016; Anna Lux, *Wissenschaft als Grenzwissenschaft. Hans Bender (1907-1991) und die deutsche Parapsychologie* (Okkulte Moderne, Band 5), Boston: De Gruyter Oldenbourg 2020; Ehler Voss (Hrsg.), *Mediality on Trial: Testing and Contesting Trance and other Media Techniques* (Okkulte Moderne Band 2), Boston: De Gruyter Oldenbourg 2020.

(4) *Okkulte Moderne: Beiträge zur Nichthegegonialen Innovation*. Herausgegeben von Christian Kassung, Sylvia Paletschek, Erhard Schüttpelz und Helmut Zander, Boston: De Gruyter Oldenbourg (bisher fünf Bände).

(5) Michel Callon, „Elements of a sociology of translation: Domestication of the Scallops and the Fishermen of St Brieuc Bay“, in: John Law (Hrsg.): *Power, Action and Belief. A New Sociology of Knowledge?*, London: Routledge, 196-233.

56 (6) Vgl. Anm. 3.

(7) Jacob Habinek, „State-building and the Origins of Disciplinarity: Specialization in Nineteenth Century Germany“, Ms. 1 February 2010, University of California, Berkeley. <https://irle.berkeley.edu/culture/papers/habinek10.pdf> (Abruf vom

01.01.2022). Vgl. zur Überprüfung: Sylvia Paletschek, *Geisteswissenschaften in Freiburg im 19. Jahrhundert: Expansion, Verwissenschaftlichung und Ausdifferenzierung der Disziplinen*, in: 500 Jahre Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Freiburg: Alber, Band 3, 44-71.

(8) Yves Mühlematter/Helmut Zander (Hrsg.), *Occult Roots of Religious Studies: On the Influence of Non-Hegemonic Currents on Academia around 1900* (Okkulte Moderne, Band 4), Boston: De Gruyter Oldenbourg 2021.

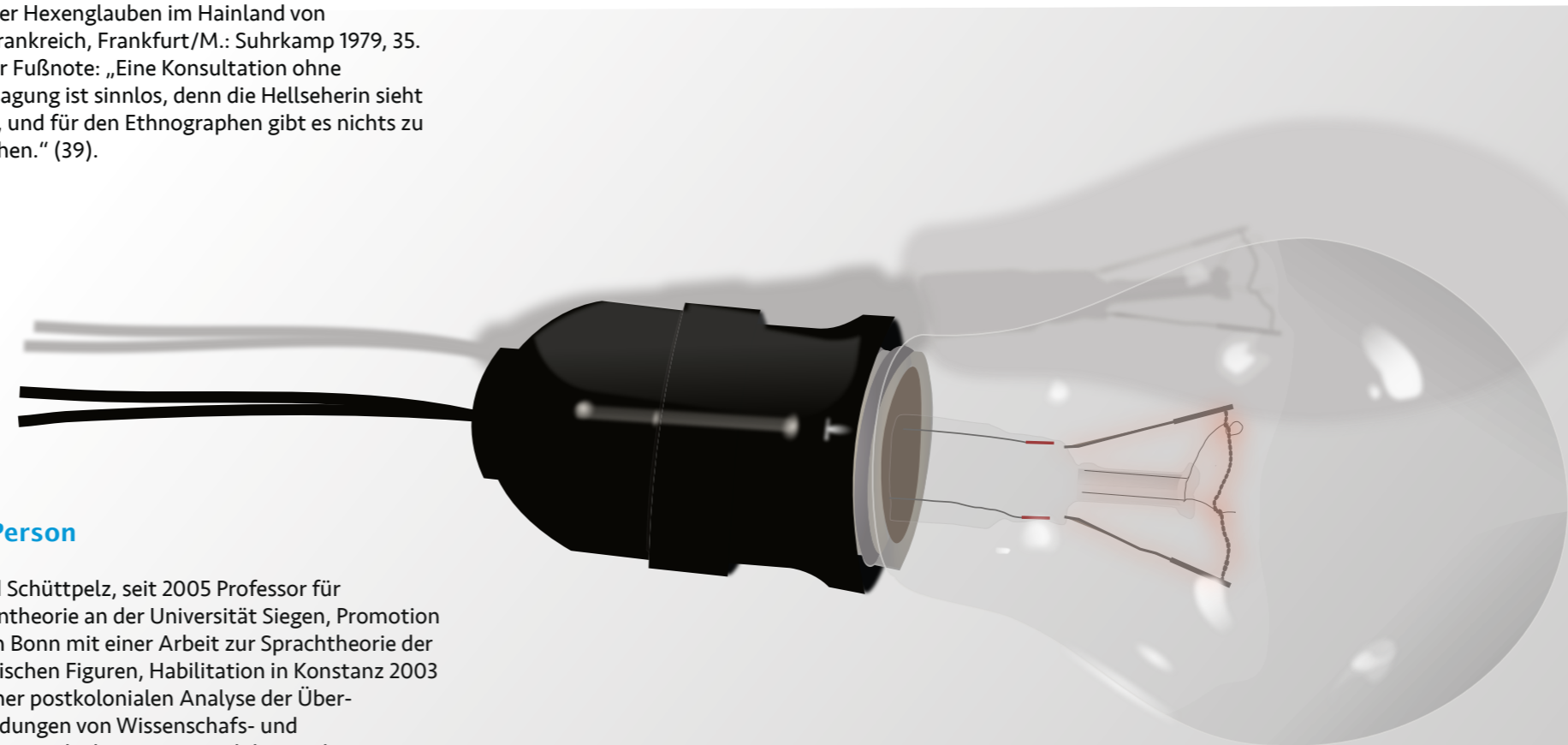
(9) Maren Sziede/Helmut Zander (Hrsg.), *Von der Dämonologie zum Unbewussten. Die Transformation der Anthropologie um 1800* (Okkulte Moderne, Band 1), Boston: De Gruyter Oldenbourg 2015.

(10) Vgl. Anm. 5.

(11) Jeanne Favret-Saada, *Die Wörter, der Zauber, der Tod. Der Hexenglauben im Hainland von Westfrankreich*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1979, 35. Mit der Fußnote: „Eine Konsultation ohne Wahrsagung ist sinnlos, denn die Hellseherin sieht nichts, und für den Ethnographen gibt es nichts zu verstehen.“ (39).

## zur Person

Erhard Schüttpelz, seit 2005 Professor für Medientheorie an der Universität Siegen, Promotion 1994 in Bonn mit einer Arbeit zur Sprachtheorie der rhetorischen Figuren, Habilitation in Konstanz 2003 mit einer postkolonialen Analyse der Überschneidungen von Wissenschafts- und Literaturgeschichte am Beispiel des modernen Primitivismus. Nächstes Buch: *Das Medium vor den Medien: Elemente einer Anthropologie* (Berlin 2022).



# Villa Vigoni

von Ina Schmied-Knittel



Zu den Aufgaben einer Lehrstuhlinhaberin gehören neben der reinen Lehre und Betreuung des wissenschaftlichen Nachwuchses, administrativen Gremientätigkeiten und zumeist unerquicklichen Verwaltungsaufgaben bekanntermaßen auch Drittmittelwerbungen. Die dafür notwendigen Antragstellungen sind zumeist aufwendig – und dennoch selten aussichtsreich. Zu viele Antragsteller:innen konkurrieren um zu wenige Mittel. So lag die Bewilligungsquote im geistes- und sozialwissenschaftlichen Forschungsbereich der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) beispielsweise 2019 bei knapp 25 %.

Ihre „Drittmitteltauglichkeit“ (DFG-Jargon) hat Sylvia Paletschek über all die Jahre mehr als bewiesen – und auch ich habe davon profitiert (siehe unten). Zunächst habe ich selbst Sylvia als erfolgreiche Antragstellerin und in der Folge auch als eine der Koordinator:innen der DFG-Paketgruppe „Gesellschaftliche Innovation durch nichthegegoniale Wissensproduktion. ‚Okkulte‘ Phänomene zwischen Mediengeschichte, Kulturtransfer und Wissenschaft, 1770 bis 1970“ 2013 kennengelernt. Hinter diesem Titelungetüm verbirgt sich – freilich äußerst versimpelt – die Frage nach der Bedeutung von Spiritismus, Okkultismus und Parapsychologie in der ‚Moderne‘ und nach dem kritischen, kreativen, der Zukunft durchaus zugewandten Potenzial solcher gleichermaßen religiös-weltanschaulichen wie grenzwissenschaftlichen Wissenssysteme für diverse gesellschaftliche Felder wie Kunst, Wissenschaft, Unterhaltung, Therapie u.v.m. Mit einem Forschungsprojekt über Parapsychologie in der DDR war ich einige Zeit assoziiertes Mitglied jener Forscher:innengruppe und kann an dieser Stelle meine Dankbarkeit äußern, Teil ihrer positiv herausstechenden akademischen Debatten- als auch fröhlichen Gesprächskultur gewesen zu sein.

Die Einstellung des DFG-Förderformats „Paketgruppe“ zum Ende der Projektlaufzeit erschwerte die Verlängerung der Forschungsgruppe und begrenzte deren langjährigen, immens produktiven und fruchtbaren Kooperationen und Arbeitstreffen auf von Restmitteln finanzierte Workshops. Auf solchen Arbeitstreffen fiel auch immer wieder der Name „Villa Vigoni“, verbunden mit einem sehnsuchtsvollen Raunen der Anwesenden. Zumindest derjenigen, die bereits schon einmal in der Villa Vigoni gewesen waren. Diese schwärmten vor den Nichteingeweihten von

einem gleichermaßen prestigeträchtigen wie exquisiten Tagungszentrum mit traumhafter Aussicht auf den Comer See und italienischer Vollpension während der gesamten Tagung, Wein zum Mittag- und Abendessen inklusive. (Abgesehen davon, dass im Falle der Bewilligung die tatsächlich entstehenden Fahrt- und Aufenthaltskosten erstattet werden.) Wenn es also mit der Verstetigung der Forschungsgruppe nicht klappt, dann doch wenigstens einmal gemeinsam zur Villa Vigoni! Eine Tagung – zumal am Comer See – könnte quasi als inoffizieller Abschluss und gefeierter Höhepunkt der Paketgruppe gelten und über deren drohendes Ende hinwegtrösten.

Jährlich schreibt die Villa Vigoni im Rahmen einer Vereinbarung mit der DFG ein Veranstaltungsprogramm zwischen Deutschland und Italien zur Förderung der Geistes- und Sozialwissenschaften aus. Kern dieses Programms sind die Villa Vigoni-Gespräche, intensive Debatten und Treffen, die sich bewusst von den üblichen Konferenzformaten unterscheiden und den kulturellen Austausch zwischen Deutschland und Italien fördern sollen. Geplant, getan: Erfolgreiche „Antragstellerin (deutsch)“ war Sylvia Paletschek, „Antragsteller:innen (italienisch)“ Alessandra Violi und Simone Natale. Das Thema: „Esoterische Interferenzen: Eine transnationale Geschichte des Okkulten in Deutschland und Italien, 1880 bis 1945“. Das Datum: 28.11. bis 1.12.2016. Der Ort: Villa Vigoni, Menaggio, Lago di Como.

Wunderbar bereits die Anfahrt per Zug in Panoramawagen der Schweizer Bahn. Und zweifellos war die Tagung als solche erfolgreich, gewinnbringend, fruchtbar, konstruktiv, ideenreich, gelungen. Doch was wirklich in Erinnerung bleibt, ist der Zauber des Tagungsorts. Er besteht aus einem Jahrhundert alten Gebäudeensemble verschiedener Villen, Herrenhäuser und Nebengebäude mit vollständig erhaltener historischer Ausstattung (und behutsamer Modernisierung), zahlreichen Kunstschätzen, einem entzückenden Park mit einem betörenden Seeblick, dazu beste Verpflegung, weinselige Abendunterhaltungen und musikalische Intermezzi (Laurens Schlicht am Flügel).

Statt eines wissenschaftlichen Tagungsberichts zur Erinnerung hier lieber ein paar Fotos, nicht nur als nostalgisches Andenken, sondern quasi als Blick zurück nach vorn. Denn irgendwo lauert bestimmt schon der nächste Antrag...

## zur Person

Dr. Ina Schmied-Knittel ist Soziologin und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Freiburger Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene e.V. (IGPP). Ihre Forschungsschwerpunkte sind die Beobachtung und Analyse gesellschaftlicher Diskurse über das Paranormale, die wissenssoziologische Untersuchung außergewöhnlicher Erfahrungen

(z.B. Nahtoderlebnisse), Forschungen zur Geschichte und Gegenwart des Okkultismus sowie allgemein zu wissenschaftlichen Heterodoxien und deren historische und gesellschaftliche Bedeutungen. Wie Sylvia Paletschek liebt sie das Mittagsangebot im „Geier“.



Der historische Speisesaal...



...und während der Konferenz



Sylvia Paletschek mit Christian Kassung/Berlin und Helmut Zander/Fribourg. Fotos: privat

# Noch alle Latten am Zaun? Beobachtungen zum Zaun als Sache und Symbol

von Anna Lux

Es gibt die Mauer, es gibt die Hecke, es gibt den Stacheldraht und den Graben. Sie alle haben die Funktion, Räume, Territorien, Grenzen zu markieren. Zeitgemäßer als ein Graben, stabiler als eine Hecke, aber auch durchsichtiger als eine Mauer ist der Zaun. Auch er hat, als Gartenzaun oder Umzäunung von Grundstücken, die Funktion, das Eigene vom Anderen zu trennen. Zugleich hat er aber einige Besonderheiten, um die es im Folgenden gehen soll.

I  
Ein Zaun besteht laut Definition aus Holz. Aber auch zu abgrenzenden Konstruktionen aus Eisen (korrekterweise Gitter) wird in der Alltagssprache „Zaun“ gesagt. Zäune entstanden in ländlichen Siedlungsräumen, die eine verstärkte Verdichtung erfuhren. Bis dahin war die Abgrenzung einzelner Gehöfte nicht nötig. Zäune wurden nur zur Begrenzung von Weideland verwendet (aber auch nicht immer).

Es gibt verschiedene Formen des Zauns: Der gute alte Maschendrahtzaun ist zwar ein bisschen in Misskredit geraten, aber eigentlich eine gleichermaßen funktionale wie transparente Version des Zauns, der zudem sehr flexibel in der Gestaltung ist. Er steht für sich, kann aber auch wild bepflanzt werden. Zudem gibt es den Jägerzaun, der dem Häuschen dahinter etwas Heimeliges, aber zugleich Wehrhaftes verleiht. Es gibt die hohen mondänen Zäune aus Metall mit verschnörkelten Spitzen, die gleichermaßen Wohlstand und Stil wie auch Abwehr symbolisieren sollen. Und es gibt bei all diesen Versionen eine unendliche Zahl von Varianten, die

uns etwas über ihre Geschichte erzählen können, aber auch darüber, was sie repräsentieren sollen.

Zäune können neben ihrer Funktion als Trennendes auch eine verbindende Dimension haben. Denn durch die Abgrenzung entstehen auch Überschneidungszonen als eigene soziale Räume. Man könnte sagen, erst durch die Abgrenzung kann auch Gemeinsamkeit entstehen: Apfelbäume, die auf die andere Seite wachsen, Himbeerbüsche, deren Ertrag und Pracht sich die Nachbarn teilen, der auf den Gartenzaun gelehnte Plausch zwischen Nachbarn als Erholung vom Umgraben und als Austausch von Neuigkeiten.

Interessant am Zaun ist jedoch nicht nur seine Funktion als Begrenzung und die Frage, wann der Zaun eigentlich geläufig wurde und ob es nicht auch eine Alternative im Sinne von Zaun-Verzicht geben kann. Interessant ist auch das Verhältnis des Zauns zu der umgrenzten Sache, insbesondere dem Haus. Beide können durchaus aus unterschiedlichen Zeiten stammen, und auch hier lassen sich überraschende Kompositionen beobachten.

II  
Leipzig, eine Stadt, die in den letzten Jahren von massivem Zuzug, räumlicher Verdichtung und allen damit verbundenen Folgen für Miet- und Immobilienpreise geprägt ist. Hier lässt sich beobachten, wie Gründerzeit- oder Jugendstilvillen verkauft und saniert werden, und wie dann im schroffen Gegensatz zum Gebäude ein Zaun errichtet wird, der, ja, nennen wir es ruhig beim

Namen, auf bemerkenswerte Weise hässlich ist: Zauntyp A ist der sog. Steinzaun, bei dem der Raum zwischen zwei Gitterhälften mit Steinen befüllt wird. Zauntyp B hat keinen mir bekannten Namen und ist eine Variante von Typ A. Hier wird ein Metallzaun mit Folie versehen, auf der Steine abgedruckt sind. Hier haben wir also ein altes, renoviertes Gebäude und eine betont neumodische, maximal auf die Wehr- und Abgrenzungsfunktion reduzierte Bezäunungsform, bei der der Zaun zur Mauer wird und bei der es ausschließlich darum geht, Blicke auszuschließen. Man möchte unter sich sein.

Daneben, manchmal im wortwörtlichen Sinne, gibt es Haus-Grundstück-Zaun-Konstellationen, die zwar ebenfalls auf Abgrenzung zielen, aber genauso auf die repräsentative Dimension des Zauns. Gemeint sind Grundstücke mit sanierten Stadtvillen, die ebenfalls mit neuem Zaun aufwarten. Doch greift dieser ausdrücklich den Charakter des Gebäudes auf, ist dessen Verlängerung quasi nach außen. Diese Zäune, häufig hoch und aus Metall, eher mehr als weniger schmuckvoll (und durchaus sichtbar teuer), sollen Authentizität, aber auch Wohlstand und Geschmack symbolisieren. Auch hier möchte man unter sich sein und man möchte gesehen werden – beides durch die Herausstellung des Wohlstands mittels Zauns.

In beiden Fällen wird in einen neuen Zaun investiert, der die ‚alte‘, nun sanierte Immobilie begrenzt. Dieser harmoniert in dem einen Fall ästhetisch mit dem Gebäude, im anderen bricht er mit der Einheit. In beiden Fällen aber ist der Zaun ein Statement zu seiner Umgebung und eine Investition in Grenzziehung.

III  
Ortswechsel. Falkensee, eine kleine Stadt nahe Berlin. Bei vielen der sanierten Einfamilienhäuser und Villen wurde der alte Zaun hier stehen gelassen. Dieser stammt häufig nicht aus der Zeit, in der das Gebäude entstanden ist (einige um 1900, andere bis in die 1930er und 1950er Jahre), sondern eher aus den 1970er Jahren. Durch diese Zäune aus der DDR lebt im Stadtbild eine Ästhetik und Funktionalität weiter, die in den dahinterstehenden Häusern teilweise nur noch in Spuren zu erkennen ist. Die Zäune erscheinen hier als Relikte und Aneignungen gleichermaßen. Sie repräsentieren die zukunfts-zugewandte Symbolik der DDR in den 1970er Jahren

– Sonnenstrahlen und moderne Muster, Leichtigkeit in der Linienführung Hand in Hand mit Funktionalität. Häufig sind sie individuell gestaltet, privat und aus Holz- und Metallresten (z.B. aus den Betrieben) gefertigt. Die Zaunhöhe ist eher kinds- als mannshoch. Es gibt viel Raum, viele Lücken.



Schutz, Tradierung, Lust am Werkeln – Zaundetail in Falkensee.

Diese Zäune sind Ausdruck jener spezifischen Mischung aus Eigenheimkultur und Mangelwirtschaft in der DDR. Ob die Zäune tatsächlich auch eine (kritische) Auseinandersetzung mit Gleichheitsimperativen darstellen, wie es etwas romantisierend in dem Buch „Zaunwelten“ heißt, dass die Mannigfaltigkeit und Kreativität der DDR-Zaunkultur in den Blick nimmt (1), mag dahin gestellt sein. In jedem Fall markieren diese Zäune als Überreste der DDR-Lebenswelt eine Form von eigensinnigem Umgang mit dem sozialen Bedürfnis nach Abgrenzung und Schutz (man hätte ja auch auf Zäune verzichten können), einer kulturellen Tradierung (ein Zaun gehört halt einfach hin, basta!) und der Lust am Werkeln Marke Eigenbau.

Fragen wir nach der Um- oder besser Weiternutzung der 70er-Jahre-Zäune heute, so hängt diese wesentlich mit ihrer ästhetischen Dimension zusammen. Die heutige Nutzung kann als Aneignung verstanden werden und korrespondiert mit einem Retrotrend, nach dem Gebrauchsgegenstände und Kleinmöbel made in GDR (von der Thermoskanne bis zum Couchtisch) seit einigen Jahren hip sind und Teil von Inneneinrichtungen werden.

Es scheint, als ob gerade am Rand von Berlin, wo ganz unterschiedliche Menschen leben – Alteingesessene und Neuzugezogene, unter letzteren Leute mit großstädtischer Sozialisation und klaren Visionen von einem kleinstädtischen Leben als Gemeinschaft, und Leute, die den Traum vom eigenen Eigenheim so schnell wie möglich (in Form eines Fertighauses, inkl. Zaun! und viel Kies) realisieren möchten – sehen wir auch sehr verschiedene Vorstellungen von (klein)städtischer Gestaltung.

In Falkensee, früher im Schatten der Mauer gelegen, heute eine der prosperierendsten Gemeinden der Region, treffen unterschiedliche Interessen sowie Vorstellungen von räumlicher Gestaltung und Nutzung aufeinander. Es entsteht ein Flickenteppich par excellence, der viel über die Dynamik und Rasanzen von Wandel und seinem architektonischen Niederschlag erzählt. Grenzziehungen finden natürlich auch hier statt, gerade weil der Raum knapp ist. Aber im Vergleich zu den oben genannten Beispielen (die gleichwohl nicht exemplarisch für die Stadt Leipzig stehen) gestaltet sich hier im Kleinstädtischen die Grenzziehung sichtbar flüder – im Hinblick auf die Vorstellungen

von Haben und Sein sowie auf Vergangenheit und Gegenwart.

#### IV

Einmal für den Zaunblick sensibilisiert, eröffnen sich immer weitere Beobachtungen. An manchen Stellen sind DDR-Zäune v.a. aus pragmatischen Gründen erhalten: Unpräzise, von Gebüsch teilweise verdeckt, umgeben sie beispielsweise die Höfe der kommunalen Schulen in Leipzig. An anderen Stellen sind sie hingegen verschwunden: In einem Dorf im mittleren Sachsen, umgeben von Feldern, mit alter Kirche und Schloss, ist entlang des gesamten Verlaufs der Hauptstraße kein einziger alter DDR-Zaun mehr zu finden. Stattdessen neue Zäune verschiedenster Couleur, gern auch die, oben beschriebenen, sich als Mauer generierenden Zauntypen. Folgen wir der Annahme, dass beim Hausbau/-umbau erst in das Haus, dann in den Garten, dann vielleicht in einen Carport und erst dann in einen neuen Zaun investiert wird (es sei denn, er ist morsch), dann scheinen hier die Dinge nochmal anders zu liegen als in den städtischen Beispielen: Entweder ist schon alles da und der Zaun war einfach dran. Oder der den Ort durchfließende Fluss hat in besonderem Maße für Morschness gesorgt, die einen Zaunersatz notwendig machte. Oder wir haben es hier in der sächsischen Provinz noch einmal mit anderen Vorstellungen von Sichtbarkeit und Durchlässigkeit und vom Umgang mit Erbe und Vergangenheit zu tun.

Es scheint, als wäre hier – zumindest zur Straße hin – die funktionale Dimension des Zauns zentral, Abgrenzung und Schutz des Eigenen. Eine Ästhetik, die auf das Dahinterliegende verweist (im Sinne von Harmonie oder Bruch, wie bei den Villen in Leipzig), scheint keine Rolle zu spielen. Ebenso wenig eine ästhetisch-spielerische Aneignung des Zauns als ein Erbe der DDR. Hier scheint vielmehr oft gelten: Ein Zaun ist ein Zaun. Und dies mag auch damit korrespondieren, dass man diesseits des Zauns selten jemanden sieht. Aus diesen Beobachtungen nun kausale Schlüsse zu ziehen über Formen des Miteinander (oder eben fehlenden Miteinanders) und die politische Kultur, wie etwa in der Fotostrecke in dem Band „Die lange Geschichte der ‚Wende‘“, greift zu kurz (2). Auch auf dem sächsischen Land ist das soziale Gefüge vielschichtiger und liegen die Dinge oft komplizierter als es auf den ersten Blick scheinen mag. Gehen wir nur von den Zäunen aus, so

Neugier und Entdeckerfreude als Zugang zur Welt. Foto: privat





verweisen sie – gerade auch im Vergleich mit den Beispielen oben – auf einen pragmatischen, stark gegenwartsbezogenen Umgang mit dem Zaun als Mittel der Abgrenzung.

## V

Die Beispiele zeigen: Ein Zaun ist keineswegs nur eine Abgrenzung. Er weist vielmehr unterschiedliche Dimensionen auf, dazu eine jeweils eigene, durch pragmatische Gegebenheiten bedingte Geschichte. Er hat eine symbolische Bedeutung, die je nach Zeit und Kontext unterschiedlich relevant sein kann. Und er hat gerade in einer vom Umbruch geprägten Gesellschaft wie Ostdeutschland eine historische Dimension. Denn der Zaun ist hier auch ein Relikt und ein Symbol der untergegangenen Ordnung. Und es wäre zu fragen, wann und warum er als erhaltenswert bewertet wird oder ein Austausch als notwendig erscheint. Wann und warum dem Zaun Historizität zugesprochen wird und wann er zu einem Accessoire wird. Es könnte lohnen, diese Fragen und die dahinterliegenden Vorstellungen vom Historischen in der Lebenswelt weiter zu erforschen. Bis dahin heißt es: Weiter beobachten und Zaungast-Sein – im besten Sinne.

### Anmerkungen

(1) Vgl. Nicole Andries/Mejken Rehder: Zaunwelten. Zäune und Zeitzeugen. Geschichten zur Alltagskultur in der DDR, Marburg 2005.

(2) Kerstin Brückweh/Clemens Villinger/Kathrin Zöllner: Die lange Geschichte der „Wende“. Geschichtswissenschaft im Dialog, Berlin 2020.

### zur Person

Anna Lux ist Historikerin in Freiburg und Leipzig. Nach ihrer Dissertation über die Geschichte der Germanistik hat sie mit Sylvia Paletschek zur Geschichte der Freiburger Parapsychologie gearbeitet. Im Moment erschließt sie im Projekt „Das umstrittene Erbe von 1989“ Geschichtsdeutungen zu 1989 und sog. Wendezeit in Romanen, Spielfilmen und Popmusik. Die Idee, über Zäune nachzudenken, entstand durch gemeinsame Spaziergänge, die nicht nur an den Zäunen vorbei, sondern immer wieder auch zu ihnen hin führten.

# Bond bleiben. Zum langen Leben einer populären Figur

von Thomas Schmidt-Lux & Monika Wohlrab-Sahr

James Bond gibt es schon ewig und wohl noch länger. 1953 erschien das erste Buch, 1954 lief eine erste TV-Verfilmung. 1962 startete dann aber die eigentlich berühmte Bond-Filmreihe, eröffnet mit „007 jagt Dr. No“. Doch nicht nur, dass die Filme schon so lange und immer wieder neu laufen: Sie waren zuletzt auch so erfolgreich wie nie zuvor. Zudem werden sie, nicht nur in Deutschland, von der seriösen Kinokritik ernstgenommen; um eine Besprechung des jüngsten „No time to die“ kam keine Tageszeitung herum. Wie schafft es eigentlich ein Format, über eine so lange Zeit so populär zu bleiben?

Das Nachdenken darüber verbinden wir mit einer zweiten Frage. Denn die kulturwissenschaftliche Analyse populärer Kulturprodukte – wie etwa von Filmen – wird durch Bond mindestens herausgefordert. Die Annahme, dass „populäre Kulturproduktion zeitgenössische Bedürfnisse artikuliert und befriedigt“ (Korte/Paletschek 2009: 14), ist zwar überzeugend. Aber, etwas naiv gefragt: Hat sich seit den 1950ern nicht zu viel geändert, als dass wir immer noch Bond-Filme schauen könnten? Die zweite Frage lautet also: Wofür stehen die Reihe und die Filme? Wir versuchen hier eine Antwort. Das alles wird zugegeben knapp, oberflächlich und cursorisch, aber hoffentlich schön zu lesen. Ein bisschen also wie Bond.

### Simmel, Leben und Form

So wie Bond in jedem Film mit speziellen Hilfsmitteln und Waffen ausgestattet wird, so

bewaffnen wir uns auch, und zwar mit Georg Simmel. Seine Schriften zum Wandel der Kulturformen scheinen uns hilfreich, das Problem der Dauerhaftigkeit von 007 zu umreißen. In diesen Schriften nämlich entwickelt Simmel die Unterscheidung von Leben und Form. Wir machen es kurz mit der Begriffserklärung – auch Bond hielt sich nie lange mit Instruktion auf.

Beginnen wir beim Begriff des Lebens. Dieser steht bei Simmel für alle inneren Vorgänge des Menschen: für sein Denken, sein Fühlen, seine Emotionen. Das Leben ist also eine schöpferische Instanz. Um sich jedoch auszudrücken, muss dieses Leben sich eine Gestalt geben. Dies geschieht wiederum über Formen, genauer: über Kulturformen. Kultur ist somit das Ergebnis eines Prozesses, bei dem sich das Leben in Kulturformen übersetzt.

Inneres Leben und Kulturformen sind jedoch von einem dauerhaften Widerspruch gekennzeichnet. Zum einen drückt jede Form das innere Leben nur in ungenügender Weise aus. Begründet liegt dies u.a. in der notwendigen Starrheit jeder Form. Man kann sich dies daran verdeutlichen, dass sich kein Gefühl einfach in Worte fassen lässt, kein Gedanke umstandslos in Sätzen niedergeschrieben werden kann.

Vor allem aber ist das Leben in dauernder Veränderung; es bringt stets Neues hervor. Dieses Neue hat nun die Wahl, sich in bestehenden Kulturformen auszudrücken – oder eben neue zu erschaffen. Selbst wenn das Bestehende aber für den Moment ausreichend sein mag: Über kurz oder lang, so Simmel, müssen alle bestehenden Formen

immer wieder beiseite geräumt werden, und neue treten an ihre Stelle. Die Formen werden dem Leben immer wieder zum „Gefängnis“: „Zwischen dem immer weiter flutenden, mit immer weiter greifender Energie sich ausdehnenden Leben und den Formen seiner historischen Äußerung, die in starrer Gleichheit beharren, besteht unvermeidlich ein Konflikt, der die ganze Kulturgeschichte erfüllt, obgleich er natürlich streckenweise latent bleibt“. Keine Kulturform ist somit von Dauer; das sich also immer wieder neu entwickelnde Leben bringt immer wieder neue Ausdrücke hervor; das Kulturelle ist in einem dauernden Wandel begriffen.

## Konstanzen

Nimmt man nun diese beiden Ideen von Leben und Form und begibt sich damit ins Bond-Universum, kann man erst einmal die ganzen Kontinuitäten der Reihe erfassen. Wieland Schwanebeck spricht von einem regelrechten „Baukasten“, aus dem alle Filme immer wieder zusammengesetzt seien. Am deutlichsten ist das beim Plot der Filme. Das Setting von Figur und Geschichten kann sicherlich als stabile Simmelsche Form verstanden werden: Anfangs ergibt sich ein Problem, das nicht groß genug sein kann und in der Regel die ganze Welt bedroht, meist ausgelöst durch einen Superschurken mit seltenem Namen, dessen Wirkstätte oft auf einer schwer zugänglichen und hermetisch gesicherten Insel im Meer liegt. Zur Lösung greift der britische Geheimdienst, mitunter in Kooperation etwa mit der CIA, auf seinen Geheimagenten 007 zurück, der dann die ganze Sache mehr oder minder geradlinig, obgleich manchmal auch erst sieben Sekunden vor Schluss, erledigt, und es dabei gerade noch rechtzeitig schafft, von der explodierenden Insel zu flüchten (1).

Unterwegs, auch das ein festes Element der Form, ereignen sich allerlei Begegnungen mit Frauen. Auch hier gab es, wenigstens lange Zeit, feste Muster in der Abfolge: erst eine Frau, der Bond zugetan ist, die aber – wie in der Oper – zwangsläufig stirbt; dann tritt eine Gegenspielerin auf, mit der sich nicht selten auch ein sexuelles Abenteuer verbindet, und schließlich eine neuerliche Geliebte, mit der er dann nach erfolgreicher Mission noch ein wenig im Schlauchboot knutscht. Leinen gekappt bis zur nächsten Folge. Die unterstützende, für den Flirt, aber niemals für mehr taugliche Miss Moneypenny nicht zu vergessen.

Ein festes Formelement ist in den Filmen auch die futuristisch wirkende Technikausstattung, über die der Agent verfügt, manifestiert in einem Auto, das nicht nur fahren, sondern auch schwimmen, fliegen und schießen kann, und einer ebenso vielseitig waffentauglichen Uhr, konterkariert durch einen Oldtimer-Sportwagen, in dem sich den angenehmeren Seiten des Lebens frönen lässt. Oft eher im Hintergrund bewegt sich der bescheidene, zuletzt jüngere und damit die nächste Generation verkörpernde Herr und Entwickler dieser Technik, die natürlich immer stärker ins Computerzeitalter vorrückt.

Zur Form gehören ebenso die zahlreichen, aber immer attraktiven Locations: meist Hauptstädte mit ikonischen Gebäuden oder beliebte Urlaubsdestinationen; Bond ist ein früher Globetrotter und Influencer, was das Finden von Postkartenmotiven angeht. Er ist ein Lebemann, geneigt, Hierarchien zu umgehen, zugleich ohne große Philosophie oder Theorie über die Welt, mit der er seine Umgebung oder gar das Publikum belästigen würde.

Insgesamt ergibt das die Konstanz der Reihe bzw. macht sie erst zu einem zusammenhängenden Ensemble. Auch wenn die Reihenfolge der Verfilmungen keine chronologische Erzählung ergibt, gibt es doch zahlreiche Wiedererkennungseffekte; selbst bei Neu-Auflagen wie derjenigen mit Daniel Craig, die Schwanebeck zu Recht als „bisläng radikalste Zäsur der Reihe“ einordnet, wird mit dem Wissen der vorherigen Filme gerechnet und werden zentrale Elemente und Personen fortgeführt. Die Grundformel ist zugleich die Herausforderung für jeden neuen Film: eine vorhersehbare Geschichte immer wieder neu zu erzählen und diese dazu visuell eindrücklich darzubieten.

Unterstützt wird das durch die Filmmelodie, die seit den 60er Jahren unverändert ist und durch die im Vorspann der Filme gezeigten Silhouetten von Frauen, Männern, Kraken und anderen Wesen, die sich zwar im Inhalt verändern, in der „coolen“ Form aber unverkennbar bleiben.

## Wandel

Wie aber kann diese Form so stabil bleiben? Wo bleibt das Leben, das sich doch immer neu ausdrücken will? Denn immerhin sind die Menschen, die die Bond-Filme heute machen, doch nicht mehr die gleichen wie noch 1962, und auch das Publikum, das offenbar weiter Gefallen findet, ist ein anderes. Wieso gibt es aber weiterhin (erfolgreiche!) Bond-Filme?

Sicherlich: Auch die Bond-Filme von heute sind nicht identisch mit denen aus den 60er Jahren. Im Erzähltempo, den Actionszenen und dem Grad der Technisierung unterscheidet sich „No Time to Die“ massiv von „Dr. No“. Offensichtlich ist auch eine neue Politik, was die Besetzungen zentraler Rollen angeht: Bonds Vorgesetzter M war zwischenzeitlich eine Frau, Moneypenny und im letzten Film die Nachfolgerin von 007 werden von schwarzen Darstellerinnen gespielt. Bonds langjähriger CIA-Kollege Felix Leiter ist mittlerweile ebenso schwarz; im Gegenzug ist dessen trotteliger (und sich als Feind entpuppender) Assistent jetzt weiß.

Entscheidender für die gelungene Transformation ist aus unserer Sicht aber etwas anderes: Während – wie oben gezeigt – die Grundform „Bond-Film“ zwar über die Zeit unverändert blieb, wurde an der Form „James Bond“ einiges verändert. Bond als Person muss dabei als eine Art Form in der Form verstanden werden; und diese Unterform wird teilweise deutlich verändert. Soziologisch gesprochen, wird also über die Jahre und vor allem in den Filmen der Craig-Ära am Habitus von Bond gearbeitet. Die Rede vom Habitus meint ja ganz grundsätzliche Arten und Weisen

des Denkens und Handelns, die in unterschiedlichen Situationen immer wiederkehrend sind und in dieser Wiederkehr die Struktur reproduzieren. Genau hier lassen sich die wohl entscheidendsten Veränderungen ausmachen, die über die Zeit in den Bond-Filmen feststellbar sind: Bond wird über die Zeit empfindsamer, empathischer und in gewisser Weise sozialer.

Deutlich wird das vor allem im Geschlechterverhältnis. Über die Filme hinweg rückt Bond ab von seiner, letztlich Frauen nur konsumierenden Art. Zwar ist sein Umgang mit Frauen weiterhin nicht konfliktfrei, durchaus konkurrierend und immer latent oder manifest sexualisiert. Aber er schlägt ihnen schon lange nicht mehr plump auf den Hintern wie einst Sean Connery in „Goldfinger“, und überhaupt ist die Geschlechterordnung à la Bond kaum noch so hierarchisch, Frauen abwertend und auf Sex reduziert wie lange Jahre zuvor, als die Frauen in den Filmen nur ein „Level waren, das durchgespielt werden muss“ (Schwanebeck).

Doch nicht nur das: Bond will neuerdings eine ernsthafte Beziehung eingehen und dafür sogar seinen Job quittieren! Diese seltsame Idee hatte er zwar zwischenzeitlich schon einmal. Aber kurz vor Ende des Filmes „Im Geheimdienst Ihrer Majestät“ (1969) wurde die Auserwählte dann doch noch (rechtzeitig) von Blofelds Gehilfin erschossen. Frei nach Alexander Kluge: „In jeder (Bond-)Oper stirbt eine Frau.“ Der gegenüber dem Habitus abtrünnige George Lazenby spielte den Bond dann auch nur einmal.

Doch bei Daniel Craig gewinnt das alles ganz ernsthafte Züge. Schon in „Casino Royale“ kündigt



Eine der ganz seltenen Szenen, die in Bonds eigener Wohnung spielen, finden wir in „Dr. No“ von 1962. Eine Verehrerin erwartet ihn bereits und vertreibt sich die Zeit mit Minigolf.

er und will mit Vesper Lynd offenbar ein bürgerliches Leben führen; quasi weiter wie bisher auf mondänen Reisen, nur ohne Job. Doch auch Lynd kommt um und hat ihn vorher noch (scheinbar) betrogen. An seiner unerfüllten Liebe zu Lynd hat Bond im Grunde über die nächsten fünf Filme hinweg zu kauen. Doch rechtzeitig verliebt er sich in „Spectre“ und „No Time to Die“ neu, und nun soll es wieder etwas Ernstes sein; eine Beziehung mit Madeleine Swann inklusive Kind (!!!). Eine Konstellation, die die Figur auf den Kopf stellen würde. Und man könnte schließen: die letztlich das Ende des Bond-Habitus und damit wohl auch der Bond-Reihe zur Folge hätte.

Dass auch dieses Mal keine Hochzeit stattfindet, hat Gründe, die wir hier nicht verraten wollen. Worum es uns bei all dem aber geht: Bonds Habitus transformiert sich in einer seiner zentralen Dimensionen, seiner Auslegung von Männlichkeit. Weiterhin will er Mann sein, weiterhin gehört dazu eine Frau (2). Er wird also, deshalb auch die Rede vom Habitus, nicht ein gänzlich anderer; er bleibt ein Mann, er bleibt ein Draufgänger, er bleibt sexualisierter Genussmensch, aber er wird deutlich weicher und sensibler, denkt Beziehungen langfristiger, insgesamt im Hinblick auf das Geschlechterverhältnis deutlich zeitgemäßer. Das geht einher mit grundsätzlicher Empathie, die er anderen gegenüber aufbringt, man sieht dies beim Tod von M und bei dem von Felix Leiter. Er hat sich über die Folgen hinweg in gewisser Weise ‚aus Versehen‘ an Andere gebunden und dann doch Beziehungen aufgebaut, die nun mit dem Leben eines Einzelgängers mit der *License to kill* kollidieren.

Zugleich entspricht dieser Wandel seines Habitus in bestimmter Hinsicht den Gleichheitsimperativen unserer Zeit. Und so gelingt es über den Wandel der Unterform Bond, die Gesamtform Bondfilm über die Jahre und über alle Anfechtungen des Simmelschen Lebens hinweg zu erhalten. Aber bleibt dieser Bondfilm dann noch ein Film über Bond?

## Gefahren

Wenn all das auch nach einem gelungenen Spagat zwischen Konstanz und Veränderung, quasi wie das Ende eines Bond-Films selbst klingt, ist es ganz so einfach dann doch nicht. Denn klar ist auch, dass, mit Simmel gesprochen, das Leben sich nicht zu sehr in die Bond-Form einschreiben darf. Drohen würde dann das worstcase-szenario, dass das Ganze nicht mehr als Bond erkennbar wäre. Dass Bond sich in jedem Film neu vorstellt, ist ja gewissermaßen kontrafaktisch: Man weiß ja, wer er ist; würde dies zu einer echten Erklärung der Person, wäre das das Ende der Reihe.

Darin besteht die eigentliche Herausforderung bei solchen Serien, nicht nur bei Bond: Die Figur muss sich ändern können, ohne aber eine ganz neue zu werden; sie muss durchaus stabil bleiben, auch aus ökonomischen Gründen. Wenn die Unterschiede gegenüber zahlreich existierenden anderen Helden verschwimmen, stürzt die gesamte Konstruktion zusammen.

So gesehen könnte man auch sagen, dass es der Abschluss der Craig-Reihe übertrieben hat, der Film als ein Bond-Film misslungen ist, jedenfalls die

letzte Stunde und sein Ende. Denn wie bitte soll man sich einen Bond in einer Ehe, noch dazu mit Kleinkind, vorstellen? Hier wird die Arbeit am Habitus überzogen; die Arbeit an der Figur sprengt im Grunde die Form des Bond-Films; hier soll Leben hinein, das die Form nicht aushält. Arbeit am Habitus ist schon im Leben außerhalb von Filmen schwer – und im Film selbst offenbar kaum leichter. Dass dieser Bond – anstelle des obligatorischen Todes der Frau – am Ende sterben muss, scheint dann fast zwangsläufig. Ende des weißen Macho-Agenten, Ende der Figur, Ende der Serie? Kann jetzt als Nachfolgerin nur eine schwarze Amazonen-Frau kommen, die im Film ja schon bereitsteht, wenn sie auch zuvorkommend (vorerst) in die zweite Reihe tritt?

## Fazit

Für den Moment können wir also festhalten: Weder ist die Bond-Reihe ein „Spiegel ihrer Zeit“, noch bleibt sie unbeeindruckt vom kulturellen Wandel der letzten Jahrzehnte. Filmanalyse lohnt, und überraschenderweise hilft dabei Georg Simmel. Mit ihm wird deutlich, dass wir auf mehr schauen müssen als allein auf die Form Bond-Film. Innerhalb dieser lässt sich dann deutlich mehr Entwicklung entdecken, als es die scheinbar überzeitliche Dauer der Reihe erwarten lässt; erst in der Trias von Form, Habitus und Figur erschließen sich stabile Strukturen und überraschend flexible Evolutionen – mitsamt ihren Gefahren. Aber wäre James Bond ein

moderner Personal Coach, würde er sagen: Gefahren sind ja nur Chancen.

Doch wie soll das nun weitergehen mit ihm und der Reihe, nach dem wohl unwiderruflichen Abschied von Daniel Craig? Ein schwarzer Bond? Eine Frau gar, wie schon im letzten Film probiert? Oder gleich eine Doppelspitze? Wenn wir einen Tipp geben dürften, ginge der in die Richtung: Nicht zu sehr dem Leben gefallen wollen, sondern lieber auf die Form achten. Sozial kompetent, achtsam, nett zu Kindern und auf die Altersvorsorge bedacht sind wir doch alle selbst schon genug; im Kino könnte eigentlich etwas anderes laufen.

## Anmerkungen

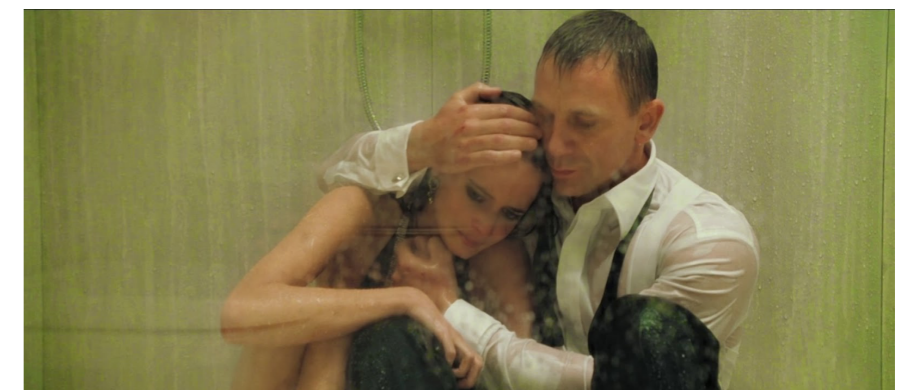
(1) Umberto Eco identifizierte einmal – in einem bemerkenswert frühen Text von 1966 – neun wiederkehrende Konstellationen, aus denen sich alle Bondfilme zusammensetzen würden.

(2) Doch selbst diese Verhältnisbestimmung bekam in „Skyfall“ schon leichte Risse, als Bond die körperlichen Avancen seines Gegenspielers Silva („Well, first time for everything!“) nicht einfach plump abwies: „What makes you think this is my first time?“



Die Silhouetten von Frauenkörpern sind wichtiges Form-Element in vielen der berühmten Film-Vorspannen (hier am Beginn von „Goldfinger“ von 1964).

Eine Szene aus dem ersten Craig-Bond „Casino Royale“. Nicht nur ist Bond hier als Filmfigur selten empathisch; Daniel Craig bewahrte seine Kollegin Eva Green wohl auch davor, in dieser Szene nackt auftreten zu müssen.



## Literatur

Korte, Barbara; Paletschek, Sylvia (2009): Geschichte in populären Medien und Genres. Vom historischen Roman zum Computerspiel. In: Dies. (Hrsg.): History goes Pop. Zur Repräsentation von Geschichte in populären Medien und Genres. Bielefeld: transcript, S. 9–60.

Schwanebeck, Wieland (2021): James Bond. Stuttgart: Reclam.

Simmel, Georg: Der Konflikt der modernen Kultur (1999 [1918]). In: Ders.: Gesamtausgabe. Band 16. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 181–207.

Simmel, Georg: Wandel der Kulturformen (2000 [1916]). In: Ders.: Gesamtausgabe. Band 13. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 217–223.

## zu den Personen

Monika Wohlrab-Sahr und Thomas Schmidt-Lux arbeiten in Leipzig am Institut für Kulturosoziologie. Sie teilen ein Faible für klassische Theorien (hier: Simmel) und für populäre Kultur (hier: Bond, sonst Rolling Stones oder ähnliches). Im besten Fall verbindet sich beides. Verbunden fühlen sich beide auch mit Sylvia Paletschek, sei es über gemeinsame Forschungsprojekte zur DDR und ihrem Nachleben (Stichwort: Erbe89) oder ganz grundsätzlich (Stichworte: Wein, Musik, Maultaschen).

# Nachempfundenenes. Emilie B. an Sylvia P., versehen mit aktuellen Kommentaren

von Cornelia Rauh, Sylvia Schraut & Beate Wagner-Hasel

*Dieser Text enthält rassistische sowie olfaktorisch problematische Sprache und andere Formen von Diskriminierung, welche die Lebenswirklichkeit zu Emilie Büchers Zeit widerspiegeln und heute immer noch existieren. Sensible Leser\*Innen können kritische Stellen bei der – in solchen Fällen anempfohlenen – digitalen Lektüre einfach überspringen. Problematische Textpassagen wurden von der (Autorinnen-)Redaktion (mit \* zu Beginn und # am Ende) gekennzeichnet.*

Liebe Sylvia,

wie ich erfahren habe, warst Du es, die der Biographin meines Karls Sütterlin beigebracht hat, so dass sie meine Briefe lesen konnte. Ich habe wirklich gestaunt, wieviel sie über mich geschrieben hat, obwohl es doch eigentlich um Karls Arbeit ging. Das hat mich sehr gefreut. Deshalb wende ich mich heute an Dich. Ich habe nämlich so einige Fragen und Kommentare.

Ich verstehe nämlich nicht, warum diese schöne altdeutsche Schrift aufgegeben wurde; Karl hat sich auch immer dagegen verwahrt, dass seine Bücher nicht mehr in Fraktur gesetzt werden sollten. Ich bin ja nicht gegen Neuerungen eingestellt; das Büchsgemüse zum Beispiel fand ich großartig. Die Spargelschälerei war immer so eine Plackerei; darauf habe ich gerne verzichtet und Karls Gästen Spargel aus der Dose vorgesetzt. Büchsenbohnen sind auch sehr gut. Die habe ich für unsere Studentenabende genommen, zu denen *Junge Leute aus aller Herren Länder* kamen, *\*ein echter Japaner mit europäischer*

*Kleidung aber geschlitzten Augen sogar#.* Ich hatte immer meinen Spaß bei diesen Besuchen, *aber Karl, der eben immer viel zu thun hat, macht meist ein etwas unglückliches Gesicht bei diesen Verdauungsvisiten, weil sie ihm seine kostbare Zeit nehmen.* Nun gut.

\*Auch die Einführung des Wasserclosets fand ich wunderbar. Karl hat sich ja immer für die Schwemmkanalisation mit dem reinlichen W.C. eingesetzt, aber es hat gedauert, bis er es bei uns einbauen ließ. Mein Vater war ja eher für die Tonnenabfuhr und hat im *Verein zur Reinhaltung des Wassers, des Bodens und der Luft* sehr dafür gestritten. Ich bin froh, dass sich Karl durchgesetzt hat mit seiner Ansicht. Wie das gestunken hätte.#

Du hast also noch Sütterlin beherrscht und konntest es weitergeben. Sehr schön. Ob Karl sich allerdings über seine Biographin gefreut hätte, na, ich weiß nicht so recht. Seine Enkelin ist ja Ärztin geworden. \*Das mag noch hingehen. Das ist ja ein pflegender Beruf mit einer mütterlichen Seite. Aber dass nun eine Frau über einen Nationalökonomem schreibt und sich ein Urteil über Wirtschaftstheorie anmaßt, das ist doch arg.# (1) Immerhin verteidigt sie seine Meinung. Sie soll ja außerdem wie Karl auch im Journalismus gearbeitet haben; das hätte ihn vermutlich gefreut. Aber dass sich so gar kein gestandener Historiker gefunden hat für seine Biographie? Meine Schwester Mathilde sagt, ein Mann hätte sicherlich nichts über Karls Ehefrau geschrieben; da hat sie wohl recht. Der zweifellos männliche Verfasser eines Wikipedia-Artikels über Karl Bücher hat mich denn auch mit keinem Wort erwähnt. Mathilde hat sich besonders über den

Abdruck ihrer Bilder gefreut, die sie von mir gemalt hat.

Es ist ja so viel passiert, seitdem ich nicht mehr unter den Lebenden weile. Dass Frauen studieren können, habe ich ja schon zu Lebzeiten mitbekommen, \*aber dass sie nun auch auf dem Katheder stehen, da, wo Karl so eine gute Figur machte, und sogar Vizerektor werden, das ist schon befremdlich#. Ich erinnere mich noch mit Freuden an den hübschen Pelz, den Karl bei der Wahl zum Rektor trug, echtes Hermelin. So etwas Hübsches habt Ihr ja nicht mehr. \*Und ich weiß auch nicht, ob eine Frau so gut darin aussehen würde. Es fehlt uns Frauen doch die Stattlichkeit – Gott Lob, würde ich sagen. #

Wie ich gehört habe, Sylvia, hast Du mit Deinen Kolleginnen in Süddeutschland auch so ein Kränzchen (allerdings für Damen) eingerichtet, wie es Karl mit seinen Kollegen pflegte. Was treibt Ihr da so, und was machen Eure Gatten unterdessen? Das Leipziger Herren-Kränzchen ist ja sehr berühmt geworden, weil es für neue Methoden stand. Eures auch? Und habt Ihr auch so einen schönen Namen, Päonie? Ich weiß gar nicht, wie Karl auf die Pfingstrose gekommen ist. Oder vielleicht war es auch sein Namensvetter, der Historiker Lamprecht oder der Geograph Friedrich Ratzel oder gar der Psychologe Wilhelm Wundt? Die Herren waren ja oft bei uns und ich habe mich mit den Damen getroffen. Nur Mathilde Lamprecht war nie dabei. \*Sie war ja bereits in der Irrenanstalt, als wir 1892 nach Leipzig zogen. # *Die böse Welt sagt, sie sei schon als Mädchen krank gewesen, \*er hätte sie doch geheirathet, da sie keine weiteren Vorzüge hatte als vermögend zu sein#. Mich dauert er namenlos, er hat zwei reizende kleine Mädchen; eine Freundin seiner Frau besorgt den Haushalt. Unser Friedi mochte Lamprecht sehr; er hat bei ihm Vorlesungen gehört.*

Die Liebeswürdigkeit selbst ist meine Freundin Sylvia, eine Namensvetterin von Dir, die auch an meinem Kränzchen teilnimmt. Sie kündigt immer an: „Heute esse ich zwei Stück Kuchen“, ein Vorhaben, dass sie nie verwirklicht. Ich nehme es als Kompliment. Ich koche ja nicht gerne, aber die Kuchenbackerei macht mir Spaß. Als meine Eltern nach Graz zogen, wurde Apfelstrudel mein Lieblingskuchen; die Österreicher verstehen halt was vom Genießen. Viktoriatorte mag ich auch sehr gern. Ein köstlicher Schokoladenkuchen mit Himbeerguss. Er ist nach Viktoria, „Kaiserin-

Friedrich“, benannt, obwohl ihn der Freiburger Konditor Gmeiner erfunden hat. \*Die Preußen-Gattin auf dem Hohenzollernthron ist nicht so mein Geschmack# (2); Karl haben sie in Berlin nicht haben wollen, obwohl ihn Schmoller doch so sehr für die Friedrich-Wilhelms-Universität empfohlen hat. Die Preußen nehmen ihm immer noch seine Tätigkeit bei der Frankfurter Zeitung übel. Dabei ist es doch so lange her und Karl ist gar nicht nachtragend. Er hat den Preußen längst verziehen, dass sie den 1870er Krieg angezettelt haben.

Sprecht Ihr auch so gerne über Einrichten und Wohnungsumzüge, oder sind für solche Themen eure Männer zuständig? Stell Dir vor, in unserem Kreis gibt es sogar eine Frau, die vier Wohnungen einzurichten und zu versorgen hat. *Unser ganzes Damenkränzchen hat einmal aus Schweinfurt Bauertruhen kommen lassen, bunt bemalt, sechs Mark und 80 Pfennige das Stück.* Ich wollte die steifen altdeutschen Blumenbouquets eigentlich übermalen, aber Karl war dagegen. Er ist ja in allen Einrichtungsfragen so konservativ und will nie etwas verändern. Dass er überhaupt die Truhe akzeptiert hat!

Wir reden natürlich auch über Hochgeistiges. Einmal hatten wir deshalb *ein bitterböses streitbares Kränzchen ... Wir sprachen von einem garstigen Buch \*über die ‚Inferiorität der Frauen‘# von Möbius (Nervenarzt).* Da schimpfte *Frau Volkerts, die offenbar solche Bücher à la Schopenhauer etwas gelesen hatte in letzter Zeit,* über die Bälle \*und die ausgeschnittenen Kleider der jungen Mädchen, die dort zu Markte geführt würden# ... *Die anderen Damen thaten aber so unschuldsvoll, als hätten sie noch nie so etwas gehört u. waren sehr vergrätzt, da sie alle Töchter haben.* \*Gottlob haben wir nur einen Jungen#, der sich seine Frieda selbst ausgesucht hat. Sie ist seine Cousine und hat ja lange Jahre bei uns im Haushalt gelebt. Da hatten sie Zeit, sich kennen und lieben zu lernen.

Über unsere Männer reden wir wenig. Eigentlich kann ich nur mit meiner Schwester Mathilde ernsthaft über Karl sprechen. So hat Karl nämlich einen großen Fehler. Nie will er verreisen. Es ist so furchtbar schwer, ihn dazu zu bewegen, die Arbeit einmal ruhen zu lassen. Als er für Adolph Wagner in Berlin einen Vortrag halten sollte und auch noch weitere Berliner Vortragseinladungen angenommen hatte, obwohl wir eigentlich nach Rom reisen wollten, schlug ich ihm vor, die Rede zu Ehren

Wagner's einfach abzusagen. Jeder vernünftige Mensch wird das thun. Aber er wollte nicht und meinte, er könne die Vorträge vor der Reise präparieren. Aber ich kenne ihn: Mit dem Vorbereiten für die Berliner Vorträge wird es doch nichts, da er ja die Eigenschaft hat, seine Vorträge erst in letzter Minute zu machen. Er sagt immer, vorher fehle ihm die Inspiration dazu. Erwähntest Du nicht einmal eine befreundete ehemalige Tübinger Kollegin, die dieselben Marotten hat und die schon einmal auf der Urlaubsfahrt mit ihrem Mann nach Polen noch die Inspiration des Hotelzimmers in Görlitz brauchte, ehe sie ihren Beitrag fertigstellen konnte? Ich sehe schon, die ganze Reise wird von der Last der Vortrags-schreiberei überschattet sein. Was gäbe ich darum, wenn er wie eine uns beiden bekannte Dame von sich sagen könnte: „eigentlich bin ich faul“. Das macht das Leben so viel freudvoller. Aber ich ärgere mich nicht. Das *macht alt und häßlich u. nützt nichts*, hat meine Schwester Mathilde immer gesagt. Recht hat sie.

Karl möchte Dir auch noch ein paar Zeilen schreiben ... zu Deinem Artikel über Kinder, Küche, Kirche.

Ich verbleibe derweil mit allen guten Wünschen für freudvolle faule Jahre im Ruhestand,

Deine Emilie Bücher geb. Mittermaier, verstorben 1909 in Leipzig.

Schöne Grüße auch von den Damen meines Kränzchens Conny R., Sylvia Sch. und Beate W.-H. (3)

## Anmerkungen

(1) Einwände, solche Auffassungen, wie Du sie ja u. a. in Deinem Artikel „Kinder, Küche, Kirche“ historisch erklärst, seien mittlerweile überholt, liegen nahe. Doch für dessen Neuauflage hier ein Hinweis:

Zu ihrem 60. Jubiläum am 10.6.2021 berichtete die ARD-Sendung „Panorama“ über folgende Reaktion, als die Moderatorin Anja Reschke in ihrer Ansage zwei gegenderte Wörter verwendete. Zuschauer Ludwig Briehl (73, Akademiker, verheiratet, drei Kinder) habe der Redaktion eine E-Mail gesandt und sich „ernsthaft gefragt“, „ob jede geistige

Tieffliegerin bei der ARD machen kann, was sie will. Von Frau Reschke habe ich schon lange die Meinung, dass sie nur über eine intellektuelle Minimalkonfiguration verfügt.“ Die Panorama-Redaktion gewann Briehl anschließend dafür, sich einem Gespräch in den eigenen vier Wänden zu stellen. Nach kurzem Vorgeplänkel kam der Mann aus dem deutschen Südwesten, der sich als Kritiker von Kanzlerin Angela Merkel bezeichnete und vermutete, deren Politik werde angeblich von Panorama von Kritik verschont, weil Frauen eine Frau nicht kritisierten, zur Sache. Zum Gendern erklärte er: „Sagen wir mal so, dass [sic] Minister\*innen, das ist ja irgendwo eine weibliche feministische Sicht der Dinge, die ja, sage ich jetzt mal, im realen Leben keinen Bestand hat.“

Anja Reschke: „Finden Sie, dass Frauen nicht so mitspielen sollten?“

Ludwig Briehl: „Wenn ich jetzt mal fragen würde Frau Reschke, wenn Sie sich dieses Haus [Briehls Einfamilienhaus] angucken, die Mauern, die Fenster. Was davon hat eine Frau gemacht? Wenn Sie rausschauen auf die Straße. Was unter der Straße liegt, Strom, Gas, Wasser, was davon hat eine Frau gemacht?“

Anja Reschke: „Wenn ich Ihnen jetzt zuhöre, dann haben Frauen nichts davon geleistet. Oder leisten Frauen nicht genug?“

Ludwig Briehl: „Schiffe? Bauen Frauen Schiffe? Denken Sie mal an die Windkraftträder. Wer baut denn die auf? Wer stellt die Masken? Wer hängt die Rotoren dran? Wer macht den Motor an? Machen das die Frauen?“

Anja Reschke: „Und warum machen das die Frauen nicht?“

Ludwig Briehl: „Weiß ich nicht, das ist Entscheidung der Frauen. Es ist doch auch Ihre Entscheidung, hier zu sitzen und nicht Autos zu reparieren oder irgendwie so. Da brechen einem halt die Fingernägel ab, weil man so Sachen macht. Es sind doch, was ich sagen will, es sind doch im Prinzip die Frauen, die sich aus ganz, ganz weiten Bereichen des Lebens total raushalten.“

Protokoll der Panorama-Sendung: [www.daserste.ndr.de/panorama/archiv/2021/panorama12706.pdf](http://www.daserste.ndr.de/panorama/archiv/2021/panorama12706.pdf) (Zugriff: 5.12.2021), die auch

audiovisuell verfügbar ist: [www.ardmediathek.de/video/panorama/60-jahre-panorama-noch-lange-nicht-genug/das-erste/Y3JpZDovL25kci5kZS9iOWlxMjxkNy1mMGZILTQ5MGlTYjQ4Yi0xMzQ3YjFjMzE0Nzk/](http://www.ardmediathek.de/video/panorama/60-jahre-panorama-noch-lange-nicht-genug/das-erste/Y3JpZDovL25kci5kZS9iOWlxMjxkNy1mMGZILTQ5MGlTYjQ4Yi0xMzQ3YjFjMzE0Nzk/) (Zugriff: 5.12.2021).

(2) Hier hat die Redaktion zu bedenken gegeben, dass ein Abdruck dieser Zeilen womöglich juristische Auseinandersetzungen nach sich ziehen könnte. Eine beachtliche Zahl von Historikerinnen und Historikern sehen sich wegen ähnlich kritischer Äußerungen über Angehörige des Hauses Hohenzollern – allerdings bisher nur männlichen Geschlechts – bereits mit Klagen konfrontiert. Vgl. die Hohenzollern-Klage-Wiki des Verbands der Historiker und Historikerinnen Deutschlands e.V.: „Die Klagen der Hohenzollern – eine Dokumentation“. <https://wiki.hhu.de/spaces/viewspace.action?key=HV> (Zugriff: 5.12.2021). Im Vertrauen auf Meinungs- und Wissenschaftsfreiheit wurde Emilien's Geschmacksurteil über die „Kaiserin Friedrich“ hier dennoch zitiert.

(3) Von wegen Datenschutz, der ja in Eurer Zeit die Historiker so behindert, das sagt jedenfalls Karl, lasse ich die Nachnamen weg.

### zu den Personen

Prof. Dr. Cornelia Rauh hat in Heidelberg, Bonn, Tübingen und Stuttgart studiert. Sie wurde 1989 in Tübingen promoviert, anschließend war sie Geschäftsführerin des Projekts „Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Südwestdeutschland 1933-1945“ und schließlich – gemeinsam mit Sylvia Paletschek – Assistentin am Lehrstuhl Langewiesche. 2001 habilitierte sie sich an der Eberhard-Karls-Universität. Die Habilitationsschrift, für die sie 2003 mit dem Preis der Gesellschaft für Unternehmensgeschichte ausgezeichnet wurde, erschien 2007: „Aluminium für Hitlers Krieg? Zur Geschichte der ‚Alusuisse‘ 1918-1950.“ Cornelia Rauh war 2003/04 Visiting Fellow der Princeton University NJ/USA. Sie ist seit 2005 Professorin für deutsche und europäische Zeitgeschichte an der Leibniz-Universität Hannover. Zu ihren Arbeitsschwerpunkten gehören Unternehmensgeschichte, die Zeitgeschichte des Wirtschaftsbürgertums, die Erfahrungsgeschichte beider Weltkriege sowie der Entnazifizierung.

Prof. Dr. Sylvia Schraut, Neuzeit-Historikerin im Ruhestand. Vorsitzende des Vereins Frauen&Geschichte Baden-Württemberg e.V., Mitglied der unabhängigen Aufarbeitungskommission für sexuellen Missbrauch im Bistum Speyer. Aktuelle Forschungsschwerpunkte: Frauen- und Geschlechtergeschichte, (Politische) Gewalt und Gender. Vielfältige gemeinsame größere und kleinere Forschungsprojekte im Zusammenhang mit Sylvia Paletschek im Themenumfeld Erinnerungskultur und Gender.

Beate Wagner-Hasel war von 2001 bis 2018 Professorin für Alte Geschichte an der Leibniz Universität Hannover. Sie ist Mitherausgeberin der Zeitschrift Historische Anthropologie und Verfasserin zahlreicher Studien zur antiken Kultur- und Wirtschaftsgeschichte sowie zur Geschlechter- und Wissenschaftsgeschichte: Matriarchatstheorien der Altertumswissenschaften, Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt 1992; Frauenwelten in der Antike, Metzler 2000 (hg. zus. mit Thomas Späth); Der Stoff der Gaben. Kultur und Politik des Schenkens und Tauschens im archaischen Griechenland, Campus 2000, engl. The Fabric of Gifts, Nebraska Lincoln Libraries 2020; Die Arbeit des Gelehrten. Der Nationalökonom Karl Bücher (1847-1930), Campus 2011; Alter in der Antike. Eine Kulturgeschichte, Böhlau 2012; Antike Welten, Campus 2017.

Tränendes Herz in Leipziger Hinterhof. Foto: pivat



# Danke

im Namen des  
AddF



Wir danken herzlich für jahrzehntelange Inspiration

Archiv der deutschen Frauenbewegung

*Julia & Tine-Höfer*

## zu den Personen

Mirjam Höfner, M.A., hat als studentische Hilfskraft am Lehrstuhl von Sylvia Paletschek gearbeitet, während sie Geschichte, Literatur und Sprachwissenschaft in Freiburg studierte.

Von 2014 bis 2017 war sie als wiss. Mitarbeiterin u. a. während Sylvia Paletscheks Vorstandsvorsitz in der Bundeskoordination des Arbeitskreises historische Frauen- und Geschlechterforschung e. V. tätig. Sie versteht sich als eine gebürtige Paletschekerin, arbeitet seit Juni 2020 im Archiv der deutschen Frauenbewegung (AddF) in Kassel und schreibt derzeit ihre Promotion zu Dorothee von Velsen bei ihrer Doktor-mutter Sylvia Schraut an der Universität der Bundeswehr München.

Kerstin Wolff, Dr., hat Sylvia Paletschek im AKHFG kennengelernt und war mit ihr jahrelang im Vorstand tätig. Sie hat in Sylvia Paletschek eine sehr kompetente, kluge und zugewandte Kollegin erlebt, mit der das gemeinsame Arbeiten immer sehr viel Spaß gemacht hat. Deshalb hat sie Sylvia Paletschek auch gefragt, ob sie im Stiftungskomitee des AddF mitarbeiten möchte und war sehr froh, als Sylvia ja gesagt hat. Daher geht die Zusammenarbeit weiter.

## zum AKHFG e.V.

Der Verein AKHFG e. V. fördert die wissenschaftliche historische Frauen- und Geschlechterforschung und zielt darauf, diese in der Wissenschafts- und Kulturlandschaft der Bundesrepublik, inner- wie außerhalb der Universitäten, dauerhaft zu verankern und den wissenschaftlichen Austausch zwischen allen, die zur Frauen- und Geschlechtergeschichte arbeiten, zu intensivieren.

Liebe Sylvia

Geburtstage sind oft Momente, in denen sich eigene Lebenserfahrungen und vielfältige Begegnungen mit Anderen verdichtet zeigen. In diesem Jahr, zu Deinem 65. Geburtstag, wirst Du hoffentlich viele solcher Momente erleben, in denen Du Dich erinnerst, lachst oder nachdenklich wirst, Dich freust und vielleicht auch erstaunt auf die eine oder andere Erfahrung zurückblickst.



Du hast viele Jahre und damit viel Zeit Deines Lebens der Frauen- und Geschlechtergeschichte gewidmet und ich denke, es ist keine Übertreibung zu sagen, dass Du diesen Bereich der allgemeinen Geschichtswissenschaft in der Bundesrepublik nachhaltig mitgeprägt hast. Neben Deinen Publikationen spielt dabei vor allem auch Deine konstruktive und nachhaltige Arbeit im und für den „AK“, unter anderem als Vorsitzende, eine wichtige Rolle.

Ich wünsche Dir alles Gute zum Geburtstag, liebe Sylvia, vor allem viele schöne Momente, lebendige Begegnungen und anregende Gespräche.





# Trotzdem lachen

von Melanie Arndt

Einen Text für einen Jubiläumsband zu schreiben, ist so schwer. Er kann dem Menschen, dem Werk, dem Leben niemals gerecht werden. Aber in Bezug auf Sylvia Paletschek hatte ich sofort ein Bild im Kopf – eine Schwarzweißfotografie, die ich vor ein paar Jahren mal am Rande der Eröffnung der Ost-Berlin-Ausstellung im Stadtmuseum im Nikolaiviertel gekauft habe: Zwei aus voller Seele lachende Frauen (Oder sind es eine Frau und ein Mann? Spielt es eine

Rolle?) in einem Büro am Ostbahnhof. Festgehalten von Gerd Danigel in meinem Geburtsjahr 1977. Ich finde die Aufnahme wunderbar, so voller Kraft. So voller Bewegung. In all dem Stillstand und Mief. Ich weiß nicht genau, warum es mir in den Sinn kam. Vielleicht, weil Sylvia Paletschek und ich uns gleich bei unserem ersten Treffen – eines der wenigen „echten“ in Corona-Zeiten und ersten überhaupt in Freiburg – über die DDR unterhielten, über Frauen in



Foto: Gerd Danigel (1977)

der DDR. Vielleicht wegen all der Offenheit und Fröhlichkeit, die mir entgegenkam. Die Zeiten sind so schwierig gerade, dass sie diese Bezeichnung wirklich verdienen. Deswegen gibt es hier noch einen Text von Wenzel (WEH, aus meiner Heimatstadt) & Mensching (MEH, in dessen Gedichte ich mich als 14-Jährige in der Stadtbibliothek für viele Jahre unsterblich verliebte) aus „Altes aus der Da Da eR (II)“, uraufgeführt im Theater im Palast in Berlin am 11. August 1989.

## Revolutions-Szene

MEH: Wann machen wir die Revolution?

WEH: Die Lage duldet keinen Aufschub.

MEH: Kalender raus. Also wann.

WEH: Dienstag. 41. Woche.

MEH: Gut, also Dienstag, und wie siehts mit Mittwoch aus.

WEH: Mit Mittwoch siehts schlecht aus.

MEH: Wieso?

WEH: Termine.

MEH: Ein Tag ist zu wenig.

WEH: Donnerstag?

MEH: Wenn wir Dienstag anfangen, Mittwoch Pause machen und Donnerstag weitermachen, hat sich die Konterrevolution formiert. Wir brauchen Permanenz.

WEH: Kämen wir denn Dienstag mit einer einfachen Reform hin?

MEH: Da reicht der Vormittag.

WEH: Es muss also wirklich wieder eine Revolution sein? Überleg mal. Allein die Bettenfrage.

MEH: Wollen wir nicht zuerst einmal die terminliche Sache klären und dann erst über inhaltliche Probleme reden?

WEH: Eine andere Woche.

MEH: Die Lage duldet keinen Aufschub.

WEH: Brauchen wir zwei ganze Tage?

MEH: Höchstens. Sind wir eher fertig, umso besser.

WEH: Wenn wir doch die Sache endlich hinter uns hätten.

MEH: Also wann.

WEH: Dienstag. 12. Woche.

MEH: Gut, Dienstag, und wie siehts mit Mittwoch aus?

WEH: Geht, ich könnte bis Freitag.

MEH: Ich seh grad Mittwoch, also ...

WEH: Vier Tage, das wär Weltrevolution.

MEH: Mittwoch, Brücke. Nicht zu verschieben. Zahnarzt.

WEH: Die Lage duldet keinen Aufschub.

MEH: Die Situation ist günstig.

WEH: Wir müssen in Kontakt bleiben.

MEH: Die Verbindung darf nicht abreißen.

WEH: Nächsten Dienstag – nächste Beratung?

MEH: Nächsten Dienstag geht nicht. Mittwoch?

WEH: Gesetzt, wie würden uns auf den Mittwoch der 41. Woche einigen, dann müsste ich, um in die Planung zu kommen, nächsten Mittwoch den Termin vom 41. Mittwoch realisieren, ansonsten komme ich spätestens Donnerstag in der 42. Woche in die Pedrullie.

MEH: Ich denke, du kannst Mittwoch.

WEH: Welchen?

MEH: Über den wir als zweites gesprochen haben.

WEH: Den 12.?

MEH: Welchen sonst.

WEH: Wenn ich diesen Mittwoch kann, kann ich den nicht.

MEH: Aber Dienstag.

WEH: Dienstag ja.

MEH: Aber Dienstag kann ich nicht. Höchstens wenn du Mittwoch könntest.

WEH: Welchen? Den 42.?

MEH: Nein, den 12.

WEH: Ich meine nächste Woche.

MEH: Also, wenn wir in der 41. Woche zuschlagen wollen, kann ich nächste Woche auf keinen Fall, wenn wir aber schon in der 12. Woche zuschlagen wollen, brauchen wir uns doch in der nächsten Woche nicht noch mal zu treffen.

WEH: Gesetzt, wir übernehmen schon nächste Woche die Macht, dann würde ja für dich der Dienstag in der 12. Woche frei sein.

MEH: So zu planen ist riskant.

WEH: Ich kann meinen 41. Mittwoch nicht umlegen. Kannst Du nicht vielleicht deinen Zahnarzt umlegen?

MEH: Fassen wir zusammen: Du könntest den 41. Dienstag sowie den 12. Dienstag und den 41. Donnerstag.

WEH: Vergiss nicht den 12. Mittwoch und den 12. Donnerstag.

MEH: Ich denke bis Freitag.

WEH: Auch den 12. Freitag könnt ich.

MEH: Den 12. Freitag kann ich natürlich auch.

WEH: Und was ist mit Montag?

MEH: Welchen?

WEH: Dem nächsten inklusive dem 12. und 41.

MEH: Montag geht nie was.

WEH: Ich möchte daran erinnern, dass ich gesagt habe, ich könnte in der 41. Woche den Mittwoch auf nächsten Mittwoch verlegen, bräuchte dann aber den 42. Donnerstag nach Absprache. Operativ.

MEH: Stell dir vor, wir machen in der 41. Woche die Revolution und hätten nächste Woche nicht mal mehr die Gelegenheit, die Sache gründlich vorzubereiten.

WEH: Wenn wir uns jetzt einigen würden, in der 12. Woche die Revolution zu machen, dann bräuchte ich ja den Mittwoch der 41. Woche nicht auf den nächsten Mittwoch zu verschieben und käme in der 42. Woche nicht in die Pedrullie.

MEH: Wenn wir nun nächste Woche statt der Vorabsprache gleich die Revolution machen, dann wäre dein 41. Mittwoch gerettet, und du hättest auch die 12. Woche frei.

WEH: Und du bräuchtest deinen Zahnarzt vom 12. Mittwoch nicht umlegen und hättest, sozusagen zusätzlich, noch die gesamte 41. Woche frei.

MEH: Nächste Woche also?

WEH: Klar, Risiko.

MEH: Kühnheit.

WEH: Aber ohne Vorabsprache? Möglicherweise geht's schief, und ich komme dann schon in der übernächsten Woche in die Pedrullie?

MEH: Wenn du übernächste Woche schon in die Pedrullie kommst, dann kannst du ja in der 42. Woche nicht mehr in die Pedrullie kommen.

WEH: Aber ich denke, du kannst nächsten Dienstag nicht?

MEH: Stimmt ja.

WEH: Wir müssen das Pferd von hinten aufzäumen.

MEH: Also muss ich meinen Zahnarzt umlegen.

WEH: Abstrahieren wir von den revolutionären Ereignissen.

MEH: Also angenommen, die Revolution ist siegreich im Sande verlaufen: Wann treffen wir uns?

WEH: Nach der Machtfrage. Dienstag?

MEH: Welchen, den ersten oder den zweiten.

WEH: Kommt drauf an. Wenn wir in der 17. Woche die Revolution machen, müssten wir jetzt nachsehen, ob uns der 18. oder 19. Dienstag passt.

MEH: Den 19. Dienstag könnte ich, aber am 18. nicht, wobei ich dir gleich sagen möchte, dass ich in der 18. Woche Mittwoch und Freitag nicht kann und Montag sowieso nicht.

WEH: Ich könnte den Dienstag der 19. Woche nicht, aber die gesamte 18. Woche.

MEH: Also könnten wir uns am Dienstag der 18. Woche treffen.

WEH: Na endlich,

MEH: Bis dann.

WEH: Grüß die Genossen.

MEH: Ruf mich unbedingt an, wen bei dir was dazwischenkommt.

WEH: Wann?

MEH: Am besten am Dienstag.

WEH: Am Dienstag kann ich nicht. Und Mittwoch?

MEH: Welchen?

WEH: Ich ruf dich Mittwoch an.

(sie trennen sich)

WEH: Ich hab aber deine Nummer nicht.

MEH: Ich auch noch nicht. Krieg nächste Woche erst mein Telefon.

WEH: Wann?

MEH: Donnerstag.

(Zit. n. David Robb, Zwei Clowns im Lande des verlorenen Lachens. Das Liedertheater Wenzel & Mensching, Berlin 1998, S. 144-147.)

## zur Person

Melanie Arndt ist seit 2020 Professorin für Wirtschafts-, Sozial- und Umweltgeschichte an der Universität Freiburg. Davor arbeitete sie am Leibniz-Zentrum für Zeithistorische Forschung sowie dem Leibniz-Institut für Ost- und Südosteuropastudien Regensburg – unterbrochen durch Forschungsaufenthalte in Belarus, Litauen, Russland und der Ukraine sowie Fellowships am Rachel Carson Center for Environment and Society (München) und dem Stanford Humanities Center. Besonders interessiert sie sich für die Geschichte (nuklearer) Katastrophen, Humanitarismus, Energie, Gesundheit und Glück.



**FestHeft.**  
für Sylvia Paletschek

Uni, Leben, Geschichte.

**Heft III**

Jg. 1 (2022), H. 3

## Inhalt. Heft III

+ Paletschecker:innen erinnern sich	9	“Sie ist eine exzellente Lehrerin, Motivatorin und Begleiterin...”
+ Moritz Faist, Isabelle Luhmann & Theresa Ehret	14	Ode der Promovierenden an Sylva Paletschek
+ Anne-Laure Briatte	17	Die Kitchenette am Ende des Flurs – ein Essay
+ Rebecca Schröder, Antonia Schilling-Malottke, Katja Scholtz & Caroline Galm	20	Paletschek, Sylvia (*13. November 1957 in Stuttgart)
+ Fides Geist & Judith Ruscher	24	Okkultismus-Seminare 2013/2014
+ Leon Pfaff	28	Studentische Lebenswelten – über 50 Jahre nach 1968
+ Marie Muschalek, Mirjam Höfner, Christa Klein	30	Uni-Alltags-Frauen*Pop-Geschichten mit Sylvia
+ Christa Klein	32	Die ganz, ganz wahre Geschichte von den Froschleitern
+ Vera Marstaller & Yvonne Antoni	36	Wege zum ÜR 2. Das KG IV als Livingroom
+ Miriam Bräuer-Viereck, Marie Bräuherr, Muriel Lorenz, Sven Zepf & Isabelle Zink	38	Durch das Jahr mit Frau Paletschek

+ Gisela Riescher	46	Vertrauen. Politikwissenschaftliche Ansätze für Politik – und Hochschulpolitik
+ Kerstin Krieglstein	50	Für Sylvia Paletschek
+ Melanie Fritscher-Fehr & Antje Harms	52	Sylvia Paletschek als Prorektorin für Universitätskultur
+ Birgit Heidtke	58	Margarethe Cäzilie Braun, geschiedene Ritzmann. Fragmente für eine radikale Feministin
+ Sabine Dabringhaus	62	Verlorene Zeit
+ Judith Schlehe	66	Ein Brief

# hoppípolla

Isländisch, Verb  
in Pfützen hüpfen

## „Sie ist eine exzellente Lehrerin, Motivatorin und Begleiterin...“

### Paletschecker:innen erinnern sich

Andrea Althaus: Sylvia Paletschek wird 65 Jahre alt, man glaubt es kaum, sie sieht immer noch so fresh und jung aus wie eh und je. Nina und ich haben uns gedacht, es wäre schön, wenn unsere Generation Docs in Form eines Gesprächs einen kleinen Beitrag zum Festheft leisten würde. Denn Oral History verbindet mich mit Sylvia Paletschek – nicht, weil das ihre Methode ist, sondern weil sie so offen war, mich mit dieser Methode als Doktorandin aufzunehmen und sogar Spaß hatte, sich darauf einzulassen. Wir möchten uns also mit euch darüber austauschen, was Sylvia Paletschek für uns bedeutet als Wissenschaftlerin, als Mentorin und als Mensch. Erzählt doch mal, was euch als Erstes einfällt, wenn ihr an sie denkt.

Carl Heinze: Ich weiß nicht, ob das immer noch so ist, aber das KG IV, dieses etwas aus der Zeit gefallene, obskure, verwinkelte Gebäude und weit oben hinten ihr Gang und ihr Zimmer, das war für viele Jahre ein Ort, an den ich immer gern hingegangen bin. Ich habe mich immer gefreut, wenn ich aus Berlin gekommen bin, da zu ihr reinzugehen.

Isabelle Luhmann: Also ich muss sofort an einen superengagierten, begeisterungsfähigen und passionierten Menschen denken. Ich bin so oft ein bisschen geknickt oder verwirrt in die Sprechstunde gegangen und immer gut gelaunt, motiviert und mit viel Freude wieder an die Arbeit zurückgekehrt. Ich finde, das macht Sylvia Paletschek einfach aus, dass sie jeden Tag mit Begeisterung ihre Arbeit macht und Menschen hilft, auf ihren Weg zu kommen.

Nils Kessel: Ja, also die Begeisterung würde ich auf jeden Fall teilen. Ich finde auch, dass das einer ihrer

großen Züge ist. Sie ist eine exzellente Lehrerin, Motivatorin und Begleiterin in diesem Abenteuer Studium. Ich hatte sie zuerst als Dozentin im Hauptseminar zum Thema „Verfassungsgeschichte des 19. Jahrhunderts“. Es klang so richtig trocken, aber sie hat ein superspannendes Seminar daraus gemacht, weil sie es immer geschafft hat, die Leute zum Nachdenken zu bringen und ihnen viel Platz zu lassen. Es ist ihre große Stärke, dass sie die Leute motiviert, selbst zu denken, anstatt für sie zu denken. Und sie kann so wunderbar lachen! Sie ist so humorvoll, das ist unglaublich entspannend. Manchmal bin ich völlig deprimiert zu ihr ins Büro gekommen und dann, wie du sagtest, Isabelle, wieder ganz motiviert raus.

Anne-Laure Briatte: Ja, ich verbinde mit Sylvia auch das Gebäude, das KG IV, und natürlich verbinde ich sie auch mit dem Raum ganz oben unter dem Dach, wo wir wahnsinnig geschwitzt haben im Sommer – ich seh uns noch so mit den Zetteln fächeln und leiden – und trotzdem wirklich Spaß und Freude an der Wissenschaft haben. Und diesen Spaß, die Freude und Begeisterung sind wirklich das, was auch ich mit Sylvia verbinde. Sie ist begeisterungsfähig und kann ihre Begeisterung direkt mitteilen, also anderen schenken sozusagen. Sie ist für mich der Inbegriff der entspannten Wissenschaft, also anspruchsvoll natürlich, aber entspannt im besten Sinne. Seitdem ich mich ein bisschen in anderen Gefilden bewege, so in Richtung Militärgeschichte, weiß ich das noch mehr zu schätzen, denn da wird weniger gelacht als bei Sylvia im Seminar (lacht).

Doris Danzer: Mir geht es so wie dir, Anne-Laure, oder dir, Carl, ich habe auch nicht in Freiburg

studiert und bin von Sylvia Paletschek aufgenommen worden, obwohl sie in meinem Themengebiet nicht wirklich zuhause war, aber sie hat mich trotzdem aufgenommen und beraten. Sie kann unglaublich gut strukturieren, klare Aussagen treffen und methodische Ratschläge geben. Ich habe mir im Vorfeld mal alle E-Mails durchgelesen, die wir gewechselt haben. Ihre Mails sind knapp, präzise, motivierend, und klar. Gerade in der Dissphase, in der man vor lauter Materialfülle nicht mehr weiß wo links und rechts, wo oben und unten ist, hat sie es immer geschafft, die klare Linie aufzuzeigen: „Das ist der rote Faden, das können Sie weglassen...“, aber am Ende sagte sie immer, „das sind nur meine Hinweise, es ist Ihre Arbeit.“ Und das finde ich toll, sie ist uneitel und unprätentiös. Sie drückt einem keinen Stempel auf, man hat nie den Eindruck, man muss ihre Arbeit schreiben. Man darf immer den individuellen Ausdruck finden.

Nina Reusch: Wenn ich an Sylvia Paletschek denke, dann auf jeden Fall an die Frau, die mir den Weg in die Wissenschaft bereitet hat. Ich merke das jetzt, seitdem ich selbst an der Uni unterrichte und Studierende dabei begleite, Arbeiten zu schreiben, dass ich es unbewusst immer versuche, so zu machen, wie sie es macht: sich Zeit nehmen und fragen, „was will der Student oder die Studentin?“, um dann zu gucken, wie man sie dabei unterstützen kann. Ich habe sie auch kennengelernt als eine Frau, die in diesem harten Wissenschaftssystem als gestandene Wissenschaftlerin besteht und trotzdem so wahnsinnig freundlich ist.

Was ich außerdem erinnere, ist diese Situation: man war bei ihr in der Sprechstunde, hat ganz viel neue Motivation gekriegt und versucht dann zurück am Schreibtisch zu entziffern, was zum Teufel sie da an den Rand geschrieben hat (Lachen).

Isabelle Luhmann: Da fällt mir sofort eine Anekdote ein, die Sylvia Paletschek in ihrem ganzen Betreuungsdasein eigentlich ganz gut beschreibt. Sie hatte mir mein Manuskript der Dissertation mit sehr, sehr, sehr vielen Anmerkungen vollgeschrieben, die ich einfach nicht entziffern konnte. Weil Lockdown war, hat sie mich gebeten, die Seiten einzuscannen, und wir sind dann zweieinhalb Stunden am Telefon ihre Anmerkungen durchgegangen. Ich hörte immer wieder, wie im Hintergrund ihr Handy klingelte und dachte: „Oh mein Gott, das ist mir so unangenehm“, aber sie meinte nur: „Nein, wenn Sie sich die Mühe

machen, das alles zu korrigieren, dann nehmen wir uns jetzt die Zeit!“

Antje Harms: Sylvia Paletschek hat mich auf jeden Fall zur Geschlechtergeschichte gebracht. Ihre Diss, die ich im zweiten Semester in Aachen gelesen habe, hat mich begeistert, und das war einer der Gründe, ein großer Grund, warum ich dann in Freiburg mein Studium weitergeführt habe. Ich sehe sie schon als Mentorin für mich und auch als Vorbild in menschlicher Hinsicht. Sie ist so ein herzlicher, positiver, begeisterungsfähiger, optimistischer Mensch, ja, manchmal auch ein bisschen chaotisch. Und ich schätze, dass sie eine Work-Life-Balance lebt und vorlebt und mich und andere auch immer darin bestärkt hat, nicht zu sehr in einen Arbeitstiermodus zu verfallen: „Wochenende ist Wochenende“, hat sie ja ganz oft gesagt. Und auch wenn sie den Begriff bestimmt nicht mögen würde, sehe ich sie schon auch als Doktormutter im besten Sinne. Sie mag den Begriff bestimmt nicht wegen der ganzen traditionellen Bezüge, aber für mich hat sie schon auch ein bisschen was Mütterliches.

Andrea Althaus: Ja, sehr schön! Ich bin begeistert, wie gut unser Gespräch bisher läuft. Vielleicht könnt ihr noch ein bisschen aus euren Projekt- und Lehrstuhlnähkästchen plaudern, wie ihr sie als Wissenschaftlerin wahrgenommen habt.

Nils Kessel: Sylvia Paletschek selbst hat zwar Universitätsgeschichte, Geschlechtergeschichte und Wissenschaftsgeschichte bearbeitet, aber sie hat immer auch Arbeiten akzeptiert, die sich relativ weit von ihren eigenen Forschungen entfernten, wie das bei mir der Fall war. Und dann brachte sie aber immer wieder ihre Inspiration rein, sie hat durch ihre Arbeiten viele Brücken gebaut. Für mich hatte sie schon eine Pionierrolle, weil sie beispielsweise mit einer großen Selbstverständlichkeit Geschlechterfragen bearbeitet hat, ohne sie in den Vordergrund zu stellen.

Christa Klein: Ich kann dem bisher Gesagten nur aus ganzem Herzen zustimmen. Sie verfolgt in ihren Forschungen eine klare Linie, die universitätskritisch informiert ist und diverse Kontexte und Perspektiven berücksichtigt – Geschlechterperspektiven oder Arbeiter:innenperspektiven etwa. Ich finde, Sylvia Paletschek macht nicht nur großartige, tolle, kritische Universitätsgeschichte und Geschlechtergeschichte, sondern sie lebt das tatsächlich auch. Um eine Anekdote aus den

Forschungsgruppen zu erzählen: das erste, was wir gemacht haben, war, die Büros einzurichten. Das Ambiente so zu gestalten, dass man gut zusammenarbeiten kann, und auch was Antje gesagt hat: Wochenende ist wichtig. Das kriegt man eigentlich an der Universität überhaupt nicht mehr gesagt, und sie gibt das weiter und macht klar, wie wichtig das ist.

Carl Heinze: Sie hat mal einen schönen Sammelband gemacht, der hieß „History goes Pop“. Populäre Geschichtskultur und die Frage danach, wie wir heute mit Vergangenheit umgehen, ist ja ein wichtiges Forschungsfeld von ihr. „History goes Pop“ hat noch eine zweite Bedeutungsebene: Sylvia Paletschek ist immer daran interessiert, dass die Geschichtswissenschaft zugänglich ist. Sie hat uns immer ermutigt, auch Sachen zu schreiben, die ein breiteres Interesse haben, die nicht ganz tief im Elfenbeinturm sitzen, sondern die auch eine Relevanz für uns haben. Deswegen waren bei ihr Leute, bei denen sich akademische und persönliche Interessen begegnet sind. Ich habe meine Arbeit über Geschichtsdarstellungen in Computerspielen geschrieben, das war damals ein bisschen freakig, aber es hat gut in ihr Feld gepasst. Ich habe irgendwann gemerkt, dass sie nicht so viel von Computerspielen weiß: Als ich mal etwas am Beispiel des Spiels Tetris erläuterte, wurde deutlich, dass sie Tetris nicht kannte. Aber sie hat trotzdem meine Arbeit verstanden und sich für dieses Medium interessiert, auch wenn es ihr fremd war.

Nina Reusch: Und sie analysiert populäre Geschichtsformate nicht nur, sondern nimmt sie dabei auch ernst als ein Format, das legitim ist. Vor zehn Jahren hat es noch zum guten Ton gehört, in der Geschichtswissenschaft solche Formate abzuwerten. Ich finde, da hat sie mit der Forschungsgruppe viel dafür getan, dass populäre Formate ein bisschen salonfähiger werden und dass man auch ernsthaft als Historikerin darüber sprechen darf.

Antje Harms: Was mir noch einfällt: Ich fand es ja immer bemerkenswert, trotz ihrer eigentlich klar kulturgeschichtlichen Ausrichtung, dass es immer auch so eine Tendenz zur Sozialgeschichte gibt. Das äußert sich in ihrem Beharren auf einer quantitativen Grundlage der Forschung. Ich sage nur Zahlen, Daten, Tabellen! Ich würde mal vermuten, dass mindestens 90 Prozent ihrer Doktorand:innen mindestens eine Tabelle in ihrer

Diss haben, die sie wahrscheinlich auch ganz kritisch durchgesehen hat (Lachen).

Anne-Laure Briatte: Ich schätze auch ihren pragmatischen und unkomplizierten Umgang mit Wissenschaft sehr. Sie fragte mich zu Diss-Zeiten immer quasi als Erstes: „Und wie lange läuft noch die Finanzierung?“ Und ich dachte: „Na ja, wollen wir gleich von Geld sprechen“ (lacht). Aber das entsprach ihrem Ansatz, dass ja Wissenschaft schön und gut ist, aber dass man finanziert sein und Perspektiven haben muss, dass man seine Arbeit nach den eigenen Mitteln und Möglichkeiten zuschneiden oder zumindest nicht den Sinn für die Realität verlieren sollte. Was ich an ihr als Wissenschaftlerin sehr schätze, ist ihre Geistesoffenheit. Sylvia Paletschek hat meine ganze Arbeit auf Französisch gelesen. Sie ist zwar lustig, entspannt, locker, aber auch sehr arbeitsam. Sie bearbeitet alle Aufträge, die sie angenommen hat, wirklich sehr ernsthaft und in einer hohen Qualität.

Christa Klein: Und sie labert nie – jeder einzelne Vortrag, den ich von ihr gehört habe, hatte Hand und Fuß und eine starke These. Als Wissenschaftlerin schätze ich sie sehr, weil ihre Vorträge und Artikel wirklich immer etwas bringen. Man liest ja so einiges, und es ist doch in den seltensten Fällen so, dass alle Aufsätze tatsächlich fruchtbar sind.

Anne-Laure Briatte: Was ich auch toll finde, ist, dass Sylvia Paletschek bis heute eine wichtige Beraterin an meiner Seite ist. Wenn was bei mir ansteht, schreib ich ihr einfach und trotz all ihrer Beschäftigungen findet sie immer Zeit, eine E-Mail zu schreiben, und sie gibt einen guten Rat oder wirft ein neues Licht auf die Frage. Das finde ich wunderbar, dass sie bis zur heutigen Zeit eine Betreuerin ist.

Andrea Althaus: Ja, sie ist für viele von uns eine Mentorin und ein Vorbild. Ich habe neben ihrem wunderbaren Lachen auch noch so Ratschläge im Ohr wie zum Beispiel: „Was steht, das steht!“, also was geschrieben ist, bleibt erstmal. Oder: „If you are too perfect, God is getting angry“. Solche Sätze begleiten mich bis heute. Sie hat mich außerdem eine wunderbare Methode gelehrt, wie ich fokussiert schreiben kann. Ich habe also auch ganz praktische Dinge von ihr gelernt und ich gebe ihre Tipps noch heute gerne anderen Menschen weiter, ob die sie nun hören wollen oder nicht (lacht).

Isabelle Luhmann: Mir fällt noch ein, wie sehr sie Anteil nimmt bei jedem Einzelnen von uns – bei jedem Arbeitsschritt, bei jedem privaten Ereignis, bei jeder Berufschance, die sich ergibt. Bei meiner Verteidigung weiß ich nicht, ob sie sich mehr gefreut hat oder ich.

Doris Danzer: Bei meiner Disputation war es genauso, sie war fast noch aufgeregter als ich und hat sich nachher unglaublich gefreut. Das war eine ganz tolle Stimmung in ihrem Büro, mein Mann durfte kommen und meine Tochter, die gerade ein paar Monate alt war, und wir haben da Sekt getrunken. Ein tolles Erlebnis, es war unkompliziert, genauso wie sie ist.

Carl Heinze: Ich finde, man kann von ihr Freundlichkeit und Optimismus lernen, das verbinde ich am stärksten mit ihr.

Nina Reusch: Ich habe noch was ganz Pragmatisches von ihr gelernt: Nicht zu lange Sekundärliteratur lesen, früh in die Quellen gehen, früh schreiben. Das hat mir seitdem immer wieder geholfen.

Anne-Laure Briatte: Ist ja ein Mantra bei ihr (Lachen).

Christa Klein: Ich habe drei Punkte. Erstens: große Probleme klein machen. Zweitens: sich nichts vormachen lassen und drittens: die wirklich wichtigen Sachen nicht vergessen. Wir standen einmal zusammen am Zug und ich habe meine Wasserflasche stehen gelassen. Sie hat die Wasserflasche genommen und mir in die Hand gedrückt und gesagt: „Das ist wichtig.“ Und das war wirklich wichtig, ich hatte solchen Durst auf der Rückfahrt (lacht).

Andrea Althaus: Ja, sie hat wirklich etwas Fürsorgendes, nicht in so einem mühsamen maternalistisch-beschützerischen Sinne, sondern eher empowernd und manchmal eben auch ganz alltagspraktisch. Einen Aspekt, den ich noch hervorheben möchte, ist die Stimmung, die sie in einer Gruppe herstellen und halten kann. Sie hat für uns Doktorand:innen einen Raum geschaffen, in dem wir uns entspannen, uns gegenseitig eine Stütze sein und voneinander lernen konnten.

Nina Reusch: Irgendwie waren auch alle Leute, die ich cool fand an der Uni, bei Sylvia Paletschek.

Christa Klein: Wir nannten uns ja auch die „Paletscheker:innen“ (Lachen).

Doris Danzer: Wollten wir nicht noch anstoßen?

Alle: Auf Sylvia! Cheers! Zum Wohle! Alles Gute! Auf euch alle! Auf uns!

## Gesprächsteilnehmer:innen

Andrea Althaus arbeitet in der Werkstatt der Erinnerung, dem Oral History-Archiv der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg. Die Faszination für lebensgeschichtliche Quellen und die Freude am wissenschaftlichen Denken entdeckte sie als Doktorandin bei Sylvia Paletschek. In ihrer Promotion beschäftigte sie sich mit deutschen und österreichischen Haus- und Gastgewerbsangestellten in der Schweiz.

Anne-Laure Briatte ist als Maîtresse de conférences/ Ass. Prof. in Lehre und Forschung an der Sorbonne in Paris tätig. In ihrer Dissertation schrieb sie erstmalig die Geschichte des radikalen Flügels der deutschen Frauenbewegung im Deutschen Kaiserreich. In ihrem Berufsalltag versucht sie heute vieles weiterzumachen, was sie von Sylvia Paletschek gelernt hat, insbesondere in der Wissenschaft kritisch und anspruchsvoll, doch unprätentiös vorzugehen.

Doris Danzer ist Mitarbeiterin der Museen der Stadt Landshut. Von Sylvia Paletschek, bei der sie über kommunistische Intellektuelle und ihre sozialen Beziehungen promovierte, lernte sie, dass sich persönliche (berufliche) Ziele am besten ohne Verbissenheit, aber mit Konsequenz, Optimismus, Teamgeist und Freundlichkeit realisieren lassen.

Antje Harms lebt nach wie vor in Freiburg. Sie ist persönliche Referentin der Prorektorin für Universitätskultur und damit weiterhin eng verbunden mit Sylvia Paletschek, bei der sie seit 2001 studiert, gearbeitet und schließlich mit der Arbeit „Von linksradikal bis deutschnational. Jugendbewegung zwischen Kaiserreich und Weimarer Republik“ promoviert hat.

Carl Heinze ist der Schnittstelle zwischen Kultur und Digitalem treu geblieben, nachdem er seine Dissertation zur Geschichtsdarstellung im Computerspiel bei Sylvia Paletschek abgeschlossen hat. Er beschäftigt sich aktuell mit Fragen des digitalen Forschungstransfers und des Wissenschaftsmanagements (Fraunhofer-Gesellschaft). Nebenher erfindet und vertreibt er als Sidepreneur alltagspraktische Dinge (carryyygum).

Nils Kessel ist Maître de conférences/Ass. Prof. in Medizingeschichte an der Université de Strasbourg. Sylvia Paletschek, bei der er eine Dissertation zum Arzneimittelkonsum verfasste, ist ihm als akademische Lehrerin, aber auch als methodisch strenge und doch pragmatische Forscherin ein großes Vorbild für seine heutige Tätigkeit.

Christa Klein lehrt und forscht am Institut für Kulturwissenschaften der Uni Leipzig. Sie hat ihre Dissertation in dem von Sylvia Paletschek und Livia Prüll geleiteten DFG-Projekt „Universität, Wissenschaft und Öffentlichkeit“ geschrieben. Oft und gerne denkt sie an all das, was sie aus Freiburg mitnehmen durfte und freut sich über jede Gelegenheit, mit Sylvia und all den Paletscheker:innen zusammen weiter zu denken.

Isabelle Luhmann ist Studienreferendarin an einem Gymnasium in Königfeld, wo sie die Schüler:innen auf ihrem Weg zum Abitur mit Optimismus, Wohlwollen und Pragmatismus begleitet – ganz so, wie sie es während ihrer Promotionszeit von Sylvia Paletschek erfahren hat. In ihrer Dissertation beschäftigte sie sich mit den Stauern in der populären Geschichtskultur.

Nina Reusch lehrt als wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Geschichtsdidaktik und im Studiengang Public History an der FU Berlin und gibt dort ihre Freude an populären Geschichtsformaten und am Nachdenken über Geschichtskultur weiter, die sie aus ihrer Zeit in Freiburg mitgenommen hat. Sie promovierte bei Sylvia Paletschek im Rahmen der Forscher:innengruppe „Historische Lebenswelten“ über populäre Geschichtskulturen im Wilhelminischen Kaiserreich.



# Ode der Promovierenden an Sylvia Paletschek

von Moritz Faist, Isabelle Luhmann & Theresa Ehret

Ein typischer Dienstagnachmittag mitten im Semester: Der Flur vor Frau Paletscheks Büro ist überfüllt mit Studierenden und Promovierenden, die auf ihren Sprechstundentermin warten. Gedanklich wälzt man zum x-ten Mal noch einmal schnell die Gliederung durch, doch der Nebel will sich einfach noch nicht lichten. Plötzlich öffnet sich die Tür und selbst nach dem zehnten Terminslot wird man mit einem strahlenden Lächeln begrüßt: „Hallooooo, kommen Sie rein, ich muss nur noch was fertig tippen, nehmen Sie schon mal Platz.“ – Obwohl die Sprechstundenliste lang war, verbreitet Frau Paletschek noch immer gute Laune, die ansteckend ist.

Zunächst wird die Grundstimmung abgeklopft: „Wie geht es Ihnen denn?“ Anders als vielleicht in anderen universitären Situationen darf man hier ruhig ehrlich sein: Mal geht es voran, oftmals aber eher auch nicht oder nur sehr langsam. Ein bisschen fühlt man sich an die Freud'sche Couch erinnert. Es tut gut, das Promovierendenherz auch einmal ausschütten zu können.

Dann geht es aber auch schon direkt ans Eingemachte. Kommunikationstrainer\*innen würden Frau Paletschek hohe Kompetenz im Bereich der systemischen Gesprächsführung bescheinigen. Als advocatus diaboli stellt die Doktormutter dann stets frei heraus und doch ohne jede Polemik ihre kritischen Fragen: „Müssen Sie das wirklich machen? Was können Sie noch rausschmeißen? Ich streiche Ihnen das mal weg... Um was geht es denn in dem Kapitel? Brauchen Sie das wirklich für Ihre Argumentation?“ – Wenn man das im entsprechenden Moment nur wüsste...

Doch innerhalb weniger Minuten bekommt selbst der verwegenste Gliederungsentwurf einen Sinn und der Nebel lichtet sich wieder...

Dabei ist es völlig egal, ob die Qualifikationsarbeit im Bereich der Frauen- und Geschlechtergeschichte, Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, Geschichtskultur, der populären Geschichtsdarstellungen oder auch in einem ganz anderen Themenbereich angesiedelt ist. Dank ihrer jahrzehntelangen Erfahrung im Wissenschaftsbetrieb und ihrer enormen Fachkenntnis sind bei Frau Paletschek auch Forschungsprojekte stets willkommen und gut aufgehoben, die sich jenseits ihrer einschlägigen Spezialgebiete bewegen. Gibt es ein Thema, das den\*die Doktorand\*in fasziniert, lässt sich auch Sylvia Paletschek davon begeistern. Das ist nicht selbstverständlich, da nicht jede\*r Dozent\*in bereit ist, sich in ein fremdes Thema einzuarbeiten.

Promovieren ist aber keineswegs ein Zuckerschlecken. Stress durch Abgabefristen, Finanzierungsprobleme, Einsamkeit oder oft auch einfach nur Ratlosigkeit gehören zum Alltag. Probleme gibt es häufig mehr als Lösungen.

Wie gelingt es da, die Motivation über Jahre hinweg hochzuhalten und das Projekt durchzuziehen? Die Motivationspsychologen Edward L. Deci und Richard M. Ryan haben drei Quellen von Motivation ausgemacht. Sie sagen, dass Menschen sich als kompetent erleben möchten. Außerdem würden Menschen nach Selbstbestimmung streben, möchten sich aber zugleich auch sozial eingebunden fühlen. (1)

Sylvia Paletschek hat die Theorie von Deci und Ryan offensichtlich verinnerlicht, denn sie setzt sie Tag für Tag in der Betreuung ihrer Studierenden und Promovierenden um. Verlässlichkeit und Verbindlichkeit sind für sie das A und O. Als Promovierende genießt man bei ihr große Freiheit, was aber nicht bedeutet, dass man ohne jede Hilfe ins große Unbekannte losgeschickt wird. Grundlage sind sorgfältige und gemeinsam evaluierte Konzepte sowie genaue Absprachen. Dabei steht stets ein Dialog auf Augenhöhe im Mittelpunkt, der immer sowohl von pragmatischer und konstruktiver Kritik als auch Verständnis, Wertschätzung und Menschenkenntnis geprägt ist. Auch in schwierigen Phasen gibt Frau Paletschek ihren Promovierenden ein gutes Gefühl mit, damit diese aus der Sprechstunde heraus wieder motiviert an die eigene Arbeit bzw. den eigenen Schreibtisch zurückkehren können. Schließlich gilt für sie ein Grundsatz: immer pragmatisch bleiben und lieber ein reduziertes, aber machbares Projekt durchziehen – oder anders gesagt: „Man muss das Rad nicht neu erfinden.“

Egal ob persönlich im Büro, per Mail, am Telefon oder online – jederzeit steht ihr offenes Ohr zur Verfügung und im Notfall unterschreibt Frau Paletschek auch mal in ihrem Urlaub ein Formular. Selbst bei engem Terminkalender nimmt sie sich die Zeit, die es braucht, um eine Frage oder ein Problem zu erfassen und es gemeinsam mit dem\*der Studierenden oder Promovierenden zu lösen.

Manch ein Hochschullehrer (alter Schule) mag meinen, dass Studierende und Promovierende nur durch scharfe Kritik etwas dazulernen. Doch aus Frau Paletscheks Seminaren vernimmt man das Gegenteil: „[...] [N]icht nur thematisch, sondern auch auf zwischenmenschlicher Ebene hoben sich ihre [Frau Paletscheks] Veranstaltungen von anderen ab. Ihre Seminare hatten – selbst im Online-Format – eine vertraute Atmosphäre. Man merkte, dass sie sich aufrichtig für Studierende und ihre Meinungen interessierte. Im Rückblick auf mein Studium gehört Frau Paletscheks Seminar zu einer der Veranstaltungen, in denen ich am meisten gelernt habe.“ (2) Außerdem kommen auch Frau Paletscheks Forschungsinteressen „fern des Mainstreams“ bei den Studierenden gut an. Die Themen seien etwas Besonderes am Historischen Seminar und zeigten ihre Sensibilität für verschiedene gesellschaftliche Themen, loben

die Studierenden das Kursangebot an der Professur für Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. (3)

Wissenschaftliche Vernetzung und persönliche Begegnung sind Sylvia Paletschek gleichermaßen wichtig. Für viele Promovierende ist der Docday das Highlight eines jeden Semesters. Spannende Vorträge füllen den Tag, so mancher Tipp nicht nur von Frau Paletschek, sondern auch aus der peer group zeigt neue Perspektiven auf und nicht zuletzt ist auch der Plausch mit anderen Promovierenden in der Kaffeepause unverzichtbarer Bestandteil. Am Keks- und Obstbuffet und bei einer Tasse Kaffee wird so manches inspirierende Gespräch geführt. Daneben sind gemeinsame Abendessen nach einem Gastvortrag im Kolloquium beliebte Gelegenheiten, um sich mit spannenden Referent\*innen weiter auszutauschen und zu vernetzen. Selbstverständlich kommt aber auch der kleine Schwatz über den neuesten KG IV-Tratsch nicht zu kurz.

Und nach Jahren der Arbeit, vielen Gesprächen und einigen Sinnkrisen kommt irgendwann der große Tag: die Verteidigung der Dissertation! Frau Paletschek feiert diesen Tag genau so, als sei es ihre eigene – denn auch das anschließende Anstoßen gehört für sie dazu. Kurzum, wer bei Sylvia Paletschek promoviert, ist oft weniger allein und stets in guten Händen.

Fazit: „Kompetenz, garniert mit Menschlichkeit“ sowie „Kommunikation auf Augenhöhe“ prägen Sylvia Paletscheks Wirken auf der Professur für Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. (4) Für sie steht immer das im Mittelpunkt, was für den erfolgreichen Abschluss der Promotion wichtig ist: die Promovierenden mit all ihren großen und kleinen Problemen. Dabei zählt vor allem deren pragmatische Lösung. Und was bleibt am Ende der Promotion? Natürlich ein Titel, der Türen öffnet. Vor allem aber ein gutes Gefühl. Denn die meisten Promovierenden und Absolvent\*innen denken rückblickend stets mit positiven Erinnerungen an ihre Zeit an der Professur von Sylvia Paletschek zurück.

## Anmerkungen

(1) Carsten Rohlf: Bildungseinstellungen. Schule und formale Bildung aus der Perspektive von Schülerinnen und Schülern, Wiesbaden 2011, S. 98-99.

(2) Auszüge aus einer anonymen Umfrage unter Studierenden, durchgeführt im WS 2021/22. Die Lernumgebung in den Seminaren ist sogar derart dialogfördernd, dass sich dort auch schon (internationale) Liebespaare gefunden haben.

(3) Ebd.

(4) Ebd.

## zu den Personen

Theresa Ehret hat Geschichte und Französisch an der Universität Freiburg i. Br. und an der Université de Lorraine in Nancy/Frankreich studiert. Seit 2019 promoviert sie im Cotutelle-Verfahren an den Universitäten Freiburg und Straßburg. Die von Sylvia Paletschek und Catherine Maurer betreute Arbeit untersucht Interaktionen von NS-Akteuren und der elsässischen Bevölkerung im kommunalen Raum in dem vom NS-Regime annektierten Elsass (1940-1944/45).

Moritz Faist, geboren 1993, ist Historiker. Er studierte Vergleichende Geschichte der Neuzeit und Politikwissenschaften an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Gegenwärtig promoviert er am Lehrstuhl von Prof. Dr. Sylvia Paletschek zur Strafverfolgung von Schweizer NS-Täter:innen nach Kriegsende 1945.

Isabelle Luhmann ist Studienreferendarin an einem Gymnasium in Königfeld, wo sie die Schüler:innen auf ihrem Weg zum Abitur mit Optimismus, Wohlwollen und Pragmatismus begleitet – ganz so, wie sie es während ihrer Promotionszeit von Sylvia Paletschek erfahren hat. In ihrer Dissertation beschäftigte sie sich mit den Staufern in der populären Geschichtskultur.

# Die Kitchenette am Ende des Flurs – ein Essay

von Anne-Laure Briatte

Ich hatte nicht wie andere Autor\*innen in diesem Band das Glück, je im beruflichen Alltag in der Nähe von Sylvia Paletschek zu arbeiten. Kennengelernt haben wir uns im Sommer 2007, als ich bereits seit einem Jahr an meiner Doktorarbeit schrieb. Meine Dissertation zum radikalen Flügel der Frauenbewegung im Deutschen Kaiserreich war bisher an der Universität Strasbourg im Fach études germaniques unter der Betreuung von Monique Mombert angemeldet. Auf die Empfehlung Kerstin Wolffs vom Archiv der deutschen Frauenbewegung in Kassel hin hatte ich Sylvia Paletschek angefragt, ob sie sich vorstellen könne, im Rahmen eines binationalen Cotutelle-Verfahrens meine Dissertation mitzubetreuen. Weder sie noch Monique Mombert waren mit dem Cotutelle-Verfahren vertraut, und ich erst recht nicht. Doch haben wir uns darauf eingelassen und das lief ausgesprochen gut. Dass die beiden Betreuerinnen stets in gutem Einvernehmen zusammenarbeiteten, hat sicherlich viel dazu beigetragen, und dafür bin ich ihnen beiden bis heute sehr dankbar.

Als ich im Sommer 2007 zum ersten Mal mit Sylvia Paletschek Kontakt aufnahm, lebte ich in Heidelberg; ein Jahr später zog ich nach Strasbourg und acht Jahre später nach Paris. Ich war also selten vor Ort, genauer gesagt nur zu einzelnen Terminen des Kolloques und zu Doktorand\*innentagen, die regelmäßig stattfanden. Dies hatte zur Folge, dass wir einander viel geschrieben haben. Das Lesen unserer digitalen Korrespondenz aus den letzten fünfzehn Jahren hat mich nicht nur häufig zum Lächeln gebracht. Es hat mich auch an Vergessenes erinnert und in meinem Gefühl bestätigt, dass ich in Sylvia Paletschek eine fantastische Betreuerin

gefunden habe, die sich auch später als eine Vertrauensperson im edlen Sinne des Wortes erwies, auch als ich beruflich versorgt war und sie mir gegenüber keine Verpflichtung mehr hatte. Im Folgenden werde ich ausgehend von meinen Erlebnissen mit ihr einige Überlegungen zu meinen Erfahrungen im deutschen und im französischen Universitätssystem darlegen.

Mit meinen beiden Promotionsbetreuerinnen hatte ich – dies wurde mir bald klar – großes Glück. Beide waren fachlich ausgewiesene, fordernde und fördernde Betreuerinnen, die wenn erwünscht sich immer Zeit für ein Gespräch mit mir nahmen und, was nun wirklich nicht so häufig ist, jedes einzelne Kapitel meiner Arbeit lasen und mit mir kritisch und wohlwollend diskutierten. Das Bewundernswerte im Falle Sylvia Paletscheks war, dass sie alles auf Französisch las, da meine Arbeit in dieser Sprache verfasst wurde. Auch das ist eine nicht zu unterschätzende Leistung. Zunächst wurde wo nötig das richtige Verständnis des Textes abgesichert, dann ging es inhaltlich zur Sache. Soviel ich weiß, sprachen sich die beiden Betreuerinnen, die sich bei einem jährlichen Treffen des Arbeitskreises Historische Frauen- und Geschlechterforschung (AKHFG) in Mannheim persönlich kennengelernt hatten, gelegentlich ab und einigten sich meistens leicht und schnell. Der größte Unsicherheitsfaktor im Cotutelle-Verfahren war dessen administrative Seite, die allerdings durch den bereits existierenden Zusammenschluss der beiden Universitäten im Eucor-Verband erleichtert wurde. Daher war der größte Unsicherheitsfaktor vermutlich doch die Post, durch die eingangs die x-fache Ausfertigung des unterschriebenen Cotutelle-Vertrages und

– kurz vor der Disputation – weitere wichtige Unterlagen verloren gingen. Ob dieser Verlust an der französischen PTT oder an der Bundespost lag, bleibt bis heute ungeklärt.

Insbesondere zwei Aspekte sind mir damals aufgefallen, als ich Sylvia Paletschek in ihrer Sprechstunde besuchte, um die einzelnen Kapitel meiner Arbeit zu besprechen. Zum einen fing das Gespräch nach der üblichen Begrüßung oft mit einer Frage von ihr an, wie lange ich denn noch mein Promotionsstipendium beziehen würde. Ich wunderte mich ein wenig ob dieser Sorge um den pekuniären Aspekt, dachte mir aber nicht viel dabei. Mein 3-jähriges Stipendium ermöglichte mir den Luxus, mich mit dieser Frage nicht besonders zu beschäftigen, zumal ich nach dessen Ablauf entweder eine zeitlich befristete Anstellung an einer Universität bekommen oder in den Lehrdienst an einem französischen Gymnasium gehen würde – dazu hatte ich bereits die agrégation im Fach Deutsch absolviert. Wieviel Gelassenheit diese finanzielle Sicherheit bedeutete, wurde mir erst allmählich klar, insbesondere im Kontakt mit den anderen Doktorand\*innen Sylvia Paletscheks, die allein für ein Promotionsstipendium bei einer großen Stiftung unzählige Vorrunden und eigentliche Runden mit unsicherem Ausgang durchgehen mussten.

Der andere Aspekt ist auch materieller Natur, geht aber auch darüber hinaus. Was mir in der Sprechstunde von Sylvia Paletschek positiv auffiel, war die Gemütlichkeit ihres Raumes. Das kannte ich nicht von französischen Universitäten, wo Sprechstunden selten bis gar nicht gehalten werden und die Arbeitsräume meist so aufgeteilt sind, dass mehr Mitarbeiter\*innen einem Raum zugewiesen sind, als er Sitz- und Arbeitsmöglichkeiten bietet. Da vorausgesetzt wird, dass nicht alle zur gleichen Zeit sich dort aufhalten, wird gerade diese Situation sorgfältig gemieden, mit dem Effekt, dass die Mitarbeiter\*innen ihren Raum praktisch als Schließfach nutzen und ihn im Zustand lieblos nebeneinander gestellter Büromöbel belassen. Ganz anders schien es mir mit dem Raum, in dem Sylvia Paletschek arbeitete und ihre Sprechstunden hielt. Gegenüber vom Schreibtisch saß ich nicht so gern, weil ich mir wie beim Arzt vorkam – ich war ja nicht krank, zumindest nicht mehr als die anderen. Viel lieber war es mir, wenn wir am Kaffeetisch nebenan saßen, nicht zuletzt, weil es ab und zu

tatsächlich eine Tasse frisch gekochten Kaffee dazu gab. Sylvia Paletschek schnappte sich dazu die Kaffeekanne von der Kitchenette auf dem Flur direkt nach dem Sekretariat, wo die Hiwis arbeiteten, und servierte das heiße Getränk, bevor es zur Sache ging.

Diese Kitchenette faszinierte mich regelrecht. Als ich wenige Jahre später selbst in dieser kleinen Küche stand und nach einem im Umkreis von Sylvia Paletschek organisierten Umtrunk mit einer oder zwei anderen Personen das Geschirr spülte, stand ich auf einmal in diesem Ort, der mich so bannte. Die Stimmung unter den Mitarbeiter\*innen und Doktorand\*innen von Sylvia Paletschek schien mir stets locker und wohlwollend, und das lag nicht nur an dem Charakter und der Art von Sylvia Paletschek, sondern auch – so war ich mir sicher – an der Kitchenette am Ende des Flurs, wo für alle möglichen kleinen und großen Anlässe Kaffee gekocht und Sekt kaltgestellt wurde. So viel Gemütlichkeit habe ich an französischen Universitäten noch nie erlebt. Vielleicht hat es auch damit zu tun, dass das Wort „Gemütlichkeit“ im Französischen bekanntlich keine passende Übersetzung findet.

So schien mir in jenen Jahren nicht alles, doch zumindest vieles im deutschen universitären Leben besser als im französischen. Ich hatte vor dem Abschluss meines Studiums vier Semester an der Universität Heidelberg studiert und war parallel dazu am Romanischen Seminar derselben Universität als Lektorin für Französisch tätig gewesen. Kurz darauf besuchte ich Oberseminare der Soziologie an der TU Darmstadt. Mir schienen die deutschen Hochschulen besser ausgestattet (die Seminarräume, die Universitätsbibliotheken, der Campus), der Ablauf der Semester besser organisiert, das Student\*innenleben gemüthlicher, wobei dies sicherlich auch mit dem Flair der Städte zu tun hatte, in denen sie sich befinden. Im Französischen gibt es kein Pendant zur Auffassung von der Universität als „alma mater“, von der nährenden und gütigen Mutter im deutschsprachigen Raum – Universität bleibt im Französischen Universität –, genauso wenig wie die Bezeichnung der Doktormutter oder des Doktorvaters mit all ihrer familiären Dimension diesseits des Rheins existiert. In Frankreich haben Doktorand\*innen eine Directrice oder einen Directeur de thèse, nichts mit Vater oder Mutter. Doch ist gerade dies vielleicht auch nicht schlecht,

schließlich brauchen Doktorand\*innen keine zusätzlichen Eltern, sondern eine wissenschaftliche Betreuung.

Die deutsche Hochschullandschaft hat sich in den letzten zwanzig Jahren gewaltig verändert. Schien sie mir zu Beginn der 2000er Jahre weit attraktiver als die französische, sieht es heute ein wenig anders aus. Zugegeben, mein Blick auf deutsche Hochschulen hat sich auch verschoben: war ich früher vor allem an Universitäten aus der Studierendenperspektive interessiert, so richtet sich mein Blick heute auf sie als Arbeitgeberinnen. Ich meine natürlich nicht die Spitzenposition der deutschen Forschung und Wissenschaft, die weltweit anerkannt ist. Was ich von Freund\*innen, Bekannten und von Diskussionen in den sozialen Netzwerken (etwa der Hashtag #IchBinHanna) höre, tut mir sehr leid. Ich meine die im Wissenschaftszeitvertragsgesetz (WissZeitVG) festgelegten Arbeitsbedingungen in der Wissenschaft: Im Namen der Innovationskraft soll in der Stellenvergabe mehr Fluktuation möglich sein – doch Fluktuation heißt für die Hochschulmitarbeiter\*innen mehr befristete Stellen, also mehr Unsicherheit und Existenzangst. Mit einer Reihe von befristeten Verträgen, die je nur wenige Monate dauern, wird die Karriereplanung praktisch unmöglich, gar nicht zu sprechen von der Familienplanung. Es ist mir nicht verständlich, was die bundesdeutsche Regierung dazu veranlasst, ihre besten Köpfe so sehr unter Druck zu setzen. Denn Innovation hin oder her: Ohne ein Minimum an existentieller Sicherheit lässt sich keine hochqualitative Forschung machen. In der französischen Hochschullandschaft ist sicherlich nicht alles rosa, aber die unbefristeten Stellen als Maître\*sse de conférences nach Erlangung des Doktorgrades ermöglichen eine mittel- und langfristige Arbeitsplanung in der Lehre und Forschung. Nur zu schade, dass in den letzten Jahren diese Stellen immer weniger wurden und dass das 2021 in Kraft getretene Loi de programmation de la recherche den Kurs auf das deutsche Modell setzt. Nicht dass französische Wissenschaftler\*innen, die die heutige deutsche Landschaft gut kennen, davor nicht gewarnt hätten – ihre Stimme wurde leider nicht gehört.

Mein kritischer Blick auf die Entwicklung der deutschen Universitäten schmälert in keiner Weise die Freude, die ich dort beim Studieren, Lehren und Forschen hatte. Meine Erfahrungen mit Sylvia

Paletschek und ihren Doktorand\*innen, die heute Freund\*innen sind, haben viel zu dieser Freude und Bereicherung beigetragen, und ich möchte all dies auf keinen Fall vermissen, auch nicht den Abwasch in der engen Kitchenette am Ende des Flurs.



Besagte Kitchenette. Foto: privat

## zur Person

Anne-Laure Briatte, Dr. phil., maîtresse de conférences in histoire allemande an der Fakultät der études germaniques et nordiques, Sorbonne Universität. Die von Monique Mombert und Sylvia Paletschek betreute Promotion wurde 2011 verteidigt und zunächst auf Französisch, dann in deutscher Übersetzung veröffentlicht. Anne-Laure Briatte : Citoyennes sous tutelle. Le mouvement féministe „radical“ dans l'Allemagne wilhelmiene, Bern 2013; Bevormundete Staatsbürgerinnen. Die „radikale“ Frauenbewegung im Deutschen Kaiserreich, Frankfurt M. 2020 (aus dem Französischen von Meiken Endruweit).

# Paletschek, Sylvia

\*13. November 1957

## in Stuttgart

von Rebecca Schröder, Antonia Schilling-Malottke, Katja Scholtz & Caroline Galm

Sylvia Paletschek wurde am 13. November 1957 in der baden-württembergischen Landeshauptstadt Stuttgart geboren. Ihr Familienname bedeutet so viel wie „(kleiner) Daumen“, vielleicht ein dezenter Hinweis auf die Vielzahl von Aufsätzen und Buchbeiträgen, die sie im Laufe ihrer Karriere als Wissenschaftlerin schreiben, lesen und korrigieren sollte.

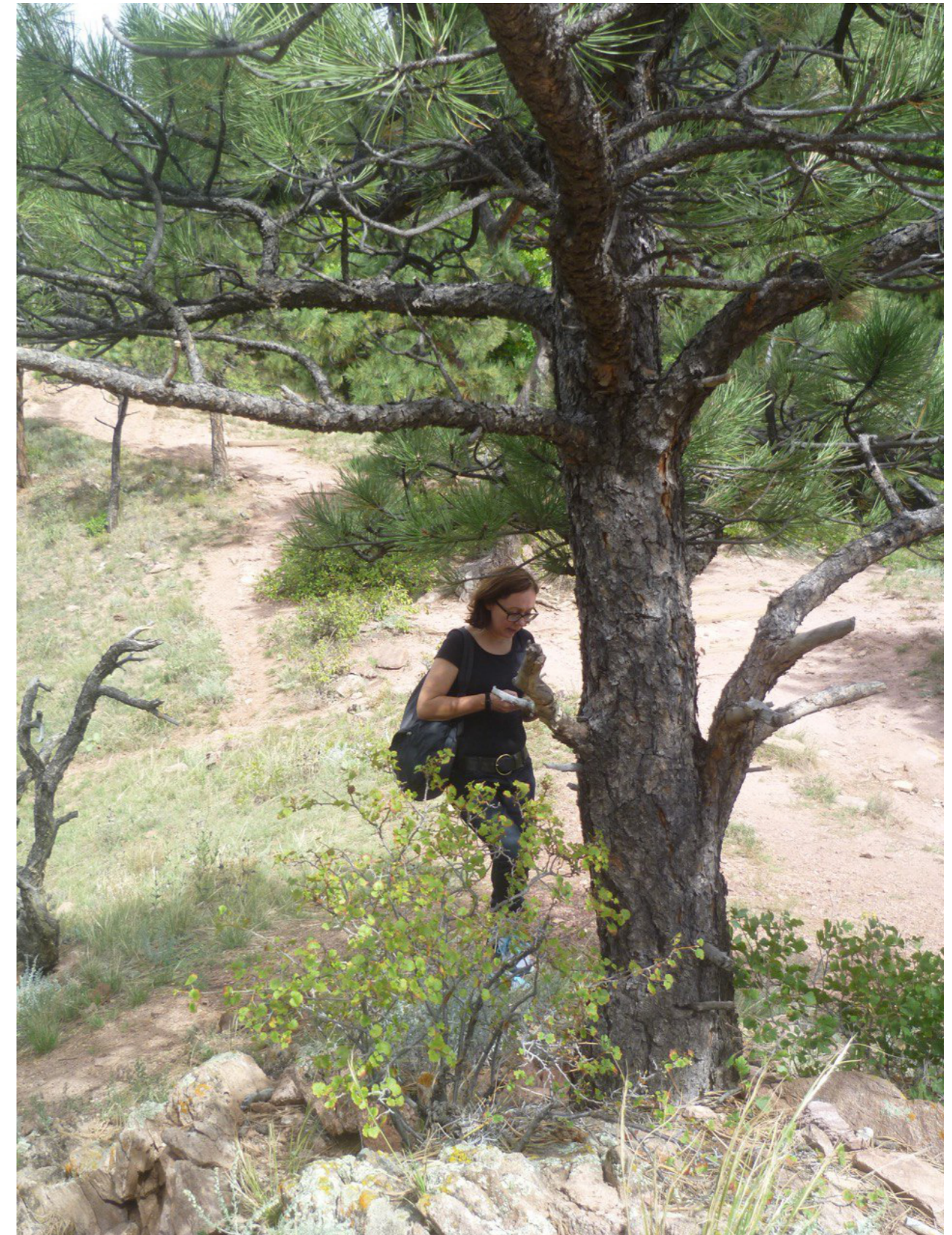
Während ihres Studiums der Geschichte, Germanistik, Geografie und Erziehungswissenschaften von 1977 bis 1984 lernte sie die Residenzstadt München und die Handelsmetropole Hamburg kennen. In ihre schwäbische Heimat zurückgekehrt, war sie von 1988 bis 1994 wissenschaftliche Mitarbeiterin und Assistentin am Historischen Seminar der Universität Tübingen. Bereits in ihrer von Dieter Langewiesche betreuten Dissertation („Frauen und Dissens. Frauen im Deutschkatholizismus und in den freien Gemeinden 1841-1852“), gefördert durch ein Stipendium der Deutschen Forschungsgemeinschaft, widmete sie sich der Frauen- und Geschlechtergeschichte. Dieser Forschungsbereich prägte ihre wissenschaftliche und universitäre Karriere. Zum Schülerinnenkreis ihres Doktorvaters gehörten auch Ulrike von Hirschhausen, Christina Klausmann und Ute Planert. In ihrer Habilitationsschrift, die sie 1997 abschloss („Die permanente Erfindung der Tradition. Die Universität Tübingen im Kaiserreich und in der Weimarer Republik“), wandte sie sich dann der Universitätsgeschichte zu. Im Anschluss daran erhielt sie eine Stelle als Hochschuldozentin an der Universität Tübingen. Nachdem sie 1998/99 an der TU Darmstadt als Lehrstuhlvertretung tätig war, erhielt sie 2001 einen Ruf als Professorin für Neuere

und Neueste Geschichte an die Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Dort etablierte sie ihre beiden Forschungsschwerpunkte, die Frauen- und Geschlechtergeschichte sowie die Universitätsgeschichte, überaus erfolgreich.

Paletscheks Forschungsinteresse richtete sich darüber hinaus auch auf Bereiche der Geschichtskultur, sie untersuchte breit angelegt populäre Darstellungen von Geschichte und widmete sich der Historiografiegeschichte. Mit ihren Darstellungen zum Okkultismus als Teil einer nicht-hegemonialen Wissenskultur erschloss sie ein eher unkonventionelles Feld der Geschichtswissenschaft.

Als thematisch und methodisch vielfältig zeichnen sich ebenfalls die zahlreichen Abschluss- und Promotionsarbeiten aus, die von Paletschek betreut und in ihren Dienstags-Kolloquiumssitzungen (16-18Uhr c.t.) oder bei den einmal im Semester stattfindenden ‚Docdays‘ präsentiert werden. Zum Semesterabschluss enden diese mit einem geselligen Ausklang in einer der Freiburger Kneipen. Dort gelingt es ihr stets, eine angenehme und offene Atmosphäre zu schaffen, was zu einem regen Austausch der Teilnehmer\*innen auch abseits der Forschungsprojekte beiträgt.

Paletscheks Forschungsfelder spiegeln sich zudem in ihrer Tätigkeit als (Mit-) Herausgeberin wider. So betreut sie in dieser Eigenschaft eine Vielzahl an Fachzeitschriften, beispielsweise die „Historische Anthropologie“, sowie in den Reihen „Geschichte und Geschlechter“, „Historische Lebenswelten in populären Wissenskulturen“ und „Okkulte Moderne“. Ebenso gehört Paletschek zu den



Sylvia Paletschek im Feld (hier in Boulder/Colorado). Foto: privat

Wissenschaftlichen Beirat\*innen des „Jahrbuchs für Universitätsgeschichte“, der „Zeitschrift für Geschichte der Naturwissenschaften, Technik und Medizin“ und der „Österreichischen Zeitschrift für Geschichtswissenschaften“.

Erwähnenswert sind nicht zuletzt ihre zahlreichen Mitgliedschaften: So gehört Paletschek der „Gesellschaft für Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte“ an. 1994 gründete sie mit anderen südwestdeutschen Historikerinnen den Verein „Frauen & Geschichte Baden-Württemberg“, dessen Vorstandsmitglied sie auch ist. Von 2000 bis 2002 engagierte sie sich als Ausschussmitglied des „Verbands der Historiker und Historikerinnen Deutschlands“ und von 2014 bis 2017 war sie als Vorsitzende des „Arbeitskreises Historische Frauen- und Geschlechterforschung“ tätig. Sie ist Mitglied des „Wissenschaftlichen Beirates des Hauses der Geschichte Baden-Württemberg“ und der sogenannten „Salmengespräche“. Im Jahr 2015 bildete sie mit Wolfram Pyta, Edgar Wolfrum, Frank Engehausen, Christiane Kuller und Joachim Scholtysek den Vorstand der Kommission „Geschichte der Landesministerien in Baden und Württemberg in der Zeit des Nationalsozialismus“. Das damit verbundene Forschungsprojekt war ein Jahr zuvor von der Ministerin für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg, Theresia Bauer, initiiert und von der Baden-Württemberg-Stiftung finanziert worden.

Im Jahr 2021 wurde Paletschek vom Senat der Universität Freiburg zur nebenberuflichen Prorektorin für Universitätskultur gewählt, das Amt trat sie zum 1. April 2021 an. In dieser Funktion ist Paletschek für Gender und Diversity, für Karriere- und Talentmanagement – hier insbesondere für die Förderung von Wissenschaftler\*innen in frühen Karrierephasen – sowie für Leitbildentwicklung zuständig. In einem Interview betonte sie, vor allem wissenschaftliches Karrieremanagement integral mit Gender, Diversity und Chancengerechtigkeit verknüpfen zu wollen: „Ich möchte die für diese Felder bestehenden Konzepte stärker in die Fakultäten hineintragen, mit diesen diskutieren, weiterentwickeln und einen Reflexionsprozess über Universitätskultur und Lehrkörperstrukturen anstoßen. Ein weiteres Aufgabenfeld wird die Erarbeitung eines neuen Universitätsleitbildes in einem partizipativen Prozess sein“, so Paletschek.

Durch diese Aussage wird eines deutlich: Paletschek ist eine Hochschullehrerin, die sich aktuellen (wissenschafts-)politischen Themen stellt, sich mit Leidenschaft und großem Engagement dafür einsetzt und es auch schafft, ihr Umfeld für ihre Anliegen und Themen zu begeistern. Als Wissenschaftlerin zeichnet sie ein weiter Blickwinkel aus und in ihrer Rolle als akademische Lehrerin bleibt sie stets warmherzig, offen und zugewandt.

Liebe Frau Paletschek, die Arbeitsgemeinschaft Biografien wünscht Ihnen zu Ihrem 65. Geburtstag von Herzen alles Gute und weiterhin so viel Freude bei Ihrer Arbeit.

Ihre

Rebecca Schröder und Antonia Schilling-Malottke,  
Katja Scholtz und Caroline Galm

### zu den Personen

Caroline Galm studierte Geschichte und Deutsch (LA Gymnasium) an den Universitäten Freiburg i. Br. und Paris-IV Sorbonne. Während ihres Studiums absolvierte sie wissenschaftliche Praktika am Institut für Zeitgeschichte in München und am Deutschen Historischen Institut in Washington D. C. (USA). Die ehemalige Stipendiatin der Studienstiftung des deutschen Volkes arbeitet derzeit an einem Dissertationsprojekt zu Kaiserin Augusta (1811-1890). Darüber hinaus ist sie Gymnasiallehrerin, Schulbuchautorin und ausgebildete Mediatorin mit diversen Fort- und Weiterbildungen im Bereich Krisen- und Konfliktmanagement.

Antonia Schilling-Malottke ist Doktorandin bei Prof. Sylvia Paletschek. Sie schreibt ihre Arbeit über die Zentrums- und spätere CDU-Politikerin Helene Weber (1881-1962).

Katja Scholtz studierte Geschichte und Englisch an den Universitäten Freiburg und Sheffield. Nach ihrem Abschluss 2014 absolvierte sie Praktika im Literaturbüro Freiburg und beim Rombach Verlag. Von November 2015 bis Oktober 2018 arbeitete

sie als Wissenschaftliche Hilfskraft für die Stabsstelle Freiburg Research Services der Universität Freiburg. Seit August 2016 arbeitet sie an dem Promotionsprojekt „Geschichte der Friedensbewegung in Baden, 1892-1933“, das von der Landesgraduiertenförderung finanziert wird.

Dr. Rebecca Schröder studierte katholische Theologie, Geschichte und Pädagogik an der Universität Freiburg und promovierte bei Frau Prof. Dr. Paletschek zum Thema „Der Freiburger katholische Theologe Engelbert Krebs auf Weltreise (1926/1927) – Vom Deutschnationalen zum Paneuropäer und katholischen Internationalen“. Aktuell arbeitet sie als Referentin für Auswahl-, Förder- und Netzwerkarbeit im Cusanuswerk e.V. und ist zudem als Lehrbeauftragte tätig.



Blick aus dem Fenster und auf die güldene Uhr. Foto: privat

# Okkultismus – Seminare 2013/2014

von Fides Geist & Judith Ruscher

Es ist der 13. November 2021 – am 64. Geburtstag von Sylvia Paletschek treffen wir uns in Freiburg, um diesen Artikel zusammen zu schreiben.

Wir kennen uns vom Sehen seit dem ersten Semester, doch unsere Freundschaft festigte sich erst durch das Hauptseminar „Freiburg als locus occultus“ von Sylvia Paletschek im Jahr 2013. Mittlerweile arbeitet Fides als Lehrkraft in Stuttgart und Judith in Freiburg, und wir pendeln zwischen diesen auch für Sylvia Paletschek bedeutsamen Städten, um uns zu sehen.

Wir haben uns unabhängig voneinander für das Seminar entschieden, weil es zum einen ein völlig neues und spannendes Themenfeld eröffnete und uns zum anderen Sylvia Paletschek als Dozentin von Kommiliton:innen wärmstens empfohlen wurde. Unsere Erwartungen wurden nicht enttäuscht, am Ende hielten wir ein handfestes Produkt in unseren Händen.

## Station 1: Frauen und Geschichte

Schon der Blick auf Frau Paletscheks Forschungsschwerpunkte zeigt: es wird spannend. Nicht nur, dass Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte explizit in den Blick genommen wird, sondern gerade der Blick auf Frauen- und Geschlechtergeschichte.

Denn während weite Teile der Geschichtswissenschaft sich bis heute nur mit der männlichen Perspektive von und auf Geschichte befasst, wird an diesem Lehrstuhl Perspektive

erweitert und zur Perspektivübernahme animiert. Das heißt, dass Frau Paletscheks Forschungsschwerpunkte nicht auf die Geschichte von Männern beschränkt sind, sondern den Blick auf z.B. Alltagsgeschichte und Frauenperspektive(n) werfen.

Seit einigen Jahren stehen nun auch die nicht-hegemonialen Wissenskulturen auf der Liste der Forschungsinhalte.

## Station 2: Wissenschaftliches Arbeiten

Im Seminar „Okkultes Freiburg“ ging es nicht darum, Hausarbeiten zu verfassen, die abseits der Korrektur nie wieder gelesen werden, sondern darum, ein nachhaltiges Projekt gemeinsam zu erarbeiten. Dazu mussten wir neben der klassischen Herangehensweise an Hausarbeiten (Recherchen, Zitation, Fußnoten, Hausarbeiten und Referate) auch den erweiterten Methodenkanon des/r findigen Historiker:in anwenden und in Archiven stöbern, alle möglichen Quellen ausfindig machen und diese sichten und dechiffrieren. Das hat uns unter anderem bis in die Archive der SPR in Cambridge gebracht, das Filmarchiv und sogar den Nachlass eines Familienunternehmens untersuchen lassen.

Wo Hausarbeiten und Referate in den Schränken der Professor:innen auf immer verschwinden, entwickelte das Seminar einen Stadtrundgang durch Freiburg, in dem unterschiedliche Schauplätze von Freiburg als Locus Occultus vorgestellt wurden. Neben der intensiven Archivarbeit hatte das

Seminar eine kooperative Schaffensform, das aus ständiger Reflexion und Hinterfragen der Beiträge der Kommiliton:innen und des eigenen Beitrags bestand.

## Station 3: Begegnung auf Augenhöhe

Obwohl das Ziel – der Stadtrundgang durch Freiburgs okkulte Orte – stets klar kommuniziert wurde, konnten wir in unseren Themenschwerpunkten ergebnisoffen arbeiten. Nicht immer erwies sich eine Spur bei unseren Recherchen als ergiebig oder eignete sich im Umfang für die Publikation. Genau diese Ergebnisse wurden als notwendige Zwischenschritte der Forschung wertgeschätzt. Nach mehreren Stadtrundgängen wurde eine Homepage mit der Möglichkeit eines digitalen Stadtrundgangs gelauncht und eine weitere Publikation zum Thema veröffentlicht. Bei sämtlichen Arbeiten bildeten wir Studierende den Fokus und wurden in die Öffentlichkeitsarbeit eingebunden. Diese Art der Kollegialität und Begegnung auf Augenhöhe ist nicht selbstverständlich. Es zeigt zweierlei: zum einen das echte Interesse an der Entwicklung der Studierenden zu Wissenschaftler:innen und zum anderen das Vertrauen in deren Fähigkeiten.

Auch in unserer Vorbereitung auf das Staatsexamen wurden wir von Sylvia Paletschek exzellent unterstützt und beraten. Ihre positive Ausstrahlung und wertschätzende Art half uns, die eine oder andere Schwierigkeit in den Prüfungen zu überwinden. Diese Form des Umgangs hat uns geprägt und ist für uns bis heute ein Vorbild im Umgang mit unseren Schüler:innen.

## Station 4: Didaktik

Durch den Stadtrundgang wurde uns eines besonders deutlich: Es lohnt sich, Geschichte an den Orten erfahrbar werden zu lassen, an denen sie geschrieben wurde. Dies erleichtert den Zugang zu Geschichte und schärft unsere Sensibilität für andere Lernorte. Als Lehrkräfte einfach mal rauszugehen und Orte zu erkunden und/oder Schüler:innen Geschichte selbst entdecken zu lassen, motiviert und hinterlässt prägende Erinnerungen.

Besonders deutlich wurde dies in den letzten Jahren immer dann, wenn wir den Schritt gewagt haben

und Stadtrundgänge in Freiburg organisiert haben, der Industriellen Revolution in Waiblingen auf der Spur waren, Gerichtsverhandlungen besucht, Parlamentarier:innen an ihrem Arbeitsplatz auf die Finger geschaut haben, oder die Leitung des Jungen Theaters nach dem Besuch einer Theatervorstellung anschließend interviewt haben. Besonders eindrücklich sind natürlich auch die Besuche an Erinnerungsstätten wie beispielsweise eine Fahrt nach Auschwitz.

## Station 5: Danke

Der Stadtrundgang „Freiburg als locus occultus“ entpuppte sich als eine Schatzkarte. Sie war nicht nur für unsere Freundschaft bedeutsam, sondern hat unser Bewusstsein als (echte) Historikerinnen und unseren weiteren Werdegang beeinflusst und die Liebe zur Geschichtswissenschaft neu entfacht. Hierfür möchten wir uns herzlichst bei Ihnen, Frau Paletschek, bedanken.

## zu den Personen

Fides Geist studierte von 2009 bis 2015 Geschichte und Englisch in Freiburg und arbeitet heute als Lehrerin in Stuttgart.

Judith Ruscher studierte von 2009 bis 2015 Spanisch, Geschichte und Politikwissenschaft in Freiburg und arbeitet heute als Lehrerin in Freiburg.



# Studentische Lebenswelten – über 50 Jahre nach 1968

von Leon Pfaff

## Von der Provinz in die Großstadt und zurück

Bereits im dritten Semester meines Geschichtsstudiums, dem WiSe 2016/17, kam ich mit dem Lehrstuhl von Sylvia Paletschek in Berührung, wenn auch unbewusst. Als ich am Ende meines zweiten Bachelor-Semesters aus dem 3.500 Personen zählenden Dorf Zell-Weierbach bei Offenburg im Sommer 2016 nach Freiburg zog, war die Anzahl der für mein Geschichtsstudium besuchten Veranstaltungen noch recht überschaubar: Ich besuchte Proseminare und Vorlesungen brav gemäß dem Studienverlaufsplan, ohne mich dabei aber richtig im Studienfach angekommen zu fühlen. Dies änderte sich, als ich im besagten Wintersemester über den Tellerrand des Verlaufsplanes hinausblickte und entdeckte, dass am Historischen Seminar der Albert-Ludwigs-Universität mit Übungen eine ganz andere Veranstaltungsart angeboten wurde, als die mir zu diesem Zeitpunkt bekannten. Dass von Wolfgang Gall – am Lehrstuhl von Sylvia Paletschek – dann auch eine Übung zu der Stadt, aus der ich eben erst weggezogen war, angeboten wurde, interessierte mich umso mehr.

Die Quellenarbeit im Staatsarchiv Freiburg, der regionale Bezug und der Einblick in das Stadtarchiv Offenburg, den ich in der Übung bekam, waren es, die mich faszinierten und mir klar machten, dass das Geschichtsstudium doch mehr Möglichkeiten bietet, als bloße Vorlesungen und Textdiskussionen in Seminaren. Während ich den September 2017 im Rahmen meines Studiums dann im Stadtarchiv Offenburg ein einmonatiges Praktikum absolvierte, konnte ich

mich immer weiter in die Stadtgeschichte einarbeiten und erfuhr so auch von einer Ausstellung über die Jugend- und Musikkultur der 1960er und 1970er Jahre in meiner Geburtsstadt.

## 1968 und die Folgen

Dass im Sommersemester 2018 dann anlässlich der 50. Jährgang von 1968 ein Hauptseminar angeboten wurde, welches die zeitgenössischen Aspekte mit regionalem Bezug verband, erschien mir geradezu geeignet, um einen Einblick in die wissenschaftlichen Aspekte der Zeitgeschichte zu bekommen. Eigentlich war das Seminar „Freiburg 1968“ unter der Leitung des Soziologen Ulrich Bröckling und der damals 60-jährigen Sylvia Paletschek explizit für Masterstudierende konzipiert – doch Wolfgang Gall erkundigte sich dankenswerterweise für mich bei seiner Duzfreundin, ob ich denn zumindest als Gasthörer am Seminar teilnehmen könne, was kein Problem darstellen sollte. Zu dieser Zeit hatte ich bereits erste Ideen für meine Bachelorarbeit, die ich über die 1960er und 1970er Jahre im rund 60 Kilometer von Freiburg entfernten Offenburg schreiben wollte.

Dank eines Anrufs von Sylvia Paletschek bei der GeKo durfte ich das Hauptseminar dann sogar regulär besuchen und mir als Prüfungsleistung in meinem Studium anrechnen lassen. Das Seminar selbst war überraschend offen und erfrischend gestaltet – ganz anders als die reinen Lektüreveranstaltungen, die ich bis dahin besucht hatte. So gaben Sylvia Paletschek und Ulrich Bröckling gemeinsam mit Franz Leithold von der UB Freiburg

uns Studierenden Einblicke in verschiedene Methoden der Geisteswissenschaften und so kam ich das erste Mal mit der Oral History und Zeitzeug\*innengesprächen als Quellenarten in Berührung.

In der mündlichen Prüfung, die ich als Prüfungsleistung bei Sylvia Paletschek abzulegen hatte, sprachen wir dann im September 2018 über den Stellenwert und die Rolle von Musik bei den Ereignissen von 1968, mit Fokus auf die Freiburger Protestereignisse und Alternativkulturen. Nach dieser für mich sehr wichtigen Prüfung und aufgrund der offenen und freundlichen Art von Sylvia Paletschek stand dann auch schnell fest, dass dies die Grundlage meiner Bachelorarbeit bilden sollte – wenn auch der regionale Fokus etwas verschoben sein sollte.

## Angekommen: Arbeiten über und mit mittelstädtischen Quellen

So verfasste ich im Wintersemester 2018/19 meine Bachelorarbeit unter dem Titel „Jugend- und Musikkultur in Offenburg 1968-1973“. Vom Titel her angelehnt an eine Arbeit über die Beatkultur Freiburgs, die Sylvia Paletschek einige Jahre zuvor betreut hatte, führten mich meine Recherchen für die Arbeit wieder ins Stadtarchiv Offenburg und in die Wohnzimmer einiger Zeitzeug\*innen, die mir von ihren musikalischen Erfahrungen auf Konzerten großer Bands und eigener gespielter Konzerte berichteten. Sylvia Paletschek betreute die Arbeit sehr zuvorkommend und stand mir stets als Ansprechpartnerin zur Verfügung. Nach anfänglichen Unsicherheiten und der Vorstellung meiner Arbeit im Kolloquium von Sylvia Paletschek (in welchem sie die dortigen Anwesenden auf den Freiburger Weihnachtsmarkt einlud) war mir dann klar, welchen Kurs die Arbeit einschlagen sollte und ich konnte sie als Untersuchung über die Alternativ- und Teilkulturen Offenburgs dann im Frühjahr 2019 abgeben.

Welche Bedeutung die Arbeit und deren Betreuung und Bewertung durch Sylvia Paletschek für meinen weiteren Weg hatten, zeigt sich daran, dass ich aufgrund der erhaltenen Note nicht nur mein Masterstudium in Freiburg beginnen konnte, sondern auch auf Grundlage der Bachelorarbeit 2020 meinen ersten öffentlichen Vortrag halten und meinen ersten Aufsatz publizieren konnte. Der Aufsatz, von dem ich Sylvia Paletschek natürlich ein Exemplar zusandte, fand rege Beachtung im 100. Sammelband der Ortenau, der regional-

geschichtlichen Zeitschrift für Mittelbaden. Im Wintersemester 2021/22, als die pandemische Situation fälschlicherweise eingedämmt schien, begegnete ich Sylvia Paletschek auch wieder für einige Sitzungen persönlich, als ich das Hauptseminar von ihr und Muriel Lorenz zu lesbischen Lebenswelten in der Region besuchte. In diesem erneut sehr innovativen und unkonventionellen Seminar beschäftigte ich mich mit anderen Studierenden intensiv mit Primärquellen und der Archivarbeit, vor allem auf kommunaler Ebene und natürlich wieder im Stadtarchiv Offenburg und nach meinem Wegzug aus Freiburg zurück nach Hause recherchierte ich auch im Gemeindearchiv meines langjährigen und gegenwärtigen Wohnorts Zell-Weierbach.

## Ausblick

Beim Lesen dieses Textes nach Ihrem 65. Geburtstag am 13. November 2022, liebe Frau Paletschek, dürfte meine Masterarbeit zum Weinbau während des Nationalsozialismus in Zell-Weierbach bereits abgeschlossen sein und Ihnen als Zweitkorrekturin womöglich schon vorliegen. Unabhängig davon, wie Sie diese bewerten, möchte ich Ihnen meine herzlichsten Glückwünsche, alles Gute (auch für die Zukunft) und meinen größten Dank aussprechen! Mit 65 Jahren denken viele Menschen vermutlich schon an ihren beruflichen Ruhestand, Sie allerdings haben sich im vergangenen Jahr zusätzlich der Aufgabe angenommen und sind seither Prorektorin für Universitätskultur. Diese haben Sie sicherlich nicht nur in meiner beispielhaft aufgezeigten Biografie, sondern auch für viele andere Studierende und deren Lebenswelten nachhaltig geprägt. Ohne die vielfältigen Veranstaltungsangebote Ihres Lehrstuhls, Ihre offene Art und das Interesse an regionalgeschichtlichen und vielen weiteren Themen wäre (nicht nur) das Historische Seminar der Uni Freiburg mit Sicherheit nicht so divers, wie es derzeit ist.

## zur Person

Leon Pfaff (\*1996) stammt aus Offenburg und studierte von 2015 bis 2019 an der Albert-Ludwigs-Universität im Bachelor Geschichte und seitdem den Master Vergleichende Geschichte der Neuzeit. Seine Interessens- und Forschungsschwerpunkte liegen in der regionalen Alltags- und Kulturgeschichte des 20. Jahrhunderts.



# UNI-ALLTAGS-FRAUEN\* POP-GESCHICHTEN MIT SYLVIA

VON MARIE, MIRJAM, CHRISTA



BOULDERN IN BOULDER. ODER:  
VERSCHÄRFTE RISIKOPASSAGEN BEGLEITEN...



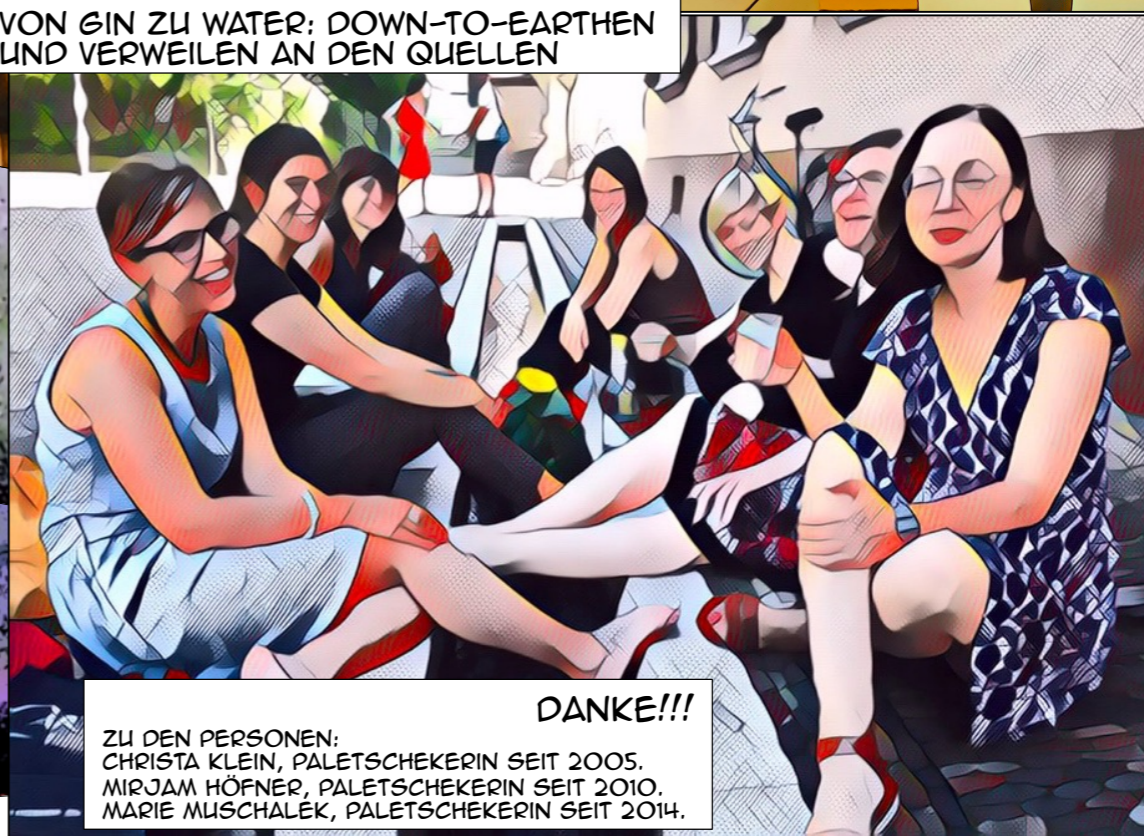
AUFMERKSAM,  
SACHKUNDIG,  
EMPOWERND - SO  
BETREIT SYLVIA  
NACHFOLGENDE  
HISTORIKER\*INNEN  
-GENERATIONEN.  
BESONDERS BEIM  
ERKLIMMEN  
TÜCKISCHER  
QUALIFIZIERUNGS-  
FELSWÄNDE UND  
BEIM HÜRDEN-  
NEHMEN IN (POST)  
DOC PHASEN  
BEGLEITET SIE  
AUS SCHÜTZENDER  
DISTANZ. UND  
KREIERT AUF DIESE  
WEISE RAUM FÜR  
WERDENDES UND  
BLEIBENDES.

...schließlich „darf bezweifelt werden“,  
dass der „hohe Konkurrenzdruck und die  
lange Unsicherheit über den Verbleib an  
der Universität eine notwendige  
Voraussetzung für qualitativ hochwertige  
Forschung und Lehre war oder sein mußte,  
[...], da die lange Unsicherheit und  
Unplanbarkeit Innovation bremste und  
Humankapital verschleuderte.“

Sylvia Paletschek, Verschärfte Risikopassage, in Forschung & Lehre  
11 (2004), S. 600.



VON GIN ZU WATER: DOWN-TO-EARTHEN  
UND VERWEILAN AN DEN QUELLEN



ZU DEN PERSONEN:  
CHRISTA KLEIN, PALETSCHEKERIN SEIT 2005.  
MIRJAM HÖFNER, PALETSCHEKERIN SEIT 2010.  
MARIE MUSCHALEK, PALETSCHEKERIN SEIT 2014.

DANKE!!!

GLASDECKEN ÖFFNEN...  
... IMMER WIEDER NEU



HOCH HINALS MIT SYLVIAS SIT-INS: IHRE DOC-DAYS SIND  
MOMENTE DES GEMEINSAMEN RESPEKTvollen AUStAUStCHS, DER  
DISKUSSIONSFREUDE UND DER SUCHE NACH DEM SINNSTIFTENDEN  
WISSENSCHAFTLICHEN PROJEKT. KINDER UND HUNDE SIND  
WILLKOMMEN. VERSCHIEDENE POLITISCHE POSITIONEN SIND  
ERWÜNSCHT. SYLVIA LEBT UNIKULTUR VOR, WIE SIE SEIN SOLLTE:  
META UND MENSCHLICH - IHR KÖNIG\*INNENWEG.

# Die ganz, ganz wahre Geschichte von den Froschleitern

von Christa Klein

Sylvia Paletschek beschwerte sich einmal über das Foto, das ihrem schwungvoll-konzise geschriebenen Artikel „Verschärfte Risikopassage. Ein historischer Blick auf Nutzen und Nachteil der deutschen Privatdozentur“ (Paletschek 2004) hinzugefügt worden war – Bildunterschrift: „Der Hochschul-lehrer als Freeclimber“. Sie schlug die Hände vors Gesicht und lachte kopfschüttelnd: „Nichts kapiert, einfach re-kapituliert. Frauen gibt’s mal wieder nicht, umso mehr Bewunderung für vermeintliche ‚freeclimber‘.“

Schon Max Weber (1919: 583) hatte kritisiert, dass „bei uns die Laufbahn eines Mannes der Wissenschaft im ganzen auf plutokratischen Voraussetzungen aufgebaut ist“. Freeclimbing ohne soziale Netzwerke? ohne Privatvermögen? ohne Aussicht? mit Kind oder Familie? mit Migrationshintergrund? mit Behinderungen? gegen Rassismus? „Mit dem natürlichen Risiko des Scheiterns, den jedes hohe berufliche Streben mit sich bringt, hat dies fast gar nichts mehr zu tun“, schloss fast vierzig Jahre später auch der Hofgeismarer Kreis (1956: 478). Vielmehr befördere das deutsche universitäre freeclimbing-Prinzip einen „Verschleiß an wertvollster menschlicher Substanz, der unerträglich geworden ist“, da – so Sylvia (2004: 400), wiederum fast 50 Jahre später – „die lange Unsicherheit und Unplanbarkeit Innovation bremste und Humankapital verschleuderte“.

„Die Universität muss ein Risiko bleiben“ hallte dagegen das Echo jener professoralen Stimmen nach, die ich damals studierte, analysierte, kontextualisierte, während sich alles in der dritten Verschärfung wiederholte. Wenn’s zu frustrierend

wurde, schlich ich zu dem Teil des Bücherregals, in dem ganz weit hinten, fast verschüttet „Die Zauberin Uhle“ steht, meine älteste Begleiterin, entsprechend verschlissen, Ion Creangă Verlag, noch mit dem Ausreisestempel aus Rumänien versehen.

*Frau Uhle rannte auf ihren alten Beinen in die Stadt. Dort gab es einen klugen Mann, der alle Tiere liebte und der fast alles über sie wußte.*

*„Herr Klemm“, jammerte sie, „unsere Frösche sind in den Graben gefallen; zu Tausenden liegen sie dort und können nicht heraus!“*

*„Das ist schlimm“, sagte der Professor. „Das bringt die ganze Welt in Unordnung. Sie werden ihre Eier in den trockenen Graben legen, dann können die Kaulquappen nicht schlüpfen... Ach, ach“, sagte er, „das gibt eine Katastrophe in unserem Wald. Was tun wir nur, was tun wir nur?“*

*Und er schaute sehr besorgt und traurig drein.*

*Da sagte Frau Uhle: „Es wird keine Katastrophe geben, das verspreche ich Ihnen“. Und sie ging fort.*

Es muss um den Jahreswechsel 1989/1990 gewesen sein, als Tante Erna, bei der wir in jenem Dezember unsere Hausaufgaben machten, mir dieses Buch schenkte.

Meine Mutter war mit meinem zwei Monate alten Bruder in der Klinik in Bukarest. Auch dort gab es dauernd Stromausfälle, die „Revolution“ war in vollem Gange. Mein Vater betreute drei Gemeinden und nahm uns häufig mit. Konfirmandenunterricht

im Schein von Altarkerzen, wenn die Petroleumlampe aufgab. Dann las der ältere Junge aus der rumänischen Braille-Bibel vor – jedes Mal besser. Zumindest verstand ich immer mehr. Wir konnten ja kaum Rumänisch. Aber wir kannten alle Bibelgeschichten, zumindest in der Version meines Vaters. Grimms Märchen hingegen konnten wir auswendig und „lasen“ weiter, wenn er mal wieder einschlief. Hauffs Märchen hielten ihn wach. Mit Kästner konnten wir kaum aufhören, Robinson Crusoe aber war gar nicht geheuer, selbst mein Vater übersprang nach erstem Elan zusehends größere Abschnitte und gab es dann auf.

„Die Zauberin Uhle“ war anders als das alles. Allein die Zeichnungen: Nachdem ich sie sah, malte ich Gesichter nicht mehr rund, sondern als „Rhomben“, der Form, in der meine Mutter auch meine Lieblingskekse schnitt. Auf den Bildern hatte Uhle rote Augen, geradezu weiße Haare und eine fast grünliche Haut. Vor allem wegen ihrer Augen hielten alle sie für eine Hexe. So lebte sie mit dem Raben, der Eule, der Riesenspinne Arachne und dem kleinen Männlein Wart-ein-bisschen abgeschieden in einer alten Mühle im Wald – und freute sich immer über Besuch.

Tante Erna „besuchten“ wir nicht wirklich, nahmen auch nie Kuchen mit. Sie hatte auch weder Ähnlichkeiten mit Uhle, noch war sie unsere Tante. Sie war brünett und Lehrerin und wir sollten bei ihr unsere Hausaufgaben machen. Zunächst war sie etwas irritiert von mir, nahm sogar meinen Vater beiseite. Aber sie entdeckte bald, dass es Uhle war, die dafür sorgte, dass ich so schnell mit den Hausaufgaben fertig war. Denn zum Abschied, als Mama in schwarz und der kleine Dieter wie Schneewittchen nach Hause kamen, schenkte sie mir das Buch, jenen Magneteten ihres Bücherregals, der mich zur Eile getrieben hatte.

Mama war eher skeptisch. Geschichten, in denen Kinder als Spielgeld und Schlangentänzerinnen eingesetzt werden, seien nichts für Kinder. Ich aber kannte die vielen Vorbehalte Uhle gegenüber aus dem Buch nur allzu gut. Also verwies ich darauf, dass es sich immerhin um die erste Umwelthehe handele. Dass die Geschichte *de facto* „Die ganz, ganz wahre Geschichte von der Krötenhexe“ hieß, behielt ich lieber für mich. Zwar hatte Tante Erna, als ich mich erkundigte, was es denn damit auf sich habe, geschmunzelt – „si non è vero, è buon trovato“ und wir hatten den gesamten Nachmittag

damit verbracht, uns „ganz wahre“, „ganz, ganz wahre“ und „gaaaanz, gaaaanz wahre“ Geschichten zu erzählen. Aber meine Mutter kannte dieses Spiel nicht. So las ich ihr einfach ab der Stelle vor, als die Frösche noch in ihren Winterquartieren im Wald ruhten, während Arbeiter kamen und einen Graben aushoben. Der Graben aber lag zwischen Wald und Weiher und alle Frösche, alle Feuersalamander, alle Molche fielen hinein, als sie zum Mühlteich strömten, alle Lurche, alle Kröten, alle Laubfrösche.

*Als Uhle wieder im Wald war, kleidete sie sich in alte Lumpen. Und sie nahm zwei große Taschen und stieg in den Graben ein. Dort packte sie in mühseliger Arbeit die verunglückten Frösche in ihre Taschen und leerte sie auf der Seite des Grabens wieder aus, die zum See hin lag. [...] Sie ruhte nicht und sie sprach kein Wort. Wart-ein-bißchen stand nachdenklich dabei und hätte ihr gern geholfen, wenn er nicht gar so große Angst vor Fröschen gehabt hätte.*

*Und genau zu dieser Zeit, als Frau Uhle verbissen mit dem Unglück rang, das nicht einmal ihr eigenes Unglück war, mußten die Stadtväter mit dem Bürgermeister wieder vorbeikommen, um zu sehen, ob die fremden Arbeiter den Graben am Mühlteich auch richtig gezogen hatten. Sie fanden Uhle, in Lumpen gehüllt im Graben stehen und die glitschigen Frösche einsammeln...*

*Mit sprechenden Blicken sahen die Stadtväter einander an.*

*Einige nickten vielsagend mit ihren Glatzköpfen.*

*Einer brummte: „Haben wir nicht recht gehabt? Uhle ist eine Hexe! Und nun ist sie sogar eine Krötenhexe!“*

*Und ein anderer sagte: „Aus diesen Kröten braut sie wohl ihre Zaubersäfte.“*

*Daraufhin nickten die anderen so stark, daß keiner von ihnen den Mut fand, Frau Uhle zu verteidigen.*

Ich rauchte eine Zigarette, setzte mich wieder an den Schreibtisch und nahm mir den Aufsatz von Sylvia nochmal vor. Der Fleck in Grau-Schwarz, den mein Drucker aus dem Foto gezaubert hatte, war kaum zu entziffern: Gender-Erkennbarkeit ausgeschlossen, das Bild war aber offensichtlich ein *fake*. Dennoch erinnerte mich die „freeclimbing“-Haltung an... – ja, tatsächlich!: Die Kröte auf der langen Treppe zum Marxenweiher.

Bei einem nächtlichen Spaziergang in Günterstal am südwestlichen Hang waren wir ihr begegnet. Gestreckt auf ihren muskulösen Hinterbeinen kam sie mit ihren Vorderbeinen bis zum Rand der nächsten Stufe. Über den hob und zog sie sich langsam empor um schließlich erneut vor einer Stufe zu hocken. Dann ging's von vorne los. Mit jeder Menge Rückschlägen. Einmal brauchte sie sieben Anläufe. Es war kaum mitanzusehen. Aber Mme Kröte kraxelte weiter. Die Stufen waren glitschig, teilweise war Mauerwerk abgesplittert. Ratten huschten vorbei, Fledermäuse streiften die Luft. Ich dachte an die muntere Storchenfamilie und den Reiher, den wir tags zuvor mit einem Hamster (!) im Schnabel gesehen hatten. Ich dachte an Uhle. Wollte die Kröte die Treppe hochtragen, ihr diese Mühseligkeit und all die Gefahr ersparen. Aber Ramón sagte: „Vorsicht. Besser nicht anfassen. Damit kannst Du sie traumatisieren. Sie wird es schaffen. Vertrau ihr.“ Ich starrte unschlüssig von Ramón zu Mme K., die Treppe rauf und wieder runter. Version Uhle fiel aus, Traumatisierung war keine Option. Vertrauen?, sowieso, wie Luhmann (1968: 8) schon so treffend bemerkt, „[o]hne jegliches Vertrauen aber könnte er morgens sein Bett nicht verlassen“. Vertrauen in diese Kröte? Unbedingt. Aber, ach! schon wieder: Pardauz!

„Wart ein bisschen.“ Wir fingen an, an den schwierigsten Stellen Froschleitern zu improvisieren. Der Spaziergang dauerte, die Treppe war lang, Froschleiternbauen braucht mehr Zeit als Hausaufgabenmachen. Aber ich war ja nicht allein. Als wir dann unsere Runde am Marxenweiher vorbei gedreht hatten, an dem's schon mächtig abging, war an der Treppe keine Kröte mehr in Sicht. Ramón aber hörte sie leise rascheln: In dem Gebüsch neben der Treppe, mit Blättern getarnt, hatte sie sich ein Plätzchen zum Schlafen gesucht. Höchste Zeit, der Morgen dämmerte.

Ich schob den Schreibtischstuhl zurück und stand auf. Verstaute Uhle wieder hinten im Regal. Zückte einen Stift und korrigierte die Bildunterschrift: Über die Notwendigkeit von Froschleitern. Dachte an Sylvia, Profi in dem Projekt *Froschleitern für alle*. An die vielen Rückschläge. Das Hände-vors-Gesicht-schlagen. Das Lachen. Das Weitermachen. Am besten im Team.

## Literatur

Paletschek, Sylvia (2004), Verschärfte Risikopassage. Ein historischer Blick auf Nutzen und Nachteil der deutschen Privatdozentur, in: *Forschung & Lehre* 11: 598–600.

Weber, Max (1919), Wissenschaft als Beruf, in: Winckelmann, Johannes (Hg.): Max Weber. *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, Tübingen: Mohr, 1988: 582–613.

Hofgeismarer Kreis (1956), Neugliederung des Lehrkörpers, in: Neuhaus, Rolf (1961) (Hg.), *Dokumente zur Hochschulreform 1945–1959*, Wiesbaden: Steiner, 1961: 466–504.

Terschak, Ricarda (1984), *Die Zauberin Uhle*, Bukarest: Ion Creangă.

Luhmann, Niklas (1968), *Vertrauen. Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität*, 5. Aufl., Konstanz: UVK, 2005.

## zur Person

Christa Klein hat sich als Studentin gefragt, warum die coolen Leute an der Uni alle sagten, sie hätten Glück gehabt. Jetzt weiß sie's. Und muss immer zwinkern, wenn sie sich wieder mal dabei ertappt, dass sie mehr von Sylvia gelernt hat, als ihr bewusst ist.



# Wege zum ÜR 2. Das KG IV als Livingroom

von Vera Marstaller & Yvonne Antoni

Der Weg in den Übungsraum 2 im KG IV ist kompliziert: Wichtig ist, nicht auf der falschen Seite die Treppe oder den Aufzug zu nehmen, zum Beispiel. Wer hier einen Fehler macht und statt vom Nebeneingang vom Haupteingang aus sich in den fünften Stock begeben hat, landet in der Soziologie, und nicht in der Geschichte. Da wurde dann nicht nur eine disziplinäre Grenze überschritten, sondern auch eine räumliche, vor allem, wenn im Übungsraum der Soziologie gerade eine Veranstaltung stattfindet. Obwohl es sich durchaus lohnen kann, den falschen Weg genommen zu haben, gibt es bei den Soziolog\*innen doch öfters mal einen Grund zu feiern und ein Gläschen Sekt und viel Gelächter. Es trennt nur eine schmale Tür den Spaß der Soziologie vom Ernst der Geschichte. Denn es gibt zwar eine direkte Verbindung zwischen den beiden Disziplinen, die ist aber etwas geheim versteckt hinter einer Tafel und nur Eingeweihten vertraut. Und es kann eben vorkommen, dass die Soziolog\*innen die Historiker\*innen blockieren und die Historiker\*innen also wieder nach unten, und dann – und das ist fast das anspruchsvollste für Menschen, die das KG IV nicht kennen, da Ortsunkundigen erfahrungsgemäß die Architektur so wie dieser Satz wie ein Labyrinth erscheint – einmal den Rundgang vorbei an der Geschichte ab dem 19. bis zum 21. Jahrhundert im Westen und im Osten bis zur anderen Seite gehen müssen. Dabei ist es gar nicht so schwierig, der Weg führt eben einmal rundherum.

Wer gleich zielorientiert und auf die Geschichte konzentriert von der Rampe aus gestartet ist, muss ebenfalls mit Verzögerungen rechnen. Schon vor der Tür wird nicht selten vor, zwischen oder nach der

Beschäftigung mit dem NS geraucht, da kann es schon zu den ersten ungeplanten Fachgesprächen kommen. Und dann folgen die nächsten Erschwernisse: zunächst die Entscheidung, Treppe oder Aufzug? Wobei sich diese Entscheidung in den letzten Jahren oft erübrigte, da der Aufzug ab Anfang 2020 wegen der möglichen Coronaviren im engen Raum, dann ab Sommer 2022 in der Hoffnung, Putin zu ärgern, oft ungenutzt blieb. Aber ohnehin ist die Treppe zum ÜR 2 für Schrittzähler\*innen schon immer sehr attraktiv gewesen, der geschichtliche Wandel durch außer-kg-vierliche Ereignisse ist hier nicht stark, bei vielen sollte eher eine Kontinuität des Treppensteigens angenommen werden. Quellen zum Treppen- und Aufzugsnutzungsverhalten im KG IV fehlen allerdings, es kann hier nur spekuliert werden (1). Doch gerade beim Treppensteigen können Historiker\*innen auf direktem Weg oder über Umwege nach oben auf verschiedenen Stockwerken Menschen aus der eigenen Zunft oder auch der Anglistik und der Politikwissenschaft begegnen. Auch dies sollte eingeplant werden, um dennoch pünktlich anzukommen, da sich auf diesem Weg immer auch interdisziplinäre Interaktionen ergeben können. Denn vor allem für geschlechtertheoretisch Interessierte sind auch innerdisziplinäre Treffen im KG IV transdisziplinäre Erfahrungen aus dem dritten und vierten Stock.

Gerade unangenehme Gespräche können aber auch durchaus nützlich sein, wenn sie dazu führen, doch noch einmal auf die Toilette zu gehen. Im fünften Stock neben dem ÜR 2 ist zwar eine Toilette, und das ist zudem eine der wenigen uns bekannten Unisex-Toiletten in Freiburg. Nur ist die sehr oft

verschlossen, und wenn offen, dann doch nur eine einzige, und, das wurde hoffentlich schon deutlich, der Weg dorthin ist beschwerlich. Gerade die Toilette im KG IV ist auch aus einer geschlechtertheoretischen Perspektive ein interessanter Raum. Hier nämlich haben wir seltener als andernorts auf eine freie Frauentoilette warten müssen, und das ist bemerkenswert. In anderen Gebäuden, in denen Vorlesungen von Sylvia Paletschek stattfanden, ist das anders, da können sich durchaus die klassischen Schlangen bilden. Wobei sich hier immerhin Gespräche entwickeln können über das gerade gelehrt Thema, auch wenn aus la Terreur dann schonmal ein Törö wird (2).

Doch zurück zum KG IV. Wer also all diese Hürden geschafft hat, befindet sich in einem Raum im Dachgeschoss mit so schrägen Wänden, dass sich das Gefühl einstellen kann, in einem Zelt zu sitzen. Bei Regen prasseln die Tropfen durch die Schräge besonders laut auf die kleinen Fenster, das verstärkt den Zelteindruck. Bei Hitze war es lange unerträglich, auch das kommt den körperlichen Erfahrungswerten in einem Zelt näher als derjenigen aus konzentrierten Arbeitsumgebungen. Mittlerweile gibt es schon seit einiger Zeit eine Klimaanlage, die wiederum durchaus etwas zu kühl sein kann, das schmälert den Zelteindruck etwas. Aber auch die Geschichte geht eben mit der Zeit, wie beim Thema Aufzug schon deutlich wurde. Bei anderen Themen nicht, aber über Toiletten wurde schon genug gesagt.

Da wir nun aber endlich im ÜR 2 angekommen sind (die Eine schneller, die Andere langsamer – je nach Wahl des Weges oder Umweges), sollte der Text auch hier bleiben und auf Umschweife spätestens jetzt verzichten. Kann das für viele Generationen an Historiker\*innen heimatähnliche KG IV als Livingroom im Großen betrachtet werden, wird während einer Veranstaltung von Sylvia Paletschek der zeltähnliche Raum im Dachgeschoss zu einem Livingroom im Kleinen. Nicht, weil hier ein Feierabend im Privaten stattfindet wie bei den Soziolog\*innen, (3) sondern vielmehr, da dann Geschichte lebendig wird. Von Sylvia Paletschek können wir lernen, wie in Räumen und Orten der Vergangenheit Geselligkeit inszeniert und erfahren wurde und wichtige Erkenntnisse für Gegenwart und Zukunft und auch für uns selbst mitnehmen. In ihren Lehrveranstaltungen kommen alle, die möchten, zu Wort, fühlen sich aber auch nicht gedrängt – höchstens ermutigt, im geschützten

Raum die eigenen Grenzen zu überwinden. Gerade, weil bei Sylvia Paletschek alle willkommen sind und Wertschätzung erfahren, kann auch das Studium der Vergangenheit die Menschlichkeit im Hier und Jetzt bewahren.

## Anmerkungen

(1) Nochmal überprüfen.

(2) Vertiefend hierzu vgl. auch \*\*\*

(3) Literaturverweise hierzu finden sich in Dokument .final\_final\_2\_überarbeitet.docx.

## zu den Personen

Vera Marstaller besitzt ein blaues Sofa aus dem KG IV. Sie lebt und arbeitet schon so lange an der Uni Freiburg, dass das KG IV ein zweites Zuhause geworden ist, hält aber Ausschau, mal an der Schule, mal im Institutsviertel, mal auf Dienstreisen, ob es dort nicht gemütlichere Sofas gibt.

Yvonne Antoni verließ das KG IV, um in die weite Welt hinauszuziehen. Nach Stopps in größeren und kleineren Städten hat sie es immerhin bis nach Emmendingen geschafft. Wenn das Heimweh nach dem KG IV zu groß wird, schleicht sie heimlich durch die Rempartstraße auf der Suche nach Kaffee und Doppelkekse.

# Durch das Jahr mit Frau Paletschek

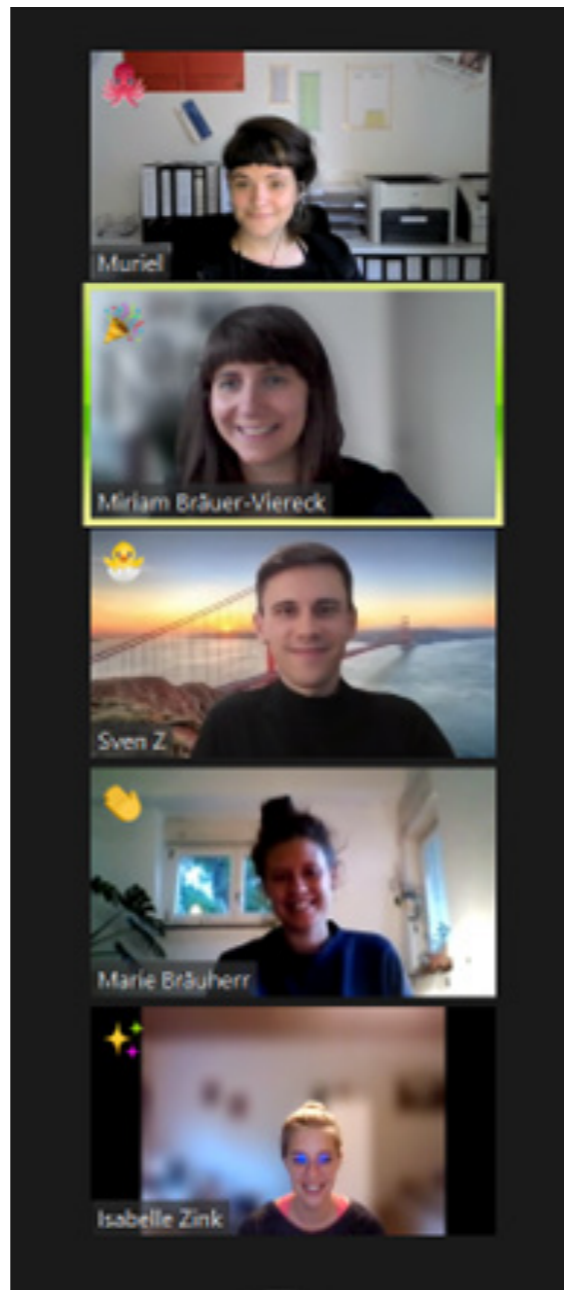
von Miriam Bräuer-Viereck, Marie Bräuherr, Muriel Lorenz, Sven Zepf & Isabelle Zink

***Kaum zu glauben, aber wahr,  
Sie feiern das 65. Lebensjahr.  
Dazu gratulieren wir von Herzen  
mit Kuchen und Geburtstagskerzen.***

***Für Sie gearbeitet haben wir immer gern.  
Etwas zu beklagen, lag ja stets fern.  
Ein großes Dankeschön schien uns angebracht  
also haben wir fleißig nachgedacht.***

***Überlegt haben wir nicht nur bei Zoom  
„Was könnten wir Besonderes tun?“  
Nun wollen wir zu Ihrem Feste  
reimen nur das Allerbeste.***

***Mit Ihnen einmal durchs ganze Jahr,  
das wird lustig, ist doch klar!  
Wir hoffen, Sie haben Freude daran.  
Genug geredet, wir fangen an!***



Wie gewöhnlich startet das neue Jahr,  
ein wenig verschlafen und träge im Januar.  
Noch etwas müde schleichen wir ins Sekretariat,  
doch dort überrascht uns Frau Paletscheks frische Art!

Schon im Flur grüßt sie mit strahlendem „Hallo!“  
Immer gut gelaunt – immer froh.  
Sie saust um die Ecke mit flottem Schritt,  
top gestylt – Fashion-Trends, die macht sie mit!

„Was gibt’s Neues im Sekretariat?“  
„Wo kann ich helfen? Wo braucht es Rat?“  
Bei jeglichen Zweifeln, Sorgen und Fragen,  
unterstützt und berät sie – wir können nicht klagen!

Besonders wenn das Semester zu Ende geht,  
und wieder extra viel auf der To-Do-Liste steht,  
hilft sie uns Paletscheker\*innen mit viel Wertschätzung,  
auch bei jeder Dienstbesprechung.

Nicht fehlen darf neben viiiiel Kaaaaffee dabei,  
selbstverständlich das obligatorische Brötchen mit Ei,  
eingedeckt mit Keksen und Kuchen,  
lässt sich das Planen viel besser versuchen!

Im Februar und März ist’s schon nicht mehr so kalt,  
das heißt: das nächste Semester startet bald!  
So schmieden wir mit viel Elan  
wochenlang am neuen Kolloquiumsplan.

Denn so viele Studis wünschen sich jedes Jahr,  
Frau Paletscheks Betreuung für ihre BA/MA.  
Stets unterstützend und hilfsbereit,  
betreut sie konstruktiv zu jeder Zeit!

Danach begibt sich die Chefin zur Korrektur  
wie immer nach Falkensee in Arbeitsklausur  
Liest seitenlange Arbeiten und schreibt Feedback  
und dann heißt es wieder: Palet-CHECK

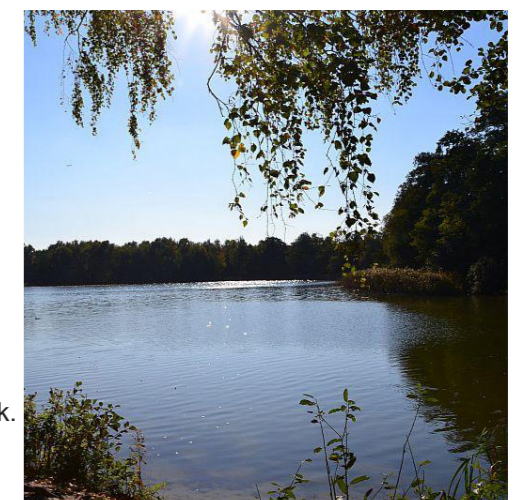
Das Ergebnis sind Gutachten besonderer Art,  
perfekte Klappentexte, zur Veröffentlichung parat.  
Die Gedanken der Studis auf den Punkt gebracht,  
und immer noch ein Stückchen weitergedacht.

Auf „Korrektururlaub“ folgt privates Freizeitglück,  
auch dafür zieht sie sich in die brandenburgische Provinz zurück.  
Ins neue Semester startet sie mit viel Leidenschaft  
und das ist eine wahre Superkraft!

3. OG

Seminar für Wissenschaftliche Politik  
Prof. Dr. Dr. h.c.mult. W. Jäger  
Prof. Dr. G. Riescher  
Prof. D. J. Rüland

Historisches Seminar  
Prof. Dr. S. Paletschek  
Prof. Dr. J. Leonhard  
Prof. Dr. S. Dabringhaus





Was ist denn das für eine lange Schlange im KG IV?  
Die Studis wollen in Frau Paletscheks Sprechstunde hier!  
Sich zu Hausarbeiten und Co. beraten lassen  
und gemeinsam klare Gedanken fassen.

Überforderung scheint Frau Paletschek nicht zu kennen,  
mit vollem Kalender ließ sie sich zur Prorektorin ernennen.  
Doch nach der Arbeit kommt der Lohn:  
die regelmäßige Team-Fusion!

Wenn das Sommer-Semester ist vorbei,  
geh'n wir gemeinsam essen im Chadda Thai.  
Nicht mit süßem Sprudel mag die Chefin ihr Bier,  
lieber saures Radler – natürlich erst nach vier!

Als sommerliches Event auch jedes Mal klasse:  
Aperol Spritz trinken auf der Terrasse.  
Da ging Frau Paletschek unter die Entdecker:  
Filter, die machen Selfies noch viel kecker.



Die Blätter fallen, ein neues Semester beginnt  
Studierende kämpfen sich radelnd durch den Wind.  
Auf der Suche nach neuen Sichtweisen –  
von den lauten, aber auch von den leisen –  
gelangen sie auf einen unscheinbaren Flur:  
“Was ist denn das für eine Professur?”

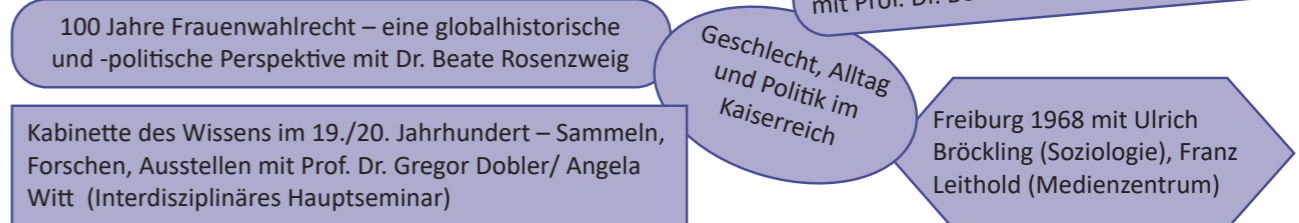
Das ist die Frau Paletschek – wie jede\*r weiß!  
Die macht doch hier den heißen Scheiß!

Studierendenproteste, Frauenwahlrecht, Populäre Geschichtskultur  
Für was entscheide ich mich da nur?  
Umbruch '89, Historische Anthropologie, Universitätsgeschichte  
Eine wahrhaft überwältigende Themendichte!  
Auch regionale Bezüge und außerdem immer ganz zentral  
Frauen- und Geschlechtergeschichte – aber bitte auch intersektional!

Die Kursbeschreibung zeigt noch eine Besonderheit  
Vorbei scheint es mit der puren Lesearbeit.  
Hier soll es gehen um eigenes Recherchieren  
Sogar um selbstständiges Quellenkreieren.

Archivalien, Zeitschriften und Ego-Dokumente sind zu finden  
auch eigene Zeitzeug\*innen-Interviews lassen sich einbinden.  
Sogar die Form der Abschlussarbeit ist variable:  
Ausstellungseinheit, Blogartikel – alles Akzeptable.

Der Kurs wird zudem nicht nur von einer Person geleitet,  
dadurch werden nämlich auch noch die Perspektiven geweitet!  
In Lehre und Forschung ist Frau Paletschek eine wahre Exotin  
Gegenüber ihren Mitarbeiter\*innen aber niemals Despotin.  
Denn eins ist klar: Hierarchie? Die gibt es hier nie!



Schließlich neigt sich das Jahr dem Ende zu  
Frau Paletschek sorgt für Adventsstimmung im Nu  
bringt selbst gebackene Plätzchen für alle mit  
dazu leck'ren Glühwein, das ist der Hit!

Und alle Jahre wieder bei der Weihnachtsfeierei  
darf nicht fehlen die Schrottwichtelei  
Getauscht werden kitschige Romane und Kerzen  
es ertönt lautes Gelächter von Herzen.

Frau Paletschek lädt alle Mitarbeitenden ein  
sie ist zwar Schwäbin, doch Geiz darf nicht sein!  
großzügig, warmherzig, klug und humorvoll  
als Chefin und Mensch ist sie rundherum toll!

Erkundigt sich stets nach dem persönlichen Wohlergehen  
der Menschen, die mit ihr im Uni-Alltag stehen  
bei all dem Stress und all der Arbeit  
ermuntert sie immer zur erholenden Freizeit.

Sie selbst macht Yoga, schwimmt und läuft Ski  
ihr Alter sieht man ihr an nie!  
Doch weise ist sie und voller Lebenserfahrung  
ihre Tipps sind wertvoll für alt und jung.

Wir danken Ihnen für die erstklassige Zusammenarbeit  
voll produktivem Schaffen, Esprit und Heiterkeit  
Für die Zukunft wünschen wir Ihnen nur das Beste  
und nun erstmal ein wunderbares Feste!

Ihre



## zu den Personen

Miriam Bräuer-Viereck studierte Geschichte und Französisch in Freiburg und ist seit 2016 an der Professur für Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts beschäftigt. Zurzeit promoviert sie bei Sylvia Paletschek zum Thema „Studierende in Ost und West – Lebensstil, Generation und gesellschaftlicher Wandel am Beispiel von Jena und Freiburg (1949-1968)“.

Marie Bräuherr studiert an der Universität Freiburg im Master of Education Geschichte und Deutsch. Ihren Polyvalenten Zwei-Hauptfach-Bachelor schloss Sie im Sommersemester 2021 ab. Während ihrer Bachelorarbeit zum Thema „Postmigrantisches Erinnerungskulturen als kollektives Zukunftsprojekt Deutschlands“ wurde sie mit viel Engagement von Prof. Dr. Paletschek betreut. Seit Sommer 2021 arbeitet sie als studentische Hilfskraft im Sekretariat von Prof. Dr. Paletschek.

Muriel Lorenz besuchte bereits während ihres Studiums viele Seminare bei Sylvia Paletschek und ist seit 2017 an der Professur für Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts angestellt. Seit März 2021 arbeitet sie im MWK-Projekt „Alleinstehende Frauen“, „Freundinnen“, „Frauenliebende Frauen“ – Lesbische\* Lebenswelten im deutschen Südwesten“, im Rahmen dessen sie zusammen mit Sylvia Paletschek im WS2021/22 ein Hauptseminar betreute.

Sven Zepf war wissenschaftlicher Mitarbeiter und Lehrbeauftragter am Lehrstuhl Paletschek von 2017 bis 2021. Seine von der Jubilarin betreute Masterarbeit verfasste er zur studentischen Migration ins Deutsche Kaiserreich. Seit dem 1. Juni 2022 ist er Talent Acquisition Manager bei Workwise in Karlsruhe. In seiner Freizeit geht er gerne wandern, Kaffee trinken und ins Kino.

Isabelle Zink studierte Geschichte und Pädagogik. Von 2014 bis 2017 war sie als wissenschaftliche Hilfskraft bei Prof. Dr. Sylvia Paletschek beschäftigt. Ihre Masterarbeit zum Thema „Handlungsmöglichkeiten europäischer Herrschergemahlinnen in der europäischen Diplomatie um 1700“ wurde von Prof. Paletschek betreut. Heute arbeitet sie am Deutschen Uhrenmuseum Furtwangen und als freiberufliche Historikerin.



Der Schwarzwald (und immer neue Blickwinkel). Foto: privat



# Vertrauen.

## Politikwissenschaftliche Ansätze für Politik – und Hochschulpolitik

von Gisela Riescher

Am Ende der Abhandlung „Vertrauen“ von Niklas Luhmann ist die Bedeutung von Vertrauen für Politik und Gesellschaft aus systemtheoretischer Perspektive eindrücklich dargestellt: „Vertrauen ist nicht das einzige Fundament der Welt; aber eine sehr komplexe und doch strukturierte Weltvorstellung ist ohne eine ziemlich komplexe Gesellschaft und diese ohne Vertrauen nicht zu konstituieren.“ (1) Denn, so Luhmann, Vertrauen ist ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität. Nicht Situationen der Gewissheit fordern Vertrauen, sondern die der Unsicherheit und der Ungewissheit.

Nahezu jede empirische Umfrage, die sich auf Politik bezieht, fragt heute nach Vertrauen: Dabei wird nicht selten in einem Fragebogen Vertrauen in die politischen Parteien, die Regierung, das Parlament, das Bundesverfassungsgericht, das politische System und die Demokratie gleichzeitig abgefragt. Es lohnt sich, sich einmal etwas genauer zu vergewissern, was damit eigentlich abgefragt wird und was die Proband\*innen meinen, wenn sie einer Institution das Vertrauen aussprechen, welche Korrelationen hergestellt werden und was schließlich das Ergebnis aussagt.

Rational-Choice-Perspektive anlegt oder die Ergebnisse der politischen Kulturforschung und den

Sozialkapital-Ansatz für eine Untersuchung von Vertrauen und Vertrauenskrisen in Politik und Gesellschaft nutzt. Denn eine der großen Herausforderungen der Vertrauensforschung besteht in der Übertragung von dyadischen Vertrauensstrukturen auf Vertrauensobjekte, die einen kollektiven Akteurstatus wie z.B. das Parlament oder andere Institutionen besitzen.

Fragt man, um nur ein Beispiel zu nennen, nach den Ursachen der Krisen und des Scheiterns der Weimarer Republik, so sprechen vor allem politisch-kulturelle Zugänge von tiefgreifenden Vertrauenskrisen in die Verfassung, die Institutionen und die verantwortlichen Akteure. Die Forschungsliteratur diagnostiziert nahezu unisono den ‚Vertrauensverlust der Bürger\*innen in die Demokratie‘, spricht vom ‚verschundenen Vertrauen‘ in einzelne Politikbereiche, das ‚Vertrauen in den Weimarer Staat‘ sank, der Aufstieg der NSDAP gelang, weil das ‚Vertrauen in die Weimarer Republik‘ verloren war.

Eine Grundfrage der Vertrauensforschung lautet: Wer vertraut wem und woraufhin? Für den Bereich des Politischen kann eine erste Antwort lauten: Bürger\*innen vertrauen Politiker\*innen und ihr Vertrauen richtet sich auf die Funktionsfähigkeit von Politik. Denn wir müssen Politiker\*innen nicht daraufhin vertrauen, dass sie uns einen Gebraucht-

wagen redlich verkaufen. In US-amerikanischen Wahlkämpfen wird immer wieder die Frage an die Wähler\*innen gestellt, ob sie bei diesem Präsidentschaftskandidaten einen Gebrauchtwagen kaufen würden.

Wenn eine erste Antwort war, dass das Vertrauen auf die Funktionsfähigkeit von Politik geht, sollte unsere Fragestellung ergänzt werden, nämlich: Vertrauen in die *Funktionsfähigkeit demokratischer Politik*. Demokratische Politik benötigt neben der Ergebnis-, also der Output-Legitimation eine hohe Input-Legitimation. Partizipationschancen, Kommunikation der Vorhaben, Beteiligungsverfahren, Transparenz und nicht zuletzt Kontrollmöglichkeiten erhöhen das Vertrauen in die Politik: Nicht blindes Vertrauen also, sondern rational begründetes. Vertrauen ist zudem auf künftige Erwartungshaltungen ausgerichtet und ist immer verbunden mit Ungewissheit. Denn sicheres Wissen ist nicht auf Vertrauen angewiesen. Vertrauen benötigen wir insbesondere in unsicheren Situationen, in denen sicheres Wissen fehlt.

Doch nicht nur responsiv-asymerisches Vertrauen von Wähler\*innen und Bürger\*innen in die Politik leistet funktional das, was Niklas Luhmann ‚Reduktion von Komplexität‘ nennt. Das repräsentative politische System benötigt genau so *ein Vertrauen der politischen Akteur\*innen zueinander*: „Je mehr moderne politische Systeme darauf angewiesen sind, Politik in der arbeitsteiligen Organisation und über die Grenzen des eigenen Zuständigkeitsbereichs hinaus zu koordinieren, desto mehr bedürfen sie des Aufbaus von Vertrauenskapital *zwischen* den verantwortlichen Amtsträgern.“ (2)

Arthur Benz, den ich hier zitiert habe, spricht einen interessanten Ansatz aus der politikwissenschaftlichen Vertrauensforschung an, den sog. Sozialkapital-Ansatz. Nach Robert Putnam ist politisches Handeln dann erfolgreicher, wenn es sich auf Sozialbeziehungen oder soziale Gemeinschaften verlassen kann, die auf stabilen Vertrauensgrundlagen aufbauen. Das meint: Fairness im Umgang miteinander, Anerkennung gemeinsamer Normen, verpflichtende Verlässlichkeit und die Einhaltung gemeinsamer Regeln. Dem Sozialkapitalansatz folgend, erweist sich Vertrauen als politische Ressource dahingehend, dass eine Gruppe, die sich gegenseitig mit hohem Vertrauens-

vorschuss auszeichnet, politisch mehr erreicht als eine Gruppe ohne gegenseitiges Vertrauen. (3)

Arthur Benz zeigt noch einen anderen Punkt: „Vertrauen in symmetrische Beziehungen ist stabiler als in asymmetrische. Denn nicht jede Enttäuschung von Erwartung wird hier sogleich zum Verlust des Vertrauens führen. Zum einen hat es den Charakter eines sozialen Kapitals, das in längeren Prozessen aufgebaut und nicht ohne weiteres aufgegeben wird. Zum anderen können in symmetrischen Beziehungen Vertrauensverletzungen leicht repariert werden, sofern die Struktur der Kommunikation unversehrt bleibt.“ (4) Diese Form des gegenseitigen Vertrauens und der Verlässlichkeit baut sich durch gemeinsame Erfahrungen oder weiter gefasst durch gemeinsame Geschichte auf.

Nimmt man Selbstvertrauen und Vertrauen in symmetrischen Beziehungen als Grundstufen des politischen Vertrauens, so ist nun zu klären, ob sich darauf aufbauend Vertrauen in politische Institutionen und Prozesse nachweisen lässt. Gerhard Göhler spricht in diesem Zusammenhang von „Stufen des politischen Vertrauens“, die Akzeptanz und Vertrauen in politische Entscheidungen über Akteure, Institutionen und Prozesse möglich machen. (5)

Denn eine der großen Herausforderungen der Vertrauensforschung besteht in der Übertragung von dyadischen Vertrauensstrukturen auf Vertrauensobjekte, die einen kollektiven Akteurstatus wie z.B. das Parlament besitzen. Unser erstes Argument war, dass politisches Vertrauen (in diesem Dreieck gedacht: Wer vertraut wem woraufhin?) die Funktionsfähigkeit politischer Institutionen in den Mittelpunkt stellt. Reinhard Zintl argumentiert ergänzend aus dem Vertrauensansatz der Rational-Choice-Theorie heraus, dass *Institutionenvertrauen* darauf beruht, dass eine Institution in der Lage ist, die Einhaltung und Durchsetzung gegebener Spielregeln zu garantieren. (6)

Betrachtet man das Parlament als jene Institution, die in dem dafür vorgesehenen legislativen Prozess die eingebrachten Gesetze berät, in Teilen verändert, ablehnt oder beschließt, so ist unschwer zu erkennen, welche fundamentale Bedeutung einerseits die Prozess- und Verfahrensregeln und andererseits das Verhalten der Abgeordneten für die gesamte Politik haben. Wenn die Mitglieder des

Parlaments die sich selbst gegebenen – geschriebenen oder ungeschriebenen – Verfahrensregeln nicht mehr einzuhalten bereit sind, sind parlamentarische Systeme nicht mehr funktionsfähig.

In Zeiten der Pandemie erfahren wir erneut, dass politisches Handeln unter ständigem Zeit- und Koordinationsdruck steht. Die hohe Anforderung besteht nicht zuletzt darin, sich schnell ändernde Bedrohungssituationen mit den erforderlichen politischen Reaktionen angemessen zueinander in Beziehung zu setzen. Die Exekutive, also das politische Handeln einiger weniger Politiker, rückt in den Mittelpunkt. Die Parlamente werden zu einem späteren Zeitpunkt informiert und einbezogen. Die obersten Gerichte urteilen später. Was Demokratien in diesen Fällen der extremen Unsicherheit – und nicht nur dann – brauchen, sind auf der einen Seite Politiker\*innen, die verantwortungsvoll handeln und Bürger\*innen, die Vertrauen zu den gewählten Repräsentant\*innen, zu den politischen Institutionen, zur Justiz, zu den Kontrollmechanismen und schließlich zur Demokratie selbst haben.

Verantwortungsvolle Politiker\*innen berücksichtigen bei politischen Entscheidungen die vorhersehbaren Folgekosten und die möglichen Nebeneffekte und sie sind bereit, die Konsequenzen ihres Handelns zu tragen. Sie sollten abwägen können, ob die langfristigen Folgen ihrer Entscheidung für mehr und umfassende Sicherheit auf Kosten von Freiheitsrechten den liberalen Rechtsstaat nicht in einer Weise gefährden, dass irreparable Folgen entstehen. Sie müssen vor allem Sorge dafür tragen, dass Menschenrechte nicht verletzt, Menschen nicht verraten oder gedemütigt werden.

Notwendiges Vertrauen der Bürger\*innen auf der anderen Seite bedeutet nicht ahnungslose Gutgläubigkeit. Vertrauen speist sich, wie oben angeführt, aus vergangenen Erfahrungen mit demokratischen Institutionen und rechtsstaatlichen Verfahren. (7) Es resultiert aber auch aus dem Wissen um unsere Rechte, um unsere Kontrollmöglichkeiten und die Gebundenheit der Politiker\*innen an das Wählervotum. Ernst Fraenkel, einer der Altväter der deutschen Politikwissenschaft, formulierte 1964, dass ohne gegenseitiges politisches Vertrauen, ohne Political Trust – wie es in der amerikanischen Politikwissenschaft

heißt – Repräsentationsbeziehungen in der Demokratie nicht möglich seien. (8) Die Legitimität politischer Herrschaft und die Akzeptanz konkreter politischer Maßnahmen lassen sich auf Dauer nur responsiv zwischen Politiker\*innen und Bürger\*innen und damit über Verantwortung und Vertrauen gestalten. In Zeiten von Unsicherheit, in denen die politische Exekutive zu schnellem Handeln verpflichtet und demokratische Kontrolle nicht zeitgleich wirksam ist, gibt es wenig über politisches Vertrauen hinaus, das stabilisierend wirken kann. (9)

Diesen Vertrauensvorschuss in ‚sicheren‘ Zeiten aufzubauen, ihn nicht zu verspielen und als Legitimationsbasis für politisches Handeln in unsicheren Zeiten zu bewahren, ist mehr denn je eine vorrangige Aufgabe demokratischer Politik. Und dennoch, um noch einmal Niklas Luhmann zu Wort kommen zu lassen: „Vertrauen bleibt ein Wagnis.“ (10)

## Anmerkungen

(1) Niklas Luhmann: Vertrauen. Stuttgart 2000, S. 126.

(2) Arthur Benz in Reiner Schmalz-Bruns/Reinhard Zintl (Hg.): Politisches Vertrauen. Baden-Baden 2002, S. 275.

(3) Vgl. Robert Putnam: Making Democracy Work. Princeton 1993.

(4) Arthur Benz in Reiner Schmalz-Bruns/Reinhard Zintl (Hg.): Politisches Vertrauen. Baden-Baden 2002, S. 276.

(5) Gerhard Göhler: Stufen des politischen Vertrauens, in Reiner Schmalz-Bruns/Reinhard Zintl (Hg.): Politisches Vertrauen. Baden-Baden 2002, S. 221.

(6) Vgl. Reinhard Zintl: Rationalität und Moralität politischen Vertrauens, in Reiner Schmalz-Bruns/Reinhard Zintl (Hg.): Politisches Vertrauen. Baden-Baden 2002, S. 171-190.

(7) Vgl. Reiner Schmalz-Bruns/Reinhard Zintl (Hg.): Politisches Vertrauen. Baden-Baden 2002.

(8) Vgl. Ernst Fraenkel: Deutschland und die westlichen Demokratien. Stuttgart 1964.

(9) Vgl. Gary S. Schaal: Vertrauen, Verfassung und Demokratie. Wiesbaden 2004.

(10) Niklas Luhmann: Vertrauen. Stuttgart 2000, S. 31.

## zur Person

Gisela Riescher ist Professorin für Politische Philosophie, Politische Theorie und Ideengeschichte an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Zuletzt veröffentlichte sie eine neue „Einführung in die Politische Theorie“, Stuttgart 2020. Sie war Dekanin der Philosophischen Fakultät, Senatorin und Prorektorin für Redlichkeit in der Wissenschaft, Gleichstellung und Vielfalt, bis ihr im April 2021 Sylvia Paletschek in diesem Amt nachfolgte.

# Für Sylvia Paletschek

von Kerstin Krieglstein

Sylvia Paletschek ist mir im Prinzip seit unserer gemeinsamen Zeit aus dem Senat 2014–2018 bekannt. Wir saßen uns dort in der Regel gegenüber, sodass wir meistens Blick-Kontakt hatten und damit eigentlich auch eine sehr gute Einschätzung ob der Reaktionen und Emotionen der Senatssitzungen, wenngleich wir seltenst miteinander geredet haben.

Dies haben wir dann mal zum Anlass genommen und uns zu einem gemeinsamen Mittagessen im Restaurant Tizio verabredet. Von diesem Mittagessen weiß ich – ehrlich gesagt – überhaupt nicht mehr, worum es inhaltlich ging. Sehr genau erinnere ich mich aber noch, wie sympathisch mir Sylvia schon dort war und dass wir eine sehr gute Zeit dabei hatten.

Für die Besetzung des von mir neu zugeschnittenen Prorektorats für Universitätskultur brauchte es daher auch kaum den Fingerzeig auf die Historikerin, die mit den Forschungsschwerpunkten: Frauen- und Geschlechtergeschichte, Universitätsgeschichte, Wissenschaftsgeschichte, Geschichtskultur und Populäre Darstellungen von Geschichte quasi gleich alle nötigen fachlichen Tools schon mitbrachte. Ich war mir nur überhaupt nicht sicher, ob sie sich zu diesem Amt überreden lassen, sich dafür begeistern lassen würde. Ich drückte mir sehr die Daumen dafür.

Umso mehr freue ich mich, dass dies doch gelungen und so gekommen ist und das Sylvia Paletschek mit ihrer persönlichen, authentischen, erfrischenden, sachkundigen und ausgleichend gerechten Art unser Rektoratsteam so engagiert und zupackend bereichert.

Da sind wir im Rektorat doch gerne auch ein wenig ‚Studienobjekt‘ für die Forscherin.

Nicht vergessen möchte ich unsere gemeinsame Bekanntschaft mit Gisela Riescher, quasi ihre Vorgängerin im Amt der Prorektorin. Durch diese Verbindung ist ein für mich äußerst bereicherndes ‚Damenkränzchen‘ entstanden, das mir – ob bei in der Mikrowelle aufgewärmten Glühwein im winterlichen Büro oder bei einem beschaulichen Glas Wein im Garten des Colombi-Hotels – wunderbare und humorvolle Verschnaufpausen gönnt.

Liebe Sylvia, zu Deinem 65. Geburtstag wünsche ich Dir von Herzen Gesundheit und gute Momente, danke Dir herzlich für Deine Unterstützung in der Fortentwicklung unserer Universität und wenn ich mal nicht mehr weiterweiß, denke ich an Deine ‚wichtigste Botschaft‘: Keine Vorhersage war bisher richtig!

Deine Kerstin

## zur Person

Prof. Dr. Kerstin Krieglstein studierte Chemie und Pharmazie in Marburg und München. 1990 promovierte sie im Fach Pharmazie an der Universität Marburg, 1997 folgte die Habilitation für das Fach Anatomie und Zellbiologie an der Universität Heidelberg. Sie war Professorin für Anatomie von 1999-2001 an der Universität des Saarlandes und von 2001-2007 an der Universität Göttingen. 2007 wurde sie als Professorin für Anatomie an die Universität Freiburg berufen. Hier war sie von 2014-2018 Dekanin der Medizinischen

Fakultät. Von 2018-2020 war sie Rektorin der Universität Konstanz und ist seit Oktober 2020 Rektorin der Universität Freiburg. Im November 2020 wurde sie zur HRK-Vizepräsidentin für Forschung, Wissenschaftlicher Nachwuchs, Medizin und Gesundheitswissenschaften gewählt und im November 2021 als HRK-Vizepräsidentin mit dem Schwerpunkt „Hochschulmedizin und Gesundheitswissenschaften“ wiedergewählt. Seit 2007 ist Kerstin Krieglstein Mitglied der Nationalen Akademie der Wissenschaften Leopoldina.

# Sylvia Paletschek als Prorektorin für Universitätskultur

Melanie Fritscher-Fehr & Antje Harms

Seit dem 1. April 2021 bekleidet Sylvia Paletschek das Amt der Prorektorin für Universitätskultur an der Universität Freiburg. Eine Aufgabe, die sich quasi folgerichtig und fast schon natürlich zum Ende ihrer professoralen Laufbahn an ihr universitäres Wirken anschließt. Denn zu ihren Kernaufgaben gehören die Bereiche akademische Personalentwicklung, Gender&Diversity sowie die Entwicklung eines neuen universitären Leitbilds und damit Themen, mit denen sie sich sowohl in Forschung und Lehre als auch in ihren verschiedenen Funktionen in der akademischen Selbstverwaltung seit 1989 – dem Jahr, als sie Mitglied der Senatsfrauenkommission der Universität Tübingen wurde – beschäftigt hat.

Als Universitäts- und Wissenschaftshistorikerin interessiert sich Sylvia Paletschek ohnehin für die ‚Institution Universität‘ als solche – deren Selbstverständnis, Funktionsweise, Strukturen und Aufgaben und wie diese sich im Verlauf der Geschichte bis zur Gegenwart gewandelt haben. Universitätskultur wiederum umfasst für Sylvia Paletschek den Umgang der Institution mit den in ihr Wirkenden – Lehrende und Lernende, Forschende und Arbeitende – sowie die Art und Weise, wie diese in einen Austausch mit und zueinander treten. Gleichzeitig versteht sie unter Universitätskultur aber auch als „soziale und kulturelle Praxis“, das heißt, wie „im Rahmen der rechtlichen Vorgaben und Strukturen Selbstverwaltung, Lehre und Forschung sowie die Verbindungen der Universität zu einem ‚Außen‘ in Staat und Gesellschaft ‚gemacht‘ und ‚gelebt‘ werden.“(1)

Die Grundlage hierfür bilden institutionelle Werte und Ziele, die sich in einem komplexen Aus-

handlungsprozess seit der Gründung von Universitäten herausgebildet, transformiert oder Zeiten auch überdauert haben. Diesen Prozess wissenschaftlich zu analysieren und kritisch zu reflektieren war und ist Sylvia Paletschek ein stetes Anliegen. Universität stellt für sie daher auch ein „wissenschaftliches Beobachtungs- und Lernfeld“(2) dar, das sie als Mitglied des Rektorats nun noch einmal aus einer anderen Perspektive studieren und vor allem auch aktiv mitgestalten kann.

In ihrer Funktion als Prorektorin verfolgt sie – anknüpfend an die historischen Wandlungsprozesse der Universität, aber auch an ihr eigenes Wertesystem – das Ziel einer „Kultur der Offenheit, Wertschätzung und Kreativität im Lehren, Lernen, Forschen und Verwalten“(3) Sie selbst hat diese Kultur an der Universität Freiburg immer zu leben versucht und war ihren Studierenden, Promovierenden und Postdocs hierbei Mentorin und Vorbild – ihren professoralen Kolleg\*innen vielleicht manchmal auch ein mahnendes Beispiel. So mutet es tatsächlich nur logisch an, dass ausgerechnet Sylvia Paletschek dieses Amt übernommen hat und Universitätskultur nun auch im Großen, u.a. in der Entwicklung eines neuen Leitbilds der Universität Freiburg, prägt und einen Kultur- und Mentalitätswandel vorantreiben will.

Aber auch im Hinblick auf ein weiteres Aufgabenfeld ist Sylvia Paletschek die perfekte Besetzung für das Amt der Prorektorin für Universitätskultur: die geschlechter- und diversitätssensible Weiterentwicklung akademischer Karrierewegstrukturen, mit deren historischer Entwicklung sie sich wissenschaftlich immer wieder beschäftigt hat.

Hier schließt sich nun ein weiterer wichtiger Kreis ihres universitären Wirkens. Denn „auch wenn sich unsere heutige Situation in vielen Punkten – politisch, gesellschaftlich, sozial, wissenschaftlich – von den Universitätsverhältnissen des 19. Jahrhunderts grundlegend unterscheidet“, wie Sylvia Paletschek 2007 schrieb, so „sind viele der damals schon angesprochenen Probleme heute nach wie vor aktuell: Finanzierungsprobleme, Überfüllungserscheinungen, die unsichere Situation des akademischen Nachwuchses [...]“(4)

In ihrem Beitrag zu „Nutzen und Nachteil der deutschen Privatdozentur“ aus dem Jahr 2004 ging sie beispielsweise der historischen Entwicklung der Karriereverläufe von Privatdozenten nach, deren Karrierephase sie „beißend-treffend“(5) als „verschärfte Risikopassage“ beschrieb. Nie mit der Gegenwart ahistorisch gleichsetzend, aber gleichwohl vor ihr spiegelnd, wollte Sylvia Paletschek für die „Defizite des deutschen Weges zur Professur sensibilisieren“. Kritisch konstatierte sie dabei „ein in Universität und Wissenschaft wie in Politik und Gesellschaft weit verbreitetes Desinteresse am Verbleib des wissenschaftlichen Nachwuchses“(6)

Auch wenn sich dies in jüngster Zeit geändert hat und die Karriere- und Arbeitsbedingungen des akademischen Mittelbaus in den letzten Jahren wie wenige andere hochschulpolitische Themen zu einem Gegenstand kontroverser und hitziger Diskussionen in Medien, Hochschulöffentlichkeit und Politik geworden sind, lesen sich Sylvia Paletscheks Beiträge zu diesem Thema bereits 17 Jahre vor #IchbinHanna wie ein kritischer Kommentar zur aktuellen Lage – vielleicht mit Ausnahme des Begriffs des „wissenschaftlichen Nachwuchses“, den sie aufgrund seiner paternalistischen wie maternalistischen Implikationen heute nicht mehr verwendet.

Auch die „Kernzeit der sogenannten ‚klassischen Universität‘“ beschrieb Sylvia Paletschek mit analytischer Präzision als eine für Privatdozenten bedrückende Phase „enorme[r] Unsicherheit“ verbunden mit einer „hohen drop-out-Quote“, die gleichzeitig für auch heute noch wirkende Mechanismen sensibilisiert: „Generationen- und Geschlechtszugehörigkeit, das Eingebundensein in Netzwerke, die unplanbare Konjunktur von Disziplinen und Themen sowie die Gunst der Stunde bestimmen neben wissenschaftlicher Qualifikation die Berufungschancen.“ In Zeiten hoher Drittmittel-

einnahmen, der damit sich verschärfenden Unsicherheit, ob eine dauerhafte Perspektive an der Universität gefunden werden kann, sowie dem vermeintlichen kausalen Zusammenhang zwischen Innovation und permanenter personeller Erneuerung, bezog Sylvia Paletschek also bereits 2004 eindeutig Stellung. Dabei verschränkte sich ihre Empathie und ihr Verständnis für die Wissenschaftler\*innen, die ihren dauerhaften Verbleib an der Universität noch nicht sichern konnten, mit ihrer Systemkritik und der Infragestellung hochschulpolitischer Dogmen: „Daß der hohe Konkurrenzdruck und die lange Unsicherheit über den Verbleib an der Universität eine notwendige Voraussetzung für qualitativ hochwertige Forschung und Lehre war oder sein mußte, darf bezweifelt werden.“(7)

Auch gegenüber der 2002 noch neuen „Befristungsregel“ zeigte sie sich äußerst kritisch: „Momentan ist zu befürchten, dass die Befristungsregel (höchstens 12 Jahre befristete Anstellungsverhältnisse an der Universität nach dem ersten Abschluß) sowie die Umwandlung von C-2/ Oberassistentenstellen in Juniorprofessuren die ohnehin prekäre Situation des habilitierten und sich momentan in der Habilitationsphase befindenden Nachwuchses verschärfen.“(8)

Angesichts all dieser seit über einem Jahrhundert bestehenden und sich aktuell noch verschärfenden Probleme und Missstände an deutschen Universitäten könnte man nun fragen: Warum engagiert sich Sylvia Paletschek seit Jahrzehnten in einem Feld, in dem sich scheinbar nichts ändert? Was motiviert sie als Prorektorin für Universitätskultur und was treibt sie an? Was ist der Grund für ihren unerschütterlichen Optimismus und ihre Ausdauer? Die Antwort liegt wiederum in der Geschichte selbst bzw. in Sylvia Paletscheks Erkenntnis, die sie aus ihren universitätsgeschichtlichen Forschungen gewonnen hat:

„Die sogenannte moderne Universität, die sich seit dem Ende des 18. Jahrhunderts herausbildete“, und ihre Aufgabenfelder sind, „was unsere beharrenden Strukturen ebenso wie vielfach gleichbleibende Bezeichnungen häufig verdecken, in einer permanenten Veränderung begriffen.“(9) Oder frei zitiert nach einem ihrer ersten Grußworte als Prorektorin: Die Universität ist wie ein Tanker: schwer manövrierbar, träge reagierend, beladen mit schwergewichtigem Gepäck aus der Vergangenheit und in eingefahrene Strukturen, Hierarchien und

finanzielle Zwänge eingebunden. Und dennoch bewegt er sich! Allerdings braucht es „für Veränderungsprozesse oder eine neue Universitätskultur [...] einen langen Atem, eine gehörige – manchmal fast schon ungehörige – Frustrationstoleranz, es braucht eine Bereitschaft, nach Fehlern nicht gleich alles über Bord zu werfen, sondern zu analysieren, ggf. zu korrigieren und daraus zu lernen. Vor allem aber braucht es den Einsatz aller Universitätsangehörigen und neue Formen, diese zusammenzubringen, auch neue Wege, zu kommunizieren.“(10)

Für Sylvia Paletschek ist Universitätskultur also in erster Linie ein gemeinsamer Prozess, in dem Regeln und Strukturen fortgeschrieben, aber auch in Frage gestellt und verändert werden können. Dass sie diesen Prozess nun als Prorektorin federführend gestaltet, mit ihren wissenschaftlichen Kompetenzen wie persönlichen Qualitäten bereichert und dabei auch bereit ist, ‚die dicken Bretter zu bohren‘, ist ein außerordentlicher Glücksfall für die Universität Freiburg – und nicht zuletzt für die Autorinnen dieses Beitrags. Danke, Sylvia!

## Anmerkungen

(1) Vortrag im Senat am 24.02.2021.

(2) Ebd.

(3) Ebd.

(4) Paletschek, Sylvia (2007), Zurück in die Zukunft? Universitätsreformen im 19. Jahrhundert, in: Wolfgang Jäger (Hg.), Das Humboldt-Labor. Experimentieren mit den Grenzen der klassischen Universität, Freiburg, S. 15.

(5) Morgenstern, Ulf (2020), Zwischen Kolonialexpansion und Bildungsreform. Der öffentliche Intellektuelle Carl Heinrich Becker – eine Skizze, in: Martin Göllnitz/Kim Krämer (Hg.), Hochschulen im öffentlichen Raum. Historiographische und systematische Perspektiven auf ein Beziehungsgeflecht, Göttingen, S. 299.

(6) Paletschek, Sylvia (2004), Verschärfte Risikopassage. Ein historischer Blick auf Nutzen und Nachteil der deutschen Privatdozentur, in: Forschung & Lehre, Jg. 11, S. 598.

(7) Ebd., S. 600.

(8) Paletschek, Sylvia (2003) [mit Hans-Joachim Linke], Situation des wissenschaftlichen Nachwuchses im Fach Geschichte: Berufungsaussichten und Karrierestadien von Historikern und Historikerinnen an deutschen Universitäten. Ergebnisse einer Erhebung im Jahr 2002, in: Jahrbuch der Historischen Forschung in der Bundesrepublik Deutschland, Berichtsjahr 2002, München, S. 45.

(9) Vortrag im Senat am 24.02.2021.

(10) Grußwort bei der Veranstaltung „Connected Services: Einblicke und Ausblicke 2021“ am 04.05.2021.

## zu den Personen

Melanie Fritscher-Fehr hat bei Sylvia Paletschek promoviert, war bis 2014 die Koordinatorin der DFG-Forschergruppe „Historische Lebenswelten in populären Wissenskulturen“ und wechselte dann ins Wissenschaftsmanagement. In der Zwischenzeit leitet sie die Abteilung Gleichstellung, Diversität und akademische Personalentwicklung der Universität Freiburg und arbeitet somit nach einer längeren Unterbrechungsphase für und mit Sylvia Paletschek.

Antje Harms hat ab 2001 bei Sylvia Paletschek studiert, später dann promoviert und immer wieder gearbeitet – inzwischen ist sie ihre persönliche Referentin im Rektorat der Universität Freiburg.



Marina Janicke, Turmspringerin, Berlin 1971. Foto: Friedrich Gahlbeck



Strandgras, erblüht. Foto: privat

# Margarethe Cäzilie Braun, geschiedene Ritzmann. Fragmente für eine radikale Feministin

von Birgit Heidtke

Auf – wirklich sehr vielen – feministischen Stadtrundgängen zwischen 1992 und 2022 habe ich über Margarethe Braun und ihre Initiative, 1918 einen Frauenrat in Freiburg zu bilden, erzählt und diesen Fund aus den Recherchen zur Freiburger Frauengeschichte in Veröffentlichungen kontextualisiert. (1) Auch für den Text in diesem FestHeft habe ich mich wieder für sie entschieden, weil Margarethe Braun viele Schnittmengen zwischen Sylvias und meinen Interessens- und Forschungsschwerpunkten berührt. Bei den Stadtrundgängen auf jeden Fall. Bei den lesbischen Lebenswelten im Südwesten passt sie nicht ganz, doch mit Queerness lässt sie sich allemal verbinden.

Margarethe Braun, Jahrgang 1874, zieht 1911 unter ihrem ersten Ehenamen Ritzmann von Karlsruhe nach Freiburg. Sie arbeitet selbstständig, als Krankengymnastin und bezeichnet sich im Einwohnerregister Freiburg von Beruf als „Rednerin für naturgemäße Lebensweise“. Sie ist Sozialdemokratin, aktiv in der freireligiösen Gemeinde und zeigt ein Faible für Goethe. In den neun Jahren ihrer Zeit in Freiburg zieht sie achtmal um, wohnt zumeist in gutbürgerlicher Lage, oft in den oberen Stockwerken. Ab 1914 ist unter ihren Adressen auch Max Braun gemeldet, ein angehender Lehrer und 19 Jahre jünger als sie. Die beiden heiraten im Winter 1918, Margarethe ist da 44 Jahre alt. An die Freiburger Öffentlichkeit tritt Margarethe Braun im Dezember 1918, kurz vor den Wahlen zur Badischen und zur Deutschen Nationalversammlung. (2)

In drei Freiburger Tageszeitungen, der sozialdemokratischen Volkswacht, der bürgerlich-liberalen Freiburger Zeitung und dem Zentrum

nahen Freiburger Boten platzierte sie eine Anzeige, in der sie „Frauen aller Stände“ für den 28.12.1918 zu einer Versammlung in den Gartensaal des Kaffeehauses Kopf – einem gediegenen Veranstaltungsort neben dem Münsterplatz – aufrief. „Nützt und wahrt unser junges Recht!“ war ihr Appell, verbunden mit der Ankündigung, „abseits der Parteien ein freies Wort an die deutsche Frau“ richten zu wollen, zum Thema „Revolution und Frauenstimmrecht“. (3)

Offenbar im Alleingang versuchte Braun, am Ende des Wahlkampfes von 1918/19 ein partei-unabhängiges Frauenbündnis auf den Weg zu bringen. Ihre Veranstaltung war gut besucht, ihre Rede beschrieb die Presse als mitreißend.

Braun konnte Mitstreiter:innen gewinnen und kurz darauf, am 2.1.1919, kamen diese als „provisorisches Frauenkomitee“ erneut zusammen. Im Saal des Gasthauses Harmonie verabschiedete die Versammlung ein politisches Programm. In neun Forderungen gefasst, wurde es von allen Befürwortenden unterschrieben und noch am selben Abend in die Redaktionen der Freiburger Zeitungen gebracht. (4)

Zwar ist das Original verloren und damit auch die Namen der Unterzeichnenden. Daher ist Margarethe Braun die einzige namentlich bekannte Protagonistin des Freiburger Frauenkomitees. Das Manifest ist im Wortlaut jedoch überliefert. Die liberale Freiburger Zeitung veröffentlichte es vollständig, als „Zuschrift“ gekennzeichnet und in Anführungszeichen gesetzt, ohne Kommentar der Redaktion. Die „Frauenforderungen“ sind bislang der einzig überlieferte Text dieses feministischen

Projekts. Deshalb soll er hier ungekürzt wiedergegeben werden:

„Frauenforderungen.

Eine aus allen Berufsständen und Parteien am 2. Januar 1919 in Freiburg einberufene Frauenversammlung hält folgende Forderungen für in erster Linie erstrebenswert und bittet die bestehenden Parteien, sich zu diesen Forderungen klar und unzweideutig zu äußern.

1. Eine Vertretung durch Frauen, die der Zahl der wahlberechtigten Frauen entspricht, in allen sie unmittelbar berührenden Frauenfragen (Ehe, Beruf usw.) und in den sie mittelbar interessierenden Kulturfragen der angeführten Art.

2. Eine allmähliche Erziehung und Hinzuziehung der Frau zu den gesetzgebenden Körperschaften bei der Entscheidung über die großen, die ganze Nation berührenden Fragen wirtschaftlicher, sozialer und politischer Natur.

3. Die Mitwirkung der Frauen bei der Aufstellung der Wählerlisten.

4. Die Mitwirkung eines Frauenausschusses für die Friedensverhandlungen.

5. Völlige Gleichstellung der Geschlechter in der Ausbildung und Zulassung zu allen Ämtern, Berufen und Hantierungen.

6. Umgestaltung der Ehegesetzgebung unter Mitwirkung von Frauen mit der in Punkt 1 geforderten Vertreterzahl, Eherecht, gesetzlicher Schutz gegen Vergewaltigung und Mißbrauch jeder Art der Frau in der Ehe. Güterrecht. Ehescheidung.

7. Ausreichender Mutter- und Wöchnerinnenschutz, sowie Wahrung der Mutterrechte in und außer der Ehe.

8. Hebung der gefallenen Frauen durch Frauen seitens der Gemeinde und des Staates.

9. Schaffung der Möglichkeit zur Eheschließung der Beamtinnen aller Berufe.

Von der Äußerung der Parteien zu diesen Forderungen machen die zu unserer Bewegung stehenden Frauen ihre Wahlentscheidung abhängig. Die Nichtberücksichtigung dieser Forderungen durch die bestehenden Parteien würde den einmütigen Zusammenschluß der Frauen notwendig machen zur Erreichung ihrer Ziele.“ (5)

Die radikale Forderung nach einer egalitären Quotierung von Frauen in den politischen Ämtern verblüfft. Das Manifest schränkt die Geschlechtergleichheit der Stimmen zwar ein auf Entscheidungen in den „sie unmittelbar berührenden Frauenfragen“. Gleichzeitig spricht aus dieser Konkretisierung auch eine Stärke und Zuversicht der Versammlung: Sie verlangte für viele Schlüsselfragen in der rechtlichen und gesellschaftlichen Gleichberechtigung die Entscheidungshoheit der Frauen, und zwar unmittelbar. Die Freiburgerinnen verstanden sich außerdem nicht als kommunale Initiative. Sie beabsichtigten, ihre Forderungen vor und nach den Wahlen gegenüber allen Parteien zu vertreten.

Weil das gesellschaftliche Gedächtnis unzuverlässig ist, will ich es kurz auflisten: Das Berufsverbot für verheiratete Beamtinnen wurde in der Weimarer Verfassung 1919 fallen gelassen, faktisch war es bis 1957 in der BRD in Kraft. Die rechtliche Gleichstellung nichtehelicher Kinder und lediger Mütter begann in der DDR 1966 und in der BRD 1970. Vergewaltigung in der Ehe ist hierzulande seit 1997 im Strafrecht verankert, die Strafbarkeit von Beziehungsgewalt wurde erst mit dem Gewaltschutzgesetz von 2002 zur Handlungsmaxime für Polizei und Justiz. Die von vielen feministischen Generationen geforderte Reform des Ehe- und Familienrechts – 1977 in der BRD – hat es immerhin geschafft, Teil der deutschen Erinnerungskultur zu sein. Der Rechtsanspruch auf Wöchnerinnen- und Mutterschutz ist die einzige Forderung des Frauenkomitees, die bereits in der Weimarer Republik, 1927 erfüllt wurde. Alle unter Punkt 1, 4 und 5 genannten Forderungen bleiben hartnäckig offen, Zukunftswünsche.

Ohne die Revolution hätte das Wahlrecht für Frauen in Deutschland noch auf sich warten lassen. Dem nachrevolutionären Aufbruch verdanken wir es auch, dass selbst radikale feministische Positionen öffentlich sichtbar wurden. Für eine kurze Zeit.

Fam. No. <b>213440</b>	
Familienname: <b>Braun, geb. Homann.</b>	Ref. No.:
Vorname: <b>Margarete.</b>	Jahrgang: <b>1874.</b>
Wohnort: <b>Freiburg. i./Br. Sautierstr.</b>	Beruf: <b>22.</b>
Konsulat: <b>Mannheim.</b>	Gesuchs No. oder Datum: <b>Nr. 8548</b>
Reiseziel: <b>Locarno Monti.</b>	Abteilung: <b>B/4.</b>
Entscheid des Konsulates:	
Passierstelle: <b>24.11.1919</b>	Einreise No. <b>466</b>
Datum der Einreise: <b>5.11.19.</b>	Datum der Ausreise: <b>11.19.</b>
Verlängerungen: <b>bis 30. Juni</b>	
Bemerkungen: <b>mit ihrem Mann, Max.</b>	
<i>19.11.1919. 13.11.1919. (An 24.10.19. Fr. m. / Par.)</i>	
<i>E 4201 - CI 1500 1848 [2.634]</i>	

Margarethe Braun, 1874 - ?, geschiedene Ritzmann, geb. Homann.  
Politikerin, Krankengymnastin und Heilpraktikerin

In Freiburg waren es genau 6 Wochen, in denen die Presse über Margarethe Braun und das Frauenkomitee berichtete.

Die sozialdemokratische Volkswacht erwähnte Braun bereits Anfang Dezember 1918, in Artikeln zu den lokalen Wahlveranstaltungen für Frauen. (6) „Genossin Braun“ wurde hier mit Wortmeldungen zitiert, die sie auf den Frauenversammlungen der SPD und der DDP in der Publikumsdiskussion beigetragen hatte. Braun war wohl Mitglied der SPD, allerdings nicht sichtbar aktiv in der Frauenabteilung der Partei. Die Volkswacht verfolgte ihre Aktivitäten im Wahlkampf zunächst wohlwollend und berichtete über ihre erste Rede „vor überfülltem Saal“ im Dezember: „(...) beleuchtete sie unter entsprechender Berücksichtigung der jeweiligen Gesetze die Stellung der Frau im Laufe der Jahrhunderte bis in die Gegenwart. Die gewaltigsten Mächte: Staat, Kirche, Wissenschaft usw. (...) haben sie in ihrem heiligen Recht als Gattin, Mutter und auch als Staatsbürgerin brutal unterdrückt. (...) Aus der Vergangenheit müssten die Frauen notwendig den Schluss ziehen, daß jetzt, in der Geburtsstunde ihrer bevorstehenden politischen Rechtsstellung sie

in geschlossener Einheit ihre Rechte und Forderungen gegenüber den Parteien zu stellen und nötigenfalls auch durchzusetzen haben werden.“ (7)

Als das Frauenkomitee kurz darauf erklärte, als eigenständiger Zusammenschluss agieren zu wollen, ging die Redaktion auf deutliche Distanz: „Daß bei Aufstellung unserer Kandidatenliste nicht alle diesbezüglichen Wünsche der Frauen berücksichtigt werden konnten, liegt auf der Hand. Die Gründung einer Frauenpartei halten wir für aussichtslos. Die Sozialdemokratie ist von jeher für die berechtigten Forderungen der Frauen restlos eingetreten (...). Darum fortschrittlich und freiheitlich gesinnte Frauen, wählt morgen sozialdemokratisch und schließt euch unserer Partei an.“ (8).

Zum letzten Mal sollten Braun und das Komitee am 16.1.1919 in der Volkswacht (9) Platz bekommen, wo unter dem Titel *Zuschrift aus Frauenkreisen* eine namentlich ungenannte Autorin die Positionen Brauns verteidigte. Braun war im *Freiburger Boten*, dem Organ des Zentrums, heftig angegriffen worden von der Vorsitzenden Sieglitz im örtlichen Frauenausschuss des Zentrums.

Sieglitz' Polemik gibt interessante Einblicke in die strategischen Vorstellungen Margarethe Brauns und ihre intellektuellen Positionen. „Die sexuelle Frage behandelte sie dann mit einer Gründlichkeit, wie es sich tatsächlich vor einer Versammlung von Männern und Frauen nicht geziemt hat. Aber nach ihrer Ansicht muss ja die ‚Prüderie zwischen beiden Geschlechtern‘ aufhören. Pfui, vor solchen Frauen!“ (10) „Ihre ‚weltumspannenden Pläne‘ der Frauenbewegung glaubt sie einer Verwirklichung entgegenführen zu können. Schon hat sie ein Komitee gebildet, das mit ihren ‚utopistischen‘ Resolutionen noch vor dem Wahltag an die einzelnen Parteien treten soll. Frau Braun (...) (um ihre eigenen Worte zu gebrauchen) wird ‚radikal auf ihr Ziel los gehen‘. In Freiburg sei nun schon der Samen der das All umschattenden Ideen gesät. Wanderredner und Wanderrednerinnen, kleine 10 Pfennig-Broschüren werden für dessen Ausbreitung sorgen. Diese, von Frau Braun ausgehende Frauenbewegung, deren Personifikation ihr ‚eigenes Ich‘ ist, und die sie als großartige, weltumspannende ‚Wellenbewegung‘ qualifiziert, wird überall den ‚Kampf der Frau um Freiheit aus der bisherigen (angeblichen) Knechtschaft‘ hervorrufen.“ (11)

Im Mai 1920 ziehen Margarethe und Max Braun in die Schweiz. In ihrem Visum ist „Locarno Monti“ im Tessin als Aufenthaltsort angegeben. Es wird mehrfach verlängert, bis ins Jahr 1927. (13) Dann verlieren sich die Spuren der beiden. Möglicherweise lassen sie sich weiter verfolgen. Mit Zeit.

## Anmerkungen

(1) Birgit Heidtke, *Frauenstimmrecht und Frauenpolitik*, in: Dies./Christina Rössler, *Margarethes Töchter, Stadtgeschichte der Frauen von 1800 bis 1950 am Beispiel Freiburgs*. Freiburg 1995, S. 252-285. Birgit Heidtke, *Aufbruch in neues Gelände. Politische Geschlechterverhältnisse in Freiburg in den konstituierenden Jahren der Weimarer Republik*, in: Sabine Holtz/Sylvia Schaut (Hg.): *100 Jahre Frauenwahlrecht im deutschen Südwesten. Eine Bilanz*. Stuttgart 2020, S. 205-222.

(2) Informationen aus dem Stadtarchiv Freiburg, Einwohnerregister, mit herzlichem Dank an Christine Gutzmer.

(3) Siehe *Freiburger Zeitung* vom 24.12.1918, Zweites Blatt, S. 5.

(4) Die öffentliche Frauenversammlung aller Stände und Parteien, in: *Volkswacht* vom 4.1.1919, S. 3.

(5) *Freiburger Zeitung* vom 4.1.1919, Erstes Morgenblatt, S. 1.

(6) *Volkswacht*, 5.12. 1918. *Volkswacht*, 10.12.1918. *Volkswacht*, 16.12.1918.

(7) *Revolution und Frauenstimmrecht*, *Volkswacht*, 2.1.1919.

(8) Siehe (4).

(9) *Zuschrift aus Frauenkreisen*, *Volkswacht*, 16.1.1919.

(10) Die bekannten Vorträge der Genossin Braun, *Volkswacht*, 16.1.1919.

(11) Von der Sorte Braun, *Freiburger Bote*, 31.12.1918. Klammer als Kommentar der Verfasserin S. eingefügt.

(12) Noch einmal von der Sorte Braun, *Freiburger Bote*, 4.1.1919.

(13) Hinweis von und Dank an Sabine Lorenz.

## zur Person

Birgit Heidtke, feministisch arbeitende Historikerin (und umgekehrt) in Freiburg. Begegnete Sylvia P. Mitte der 1990er Jahre im Verein *Frauen & Geschichte Baden-Württemberg*, entdeckte sie dann wieder als Prof.in an der Uni Freiburg. Kleine, sehr feine Kooperationen in der historischen Popkultur, u.a. im Format *Stadtrundgang*. Konkretes zu ihrer Arbeit unter: [www.femwerkstatt.de](http://www.femwerkstatt.de).



# Verlorene Zeit

von Sabine Dabringhaus

## 失去的岁月

不像丢失的包袱  
可以到失物招领处找得回来，  
失去的岁月  
甚至不知丢失在什么地方——  
有的是零零星星地消失的，  
有的丢失了十年二十年，  
有的丢失在喧闹的城市，  
有的丢失在遥远的荒原，  
有的是人潮汹涌的车站，  
有的是冷冷清清的小油灯下面；  
丢失了的不像是纸片，可以拣起来  
倒更像一碗水投到地面  
被晒干了，看不到一点影子；  
时间是流动的液体——  
用筛子、用网，都打捞不起；  
时间不可能变成固体，  
要成了化石就好了，  
即使几万年也能在岩层里找见；  
时间也像是气体，  
像急驰的列车头上冒出的烟！  
失去了的岁月好像一个朋友，  
断掉了联系，经受了一些苦难，  
忽然得到了消息；说他  
早已离开了人间。

## Verlorene Zeit

Sie ist kein abhandengekommenes Gepäckstück,  
das man beim Fundbüro zurückholen kann,  
verlorene Zeit,  
auch lässt sich nicht sagen, wohin sie entschwand –  
manchem zerrinnt sie tropfenweise,  
manchem kommen zehn, zwanzig Jahre auf einmal abhanden,  
mancher vergeudet sie im Trubel der Städte,  
manchen flieht sie in entlegene Einöde,  
manchem entgleitet sie im Gewühl der Bahnhöfe,  
einem anderen im stillen Schein der Öllampe.  
Einmal verloren, hebt man sie nicht auf wie ein Blatt Papier,  
eher gleicht sie verschüttetem Wasser, das am Boden trocknet  
und keine Spur zurücklässt.  
Zeit ist rinnende Flüssigkeit –  
kein Sieb, kein Netz fängt sie auf;  
Zeit lässt sich nicht verfestigen,  
könnte sie zu Stein werden,  
fände man sie nach Jahrmillionen in Gesteinsschichten;  
Zeit ist eher wie Gas,  
Rauch, den eine rasende Lokomotive ausstößt!  
Mit verlorener Zeit ist es wie mit einem Freund;  
die Beziehung reißt ab, jeder hat seine Probleme,  
und plötzlich erfährt man: Er  
hat diese Welt schon längst verlassen.

Ai Qings Gedichte zählen zum Kanon der modernen chinesischen Lyrik. Seine Texte spiegeln eine tiefe Verbundenheit mit den Menschen wider. Das Gedicht „Verlorene Zeit“ wirkt zwar melancholisch, aber die Zeilen haben auch manche Assoziationen aus unserer gemeinsamen Zeit in mir geweckt: Verloren erscheint mir manchmal unsere gemeinsame Zeit, da ich gerne viel mehr Zeit mit Dir erlebt hätte und wir meistens nur Flur- und Bürozimmergespräche geführt haben. Dennoch habe ich diese sehr genossen. Einander zuhören, vertrauen und schwierige Situationen zusammen durchstehen – das macht den herausfordernden Uni-Alltag erträglich. Unser dritter Stock war und ist in dieser Hinsicht schon etwas Besonderes! Ich wünsche mir nur, daß unsere Beziehung nicht abreißt – wie in dem Gedicht – auch wenn Du Freiburg endgültig verlassen wirst und kein Gepäckstück mehr zurückbleibt.

Sabine

### zur Person

Sabine Dabringhaus studierte Sinologie, Geschichte und Politikwissenschaft. Sie promovierte am Institut für Qing-Geschichte (Qingshi Yanjiusuo) der Volksuniversität China (Zhongguo Renmin Daxue) in Peking, Volksrepublik China. Habilitation an der Ludwig-Maximilians-Universität. Seit Dezember 2008 Professorin für außereuropäische Geschichte (Schwerpunkt Ostasien) an der Universität Freiburg.

Forschungsinteressen: Monarchievergleich China – Europa; China im 20. Jahrhundert; Umweltgeschichte Chinas



# Ein Brief

von Judith Schlehe

Liebe Sylvia,

vor ganz Kurzem waren wir doch noch die jungen Professorinnen in unserer Fakultät – und jetzt gilt es schon, etwas zum Festheft anlässlich Deines 65. Geburtstages zu schreiben? Unfasslich!

Also: das Allerwichtigste ist, dass Du als Person für mich Freude, Frische, Menschlichkeit und Nähe in das Uni-Leben gebracht hast. Wir konnten – und können hoffentlich noch eine Weile – zusammen lachen, jammern, uns gegenseitig aufmuntern, (be)stärken und einander vertrauen. Wichtig ist außerdem, dass Du Deinem intellektuellen Anspruch, die ganz große Frage nach Gerechtigkeit in der Betrachtung und Darstellung von Geschichte zu stellen, immer mit ungewöhnlichen, eigenwilligen Ansätzen nachgekommen bist: Du fragst nach den Selbstdeutungen der historischen Subjekte und meinst damit alle Geschlechter, alle sozialen Gruppen und deren Lebenswelten, auch diejenigen, die sonst wenig wissenschaftliche Aufmerksamkeit erlangen. Demnach sind es nicht nur die großen, berühmten Figuren und die von ihnen geschaffenen Strukturen und Machtdynamiken, die Dich interessieren, vielmehr verschaffst Du auch den erfahrungshistorischen und alltagsbezogenen Dimensionen der „kleinen Leute“, der Ausgegrenzten, der für nicht so wichtig gehaltenen Geltung. Frauen- und Geschlechtergeschichte, Erinnerungskulturen, Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, aber auch die Einbettung okkulturer Praktiken und nicht-hegemonialer Wissenssysteme in die so genannte Moderne haben Dich beschäftigt. Und da konnten wir uns treffen. Nachdem Du einen Vortrag von mir

über die Inszenierungen von Kulturen in Themenparks gehört hast, fragtest Du, ob ich bei einer DFG-Forschungsgruppen-Initiative zu „Historische Lebenswelten in populären Wissenskulturen der Gegenwart“ mitmachen wolle. Hier kam ein weiterer Deiner Schwerpunkte zum Ausdruck: populäre Medien. Erst da habe ich gelernt, wie vielfältig und kreativ Historiker\*innen mit Quellen umgehen – bzw. diese identifizieren – können. Der von Dir und Barbara Korte souverän geleiteten, interdisziplinären Gruppe gelang es in zwei Bewilligungsphasen, vielfältige Wechselwirkungen zwischen historischem Wissen und populärkulturellen Produkten aufzuzeigen. Wohlgemerkt: Wechselwirkungen, denn bei aller kritischen Auseinandersetzung mit medialen Repräsentationen ging es nie um eine Abwertung populärer Medien, vielmehr um Einsichten in gegenseitige Beeinflussung von Wissens- und Kommunikationsformen. Zur Feier der ersten Bewilligung – aber gewissermaßen auch als Zeichen, dass wir uns mit Leib und Seele auf unsere Projekte eingelassen haben – gab es die unvergessliche, gemeinsame Fahrt aller beteiligten Profs in der Wasserachterbahn im Europapark, natürlich mit entsprechendem Jubelgeschrei. Weißt Du noch?

Was ich auch in keinem anderen interdisziplinären Verbund in dieser Weise erlebt habe: bei unseren wöchentlichen, abendlichen Forschungsgruppen-Treffen gab es immer Tee und was zu knabbern – und die Stimmung war so gelöst, dass alle sich getrauten, sowohl ganz grundsätzliche Fragen („was ist Geschichte?“) noch einmal neu zu stellen als auch gewagte, noch ungesicherte Gedanken zu äußern. Perfekt!

Meine eigenen Projekte und die meiner Doktorandinnen bezogen sich auf Japan und Indonesien. Nach dem Abschluss der Forschungsgruppe ergab sich daraus unser gemeinsames historisch-ethnologisches Seminar, nicht zu Popularisierung, sondern zu Wissenszirkulation und internationaler Studierendenmobilität. Und ich habe nicht wenig gestaunt, was Du und Deine Studierenden bezüglich der problematischen politischen Geschichte indonesischer Studenten in Deutschland herausgefunden haben. Vielleicht knüpfen wir daran irgendwann sogar nochmal an?

Erst mal bist Du mit der Universitätskultur, einschließlich Fragen von Gender, Diversity und Gleichstellung betraut und beschäftigt. Was für eine schöne, passende und zukunftsweisende Aufgabe! Liebe Sylvia, ich bin sicher, dass Du auch in Deinen kommenden Jahren an der ALU all Deinen Schwung und Deine wichtigen Fragen einbringen wirst. Ich danke Dir für die Zusammenarbeit und freue mich über die Freundschaft – auch after work...

Deine Judith

## zur Person

Judith Schlehe war von 2002 bis 2022 Professorin für Ethnologie an der Universität Freiburg. Ihre Forschungsgebiete umfassen Transkulturalität, religiöse Dynamiken, Genderforschung, Repräsentationsfragen, Umweltthemen und ethnologische Katastrophenforschung. Ihr besonderes Engagement gilt der Entwicklung neuer Ansätze von transnationaler akademischer Zusammenarbeit. Der regionale Schwerpunkt liegt in Südostasien, insbesondere Indonesien, wo sie zahlreiche Feldforschungen durchgeführt hat.

Im Sommer 2022 musste das Bächle ohne Wasser auskommen. Als symbolträchtiger Ort des Miteinanders funktioniert es trotzdem. Hier nochmal das Team FestHeft: Miriam Bräuer-Viereck, Marie Muschalek, Antje Harms, Christa Klein, Anna Lux und Mirjam Höfner. Leider konnte nicht dabei sein: Melanie Fritscher-Fehr. Ebenfalls nicht auf dem Bild, weil das schöne Foto geschossen (und daher mit bestem Dank!): Muriel Lorenz.

